



Das Ehepaar Max und Henriette Schmiedel geborene Trübenbach, Dresden 1925

Mir liegen die vor Jahren dankenswerterweise von Brigitte Schmiedel mit Schreibmaschine abgeschrieben

Familien-Aufzeichnungen und Lebens-Erinnerungen unseres Großvaters Max Schmiedel

in einer Kopie vor. Das handschriftlich geschriebene Original, das Sabine von Kurnatowski verwahrt, hat er in Freiberg in Sachsen am 14. Februar 1938 abgeschlossen. Ich durfte mir im Dezember 1995 davon eine Kopie ziehen.

Original:

Ich gebe hier nur die erste und die letzte Seite der 119 Seiten langen Handschrift wieder, um die Qualität zu verdeutlichen. Die letzte Seite wurde im Februar 1938 vollendet, da war Max Schmiedel Jahre alt (geboren 02. November 1864 in (06724-) Kayna bei Zeitz; gestorben 13. Juni 1945 in Freiberg, Sachsen).

119.

die Mütter, meine Mutter, mein Onkel, gütlich, gütlich, hatte, unter. Ich wollte, ich
 könnte mich so erinnern, guten Genschen, wie sie, auf mein Leben zurückzuführen
 und auch getroffen und frohlich in die Zukunft gehen, wie sie.

Ich bin ein feiner, weißer, deutscher, Friedrich, Carl Ludwig, Friedrich
 spricht in seinen Lebenserinnerungen, besonders in der Zeit, im Jahr 1878:
 'Lebenserinnerungen sind nicht nur Aufzeichnungen, sondern auch befruchteter
 Nachdenken sind, aber er klebt die Augen an.' Ich habe nicht gesehen, nicht
 aber nach diesen Werten und Grundsätzen. Und wenn ich mich selbst auch nicht
 weiß und die Mütter nicht, so habe ich das gesehen, wie wir das alles in einem
 von mir nicht mit mir sprechen, sondern ja sprechen. Sie können klagen
 ich weiß nicht an. Und die Ereignisse sind nicht nur Aufzeichnungen, sondern
 kommen sind bei mir für alle das Leben und Gutes, das ich gemacht
 habe, wie ich mich nicht nur selbst, sondern auch alle Menschen.
 Das ist nicht wenig und ein geliebtes Werk ist. Ich wollte, ich hätte sie nicht
 gemacht, wie ich sie gemacht.

Sonntag (18) 14. Febr. 1938. P. R. Max Schmiedel

Abschrift:

Das Folgende ist eine sorgfältige Abschrift der Abschrift, mit einigen nicht sinnändernden Veränderungen, z.B. werden einige Ziffern als Zahlworte geschrieben, Leerzeichen und Leerzeilen eingefügt. Die Nummerierung der Angehörigen der Generationen wird konsistent durchgeführt. Die im Ausklang (ab Seite anfänglich 113, jetzt 160) nachträglich aufgezeichneten Angaben sind soweit möglich bei der Beschreibung der betreffenden Personen im Text eingefügt. Vollständig eingearbeitet wurden die Sätze aus einem handschriftlichen Blatt unseres Urgroßvaters Heinrich Trübenbach, das er am 10. Januar 1895 in Dresden verfasst hat als Ergänzung seiner gedruckten Lebenserinnerungen vom Jahre 1878 und das mir Peter Schmiedel am 15. März 1990 in Dresden übergeben hat.

Außerdem wurde das Blatt "Wie es weiterging" vom Januar 1988 von Brigitte Schmiedel eingefügt (eckige Klammern). Bezüglich der Simons wurden Angaben eingearbeitet, die mir Frau Lieselotte Simon, 04103 Leipzig, Tarostraße 1, Tel. 0341-2214584 freundlicherweise am 10. April 1995 brieflich zukommen ließ; die teilweise gedruckten Angaben gehen zurück bis zum Jahr 1588. Meine kurze Notiz zur Familiengeschichte vom 30. April 1992 und ein Lebenslauf von Bischof D. Peter Krusche vom 27.12.1982/22.06.1989 wurden teilweise eingearbeitet, soweit sie mir interessant erschienen. Schließlich wurden zahlreiche Anmerkungen von mir in Schrägschrift, meist in Klammern, eingefügt. Im November 2001 wurde das Sterbedatum vom irrtümlichen 6. Juni auf den, laut Sterbeurkunde, richtigen Todestag 13. Juni 1945 geändert. Auch einige andere alte Unterlagen, die mir Ursula (Ulla) Schmiedel Ende Oktober 2001 schenkte, als sie zum 95. Geburtstag meiner Mutter in Kelkheim und Königstein war, sind eingearbeitet.

Inzwischen wurden einige weitere Anmerkungen und Zusätze ein- oder angefügt. Damit schließe ich die Bearbeitung dieser Vorlage ab, auch wenn nicht alle meine Dateien auf demselben Stand der Bearbeitung sind, weil in den letzten Jahren dies und das hinzukam, was nicht an allen relevanten Stellen durch entsprechende Änderungen berücksichtigt wurde.

Ich hoffe, damit diese Aufzeichnungen für die Zukunft lesbar zu erhalten.
 Die Arbeit sei..

Max Schmiedel gewidmet

***anlässlich der fünfundsiebzigsten Wiederkehr seines Todestages 13. Juni
1945.***

(Pfarrer Max Schmiedel:)

I.

Kayna

Die Familie Schmiedel stammt aus Haselbach. Mir sind drei Orte dieses Namens bekannt; Haselbach bei Regis (nahe Borna), zu Altenburg gehörig, aber kirchlich eingepfarrt zu Regis-Breitingen; sodann ein Haselbach zwischen Lengenfeld und Dörnthal, und zuletzt Haselbach bei Ronneburg. Der letzte Ort dürfte die Heimat der Familie sein.

(Max Schmiedel weiß das offenbar nicht genau. Das Haselbach bei 04565 Regis-Breitingen heißt heute 04617 Haselbach bei Altenburg, Thüringen. Es sind nur 16 Kilometer Luftlinie nach 06724 Kayna, wohin der Urgroßvater von Max Schmiedel übersiedelte. Also könnte dieses Haselbach auch der ursprüngliche Familiensitz gewesen sein. Das kleinere "Haselbach bei Ronneburg" liegt zwischen Gera und Crimmitschau etwas südlich der Autobahn A4 und heißt heute 07580 Haselbach bei Gera; es liegt etwa 22 km entfernt von Kayna. (Im Oktober des Jahres 2002 besuchte ich den Ort erneut, er nennt sich 07580 Rückersdorf, Landkreis Greiz, hat außer Rückersdorf die Ortsteile Haselbach und Reust. Zuständig ist die Verwaltungsgemeinschaft „Länderecke“ Seelingstädt, Tel. 036608-96310. Die Kirche aus dem Jahr 1794 und der Friedhof sind in 2002 sehr gut renoviert worden. Zuständig ist nicht mehr Frau Weiß, sondern der Pfarrer André Demut, Ev.-Luth. Pfarramt 04626 Nischwitz (zur Gemeinde Jonaswalde), Haus-Nr. 46, Tel. 036608-2474, Fax 036608-20049. Er hat in seinem Pfarramt die Kirchenbücher von Haselbach.) Das oben genannte Lengenfeld hat kein Dörnthal in seiner Nähe, also muß Max Schmiedel das 09514 Lengefeld, Erzgebirge meinen, zwischen Zschopau und Olbernhau liegend. Dort gibt es 09509 Dörnthal und dazwischen das 09509 Haselbach bei Marienberg. Es liegt 97 Kilometer Luftlinie von Kayna entfernt. Die Entscheidung zwischen den drei Haselbachs ist durch Rückfragen bei den evangelischen Kirchen eindeutig erfolgt, die ich am 8. August 1994 gestellt habe.

Antwort des Ev.-Luth. Pfarramts in 09509 Forchheim, Erzgeb.: Das 09509 Haselbach bei Marienberg in Sachsen ist nicht Herkunftsort der Schmiedels. Zwischen 1761 und 1814 gab es dort keinen einzigen Schmiedel.

Antwort des Ev.-Luth. Pfarramts in 04565 Regis-Breitingen: Das 04617 Haselbach bei Altenburg ist nicht Herkunftsort der Schmiedels. In den Kirchenbüchern von Haselbach taucht der Name Schmiedel nicht auf, lediglich der Name Schmieder ist mehrfach vorhanden.

Antwort des ev.-Luth. Pfarramts in 07580 Rückersdorf bei Ronneburg bzw. bei Gera, Pfarrerin B. Weiß, Am Kirchberg 4, erhalten am 18. März 1995 nach vielen Erinnerungen, zwei Reisen dorthin und zwei Beschwerden beim Superintendenten: Siehe den Text gschmied.wp, hier in Kopie wiedergegeben am Ende dieser Datei, und den Stammbaum gschmie2.wp. Dieses Haselbach ist der alte Wohnort der Schmiedels.

Eingehendere Nachforschungen nach Personen können auch in der Zentralstelle für Genealogie in Leipzig erfolgen, die Volkmar Weiss leitet, die 1904 gegründet wurde und die Geburts-, Hochzeits- und Sterbedaten seit etwa 1550 bis 1874 recht umfassend besitzt. Persönliche Vorsprache ist nötig! Schließlich erfuhr ich, dass man in der Kirche der Heiligen der letzten Tag (Mormonen) in Frankfurt am Main, Perthstraße Ecke Eckenheimer Landstraße in der Genealogischen Forschungsstelle bei Frau Eckart (Mo. 14-16 Uhr, Di. 9-20, Mi. 16-20 u. Sa. 9-14 Uhr) vorbestellte Mikrofilmrollen einsehen kann. Es gibt für die Evangelische Kirche Haselbach (AG. Ronneburg) ein Kirchenbuchduplikat 1809-1875 auf zwei 35mm-Mikrofilmrollen mit Taufen, Heiraten und Sterbefällen: EUROPA FILM AREA 1196002, item 3-4 und 1196003, item 1. Das steht unter Family

History Library Catalog Copyright 1987, Jan. 1999 by Intellectual Reserve Inc. Die Mormonen fanden die erste Stelle in den Kirchenbüchern aus Sachsen-Altenburg in Haselbach (AG. Ronneburg), die zweite Stelle aus Thüringen in Haselbach (AG. Ronneburg). Ebenfalls ggf. interessant, aber bisher nicht eingesehen wurden folgende weitere Nennungen im „Family History Library Catalog“: „Germany, Sachsen-Altenburg, Haselbach (AG. Altenburg)“ und „Germany, Sachsen, Haselbach“, „Germany, Sachsen, Nieder Haselbach (Haselbach)“, „Germany, Sachsen Ober Haselbach (Haselbach)“ und zuletzt „Germany, Thüringen, Haselbach (AG. Altenburg)“. Erstaunlich, diese Mormonen!

Haselbach gehörte früher zum Herzogtum Sachsen-Altenburg, das bis November 1918 bestand und dessen Haupt- und Residenzstadt die Skatstadt Altenburg war, die 980 erstmals erwähnt wurde und die im 12. und 13. Jahrhundert sogar Reichsstadt war. Dort geschah der Sächsische Prinzenraub. Haselbach gehörte zum Altenburgischen Ostkreis. Bis 1920 war das frühere Herzogtum ein Freistaat und ging dann zusammen mit anderen sächsischen Kleinstaaten aus der Ernestinischen Linie der Wettiner im Land Thüringen auf. Deshalb gibt es im Thüringischen Staatsarchiv Altenburg alte Unterlagen über Haselbach, z.B. über Hauskäufe, ich sprach deswegen mit Frau Lorenz, Tel. 03447-315488, Fax -504929.

Kayna gehörte übrigens nicht zum Altenburgischen, sondern zu der nach dem Wiener Kongress am 1. April 1816 gegründeten und zu Preußen gehörenden „Provinz Sachsen“ mit der Provinzhauptstadt Magdeburg, war also bis 1871 Ausland.)

Mein Urgroßvater war daselbst Tagelöhner und ward, wie die Urgroßmutter, über achtzig Jahre alt, eine kernfeste Natur, noch in seinem Alter mit der Radehacke arbeitend und sich in der Hauptsache von Hering und Kartoffeln ernährend (Georg Gottfried Schmiedel, geb. 3. März 1771 in Haselbach, Hausgenosse und Handarbeiter, gest. 10. Juni 1852 in Haselbach, und Maria Schmiedel geborene Gabler aus (07580) Mennsdorf, Geburtstag noch unbekannt, gest. 25. Dez. 1848 in Haselbach. Max kann Beide nicht kennengelernt haben).

Der Großvater Gottfried Schmiedel wurde in Haselbach geboren (Nach der ungefähren Angabe im Sterberegister Kayna geboren im Januar oder Februar 1797, in Wahrheit am 21. März 1797) und siedelte ca. 1824 (oder eher) nach Kayna bei Zeitz (06724 Kayna) über. Er war "Hausgenosse" (wohnte also zur Miete, und zwar in dem Hause neben Zetschens Hanlob (Hanlob ist der Vorname, Zetsch der Familienname), das später einem gewissen Müller gehörte), und war Handarbeiter. Er verheiratete sich mit Marie Rosine Lange, Schuhmacherstochter in Kayna.

(Das Trauregister der evangelischen Gemeinde Kayna, Kirchenbuch 1800-1829, Jahrgang 1825, Seite 68, Nr. 7 enthält folgende Angaben (erhalten von Frau Röder, ev. Kirche Kayna, im Juni 2002):

Bräutigam: Schmiedel, Gottfried, 28 Jahre alt, Geburtsort nicht eingetragen, Wohnort Kayna, Handarbeiter. Trautag: 30. Januar 1825.

Braut: Lange, Marie Rosine, 28 Jahre alt, Geburtsort und Wohnort Kayna.

Eltern des Bräutigams: Schmiedel, Georg, Hausgenosse und Handarbeiter, Wohnort Haselbach bei Ronneburg.

Eltern der Braut: Lange, Andreas, Hausgenosse und Schumacher, Wohnort Kayna, verstorben. - Abschrift erhalten 6.6.2002.)

(Gottfried Schmiedel ging also deshalb von Haselbach weg nach Kayna, weil er dort seine Frau gefunden hatte. Es ist sehr hilfreich, dass dieser Kirchenbuch-Eintrag das Alter des Bräutigams angibt, 28 Jahre. Also Geburtsjahr 1797. Dadurch ist der Anschluss an das Kirchenbuch von Haselbach bei Gera ganz einwandfrei gegeben, nämlich zu dem Gottfried Schmiedel, geboren 21. März 1797, Vater Georg Schmiedel, Mutter Maria Gablerin, also Gabler, die am 25. Dezember 1848 starb. Allerdings ist dort ein anderes Todesdatum angegeben! Dieses Haselbacher Kirchenbuch, siehe ganz am Ende dieser Datei, gibt folgende Auskunft:

Gottfried Schmiedel, 21. März 1797 geboren, gestorben 28. Februar 1829, Vater Georg Schmiedel, Mutter Maria Gabler, diese gestorben 25. Dezember 1848. Paten Gottlieb Schmiedel, Hausgenosse (Mieter), dritter Sohn des Gottfried Schmiedel. Nach reiflicher Prüfung gehe ich davon aus, dass der Pfarrer das Todesdatum beim falschen Gottfried Schmiedel eingetragen hat, denn da unser Vorfahr nach Kayna gegangen war, konnte er dessen

Todestag nicht erfahren. Wenn diese Theorie stimmen soll, muss es einen zweiten Gottfried Schmiedel geben, der in Wahrheit am 28. Feb. 1829 starb. Er war leicht zu finden: Dieser andere Gottfried Schmiedel wurde in Kayna am 4. Oktober 1776 geboren, für diesen hat der Pfarrer kein Todesdatum eingetragen. Dessen Vater hieß (auch) Gottfried Schmiedel, war also sicher nicht unser Vorfahr, denn dessen Vater hieß Georg Schmiedel. Auch das hohe Alter (ca. 80 Jahre), das Gottfried Schmiedel und seine Frau Maria geb. Gabler erreichten, entspricht dem, was Max Schmiedel in seinen Erinnerungen über sie sagt, während der andere Gottfried schon mit 53 Jahren starb.

Der Brief von Pfarrer André Demut aus Nischwitz vom 18.5.2005 brachte neue Informationen. Die meisten davon konnten problemlos in den Haselbach-Stammbaum eingetragen werden (ergab `g_stammbaum_schmiedel_haselbach_ändmai05.doc`). Aber zwei Angaben sind sehr wichtig:

1. die Mitteilung, dass der 1829 verstorbene Gottfried Schmiedel, dessen Eltern usw. bisher unbekannt sind, aus Fraureuth sei. Man muss also dort suchen.

2. die Mitteilung, dass nicht der Gottlieb Schmiedel, der der Sohn von Eva Maria geb. Flach ist, derjenige ist, der die Maria Pomper und später die Maria Göpel heiratete, sondern sein Halbbruder Gottlieb, der 1778 bis 1855 lebte und von der Eva Maria geb. Reichard geboren wurde. Das ändert den Stammbaum erheblich, allerdings nicht unsere direkten Vorfahren-Linien (ergab `g_stammbaum_schmiedel_haselbach_ändjuni05.doc`. Später weitere Änderungen (im August) auf Grund von Mitteilungen von Pf. Simon über Fraureuth, genaue Prüfung, dann Umbenennung in `g_stammbaum_schmiedel_haselbach.doc` und Löschung der temporären `ändg...-Stammbäume`).

Nun zurück zu den Großeltern von Max Schmiedel:)

Beide Ehegatten starben innerhalb drei Wochen 1839 in Kayna an Nervenfieber. (Das ist Typhus. Nach Auskunft der Medizinhistorikerin Doz. Dr. Ingrid Kästner von der Uni Leipzig, Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin, handelt es sich um Typhus abdominalis, Unterleibstyphus, besonders die Verlaufsform mit Benommenheit, Delirien, Psychosen usw. Entsteht durch orale Aufnahme des Erregerbakteriums *Salmonella typhi*. Letalität früher ca. 15%. In den Jahren 1833 bis 1842 sind aber für den Leipziger Raum keine Typhus-Epidemien bekannt. Allerdings schließt das nicht aus, daß Typhusfälle aufgetreten sind bzw. der Typhus endemisch vorhanden war. Über die Seuchengeschichte der Stadt Leipzig siehe Georg Grebenstein, Dissertation Leipzig 1976. Angesichts der an sich geringen Letalität von 15% nehme ich an, dass die Ernährung der Familie mangelhaft gewesen sein muss und/oder die Hygiene sehr unzureichend.)

(Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgende Auszüge aus dem Sterberegister, Kirchenbuch 1830-1845, Jahrgang 1839, Seite 78, Nr. 47 und Nr. 48:

Schmiedel, Gottfried, 42 Jahre, 9 Monate, gestorben 3. November 1839, beerdigt 5. November. Er war Hausgenosse (also Mieter ohne eigenes Haus) und Handarbeiter in Kayna. Er starb an Nervenfieber. Er hinterlässt als Witwe Maria Rosine Schmiedel und folgende 5 Kinder: 1. Johann Heinrich Wilhelm Schmiedel, geboren 7. Februar 1825, 2. Johann Ernst Schmiedel, geboren 24. März 1827, 3. Christiane Eleonore Schmiedel, geboren 18. März 1831, 4. Carl Friedrich Schmiedel, geboren 29. September 1833, 5. Pauline Schmiedel, geboren 15. Dezember 1835.)

Schmiedel, Maria Rosine, 42 Jahre, 5 Monate, 4 Tage, gestorben 21. November 1839, beerdigt 24. November 1839 in Kayna. Sie starb an Nervenfieber.

Die Familie Lange ist ausgestorben. Die Großeltern (Gottfried und Marie Schmiedel) hinterließen als Kinder:

1. (Johann) Heinrich (Wilhelm) Schmiedel,

(geboren in Kayna am 7. Februar 1825) nach seiner Verheiratung erst in Kayna wohnhaft, später in Leipzig-Reudnitz (heute Reudnitz-Thonberg in Leipzig) als Packer und Markthelfer bei Landmann (Sohn des früheren Kantors in Kayna) und Enke, Grimmaische Straße. Er sah meinem Vater sehr ähnlich. Ich habe als Student ihn bei seiner Arbeit manchmal heimgesucht. Er genoss als ehemaliger Schüler des Kantors (= Lehrer und Orgelspieler) Landmann und Kaynaer Kind eine Art Vertrauensstellung. 1903 starb er in Leipzig-Reudnitz. Er war mit Christiane geborene Steinmetz

aus Kayna verheiratet. Kinder: Pauline, Franz, Wilhelmine und Wilhelm (beide nach Amerika gezogen), Amalie (tot), Emilie (tot), und Emma.

2. Johann Ernst Schmiedel,

mein Vater, geboren am 24. März 1827 in Kayna, getauft am 27. März 1827, verheiratet mit Marie Emilie Adelheid Groitzsch aus Riesa, geboren am 26. Juli 1830 in Meißen (01662 *Meißen, Sachsen. Andere, glaubhaftere Angabe: Riesa!*). Gestorben im Krankenhaus Meißen-Cölln am 19. November 1910, abends nach 18 Uhr, begraben am 23. November 14 Uhr. (Am 30. November 1910 stirbt auch seine Frau Marie Schmiedel geb. Groitzsch, die Mutter von Max Schmiedel, ebenfalls im Krankenhaus Meißen-Cölln, und wird am 04. Dezember dort begraben.)

(Nach dem Begräbnisbuch von Meißen-Cölln von 1910 war ihr Name Marie Amalie Adelheid Schmiedel geb. Grötzsch.)

(Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgenden Auszug aus dem Taufregister, Kirchenbuch 1800-1829, Jahrgang 1827, Seite 246, Nr. 19:

Schmiedel, Johann, Ernst, 2. Kind, geboren am 24. 3., getauft am 27. 3., Eltern Gottfried Schmiedel, Hausgenosse und Handarbeiter in Kayna, und Marie Rosine, geb. Lange aus Kayna, 1. Frau.

Paten:

1. *Meister Johann Fritzsche, Erb- und Eigentumsmüller zu Rotenfurt*
2. *Meister Johann Gottlob Herbst, Horndreher, N. + E. allhier (Nachbar und Einwohner)*
3. *Frau Marie, Johann Heinrich Kühns, Bürgers und Brauerei... (einbren?) in Schmölln, Ehefrau. (Braueribesitzers?)*

und folgenden Auszug aus dem Trauregister, Jahrgang 1852, Seite 44, Nr. 5:

Bräutigam: Schmiedel, Johann Ernst, Meister, ledig, Hausbesitzer und Schneider, Geburtsort und Wohnort Kayna.

Trautag: 8. Februar 1852

Braut: Marie Emilie Grötzsch, ledig, (keine Berufsangabe), Geburtsort und Wohnort Riesa.

Eltern des Bräutigams: Schmiedel, Gottfried, Hausgenosse und Handarbeiter, Wohnort Kayna, verstorben.

Eltern der Braut: Grötzsch, Augustin (?) Friedrich, Beruf Kürschner, Wohnort Riesa, verstorben. (Muss wohl Christian Friedrich Grötzsch heißen. Angaben über die Mutter der Braut werden hier nicht gemacht, auch nicht über Trauzeugen.)

Am 5. Dezember 2009 übergab mir Ulla Schmiedel in Dresden u.a. ein hübsches Pappschächtelchen mit hellroter Unterseite, sonst allseits beklebt mit einer dunkelblauen Seidenimitation mit dünnen Zweigen mit grünroten exotischen Früchten und ebenso gefärbten Paradiesvögeln, mit Nähutensilien von Ernst Schmiedel: Zwei hölzerne Zwirnrollen, offenbar viel benutzt, mit je etwas Zwirn, schwarz und rot, eine Nähnaedel für die Nähmaschine, einen Fingerhut, nur den Ring ohne obere Kreisfläche, zwei Schiffchen oder wie man das nennt für die Nähmaschine für den Unterfaden, sowie zwei kleine, leere Metallröllchen dafür. Außerdem einen ca. 3 cm großen Knuddel aus dunkler, harter Masse, dessen Zweck mir unklar ist. Ich bewahre es in der Eiche-Vitrine im Nordzimmer auf.

3. Karl Schmiedel,

(eigentlich Carl Friedrich Schmiedel, in Kayna geboren am 29. September 1833 laut Sterberegistereintrag für seinen Vater Gottfried Schmiedel, den er mit 6 Jahren verlor) groß und stark, den Brüdern nicht ähnlich, soviel ich mich entsinne; zu meiner Kinderzeit Nachtwächter in Gleina bei Zeitz (06729 Gleina bei Zeitz, Elster), später in Zeitz Fabrikarbeiter. Er war zweimal verheiratet, zuerst mit einem Mädchen aus Kleinpörthen (06712 Kleinpörthen); die zweite Frau stammte wohl aus Gleina.

4. Eleonore (Lore) Schmiedel,

(eigentlich Christiane Eleonore Schmiedel, in Kayna geboren am 18. März 1831 laut Sterberegister-Eintrag für ihren Vater Gottfried Schmiedel, sodass sie vor Carl Friedrich hätte genannt werden müssen) verheiratet mit dem Handarbeiter (früher Bomätscher, später Kohlengrubenarbeiter) Friedrich Hempel. Er

stammte aus der Torgauer Gegend und zog als Bomätscher in seiner Jugend die Elbzillen mit stromauf. (*Bomätscher ist ein eingedeutschtes slawisches Wort für Leute, die Kähne auf der Elbe stromauf ziehen mußten. Die motorlosen Kähne heißen Zillen.*) Eleonore, Tante Lore, wie wir sie nannten, starb als Witwe in Kayna 1903. Aus der Ehe stammen zwei Söhne, Hermann Hempel, erst 1862 geboren, später Friseur und Hausbesitzer in Kayna (das zweite Haus hinter dem Wohnhause der Großeltern), wohl heute (1938 Januar) noch am Leben, und Richard Hempel, 1864 oder 65 geboren, zuletzt Fabrikarbeiter in Chemnitz, lange lungenleidend und zuletzt durch Selbstmord endend; ein guter Mensch. Beide Söhne waren verheiratet.

5. Pauline Schmiedel,

(geboren in Kayna am 15. Dezember 1835 laut Sterberegistereintrag für ihren Vater Gottfried Schmiedel. Sie verlor ihre Eltern schon mit 4 Jahren) die ich (wenigstens mit Bewußtsein) nicht gekannt habe. Sie war verheiratet mit Anton Heilmann, Stubenmaler (*Weißbinder*), später Bildhauer in Kayna, und starb circa 1868 in Kayna.

Heinrich war bei dem Tode der Eltern bereits aus der Schule und wohnte für sich. Mein Vater Ernst Schmiedel kam mit circa zwölf Jahren zu einer Schwester der Mutter, Johanne Stolz in Kayna, zusammen mit seiner Schwester Eleonore. Mit dem Bettelsack mußte er auf die Dörfer betteln gehen. Karl, circa fünf Jahre alt, kam zu Kürschner Riebisch; Pauline, circa zwei Jahre alt, kam zu Schuhmacher Beier. Letztere galt bald als Beiers Kind. Ihre Tochter Hulda, die ich vor einigen Jahren mit (*meinen Kindern*) Erich und Hanni (*Johanna Regenhard*) besuchte (in der Nähe des Bellevue) (*in Dresden-Altstadt, ein berühmtes Hotel, zwischen der Elbe und dem Opernhaus von Gottfried Semper gelegen, also nicht dort in der Neustadt, wo heute das Hotel Bellevue liegt*), hat das Haus von Beiers geerbt und einen Schuhmacher Karl Staudte geheiratet.

Mit vierzehn Jahren (1841), nach der Schulentlassung, kam mein Vater zu Schneidermeister Peuckert in Kayna in die Lehre. Vier Jahre hat er dort unter schwierigen, kümmerlichen Verhältnissen ausgehalten. Er schlief auf dem Boden unter einem Dach, durch welches es regnete und schneite, bekam ganz schlechte Kost, dafür aber allerhand Arbeit, die nicht zum Beruf gehörte. Nach der Lehrzeit kam er nach Pegau (*Postleitzahl 04523, ca. 20 Kilometer nördlich von Kayna*) als Geselle zu Brink. Er blieb dort fünfviertel Jahr (*1¼ Jahre*), ging dann nach Riesa zu Lahl, bei dem er etwa zwei Jahre arbeitete. Von dort wanderte er zurück nach Zeitz zu Jüttner (fünfviertel Jahr), dann nach Chemnitz (vierzehn Tage gearbeitet), von da nach Dresden und über Cölln bei Meißen an dem Friedhof vorbei, auf dem er nun mit seiner Frau ruht, vorbei an der Kirche, in der sein Sohn oft gepredigt, vorüber an den Stätten, wo er jahrelang zuletzt gewohnt und gearbeitet (*also Cölln*), nach Großenhain (dreizehn Monate gearbeitet), hierauf nach Altenburg (acht Wochen Arbeit).

1852 machte er sich in Kayna selbständig, der erste Schneider dort, der nicht ins Haus auf Arbeit ging. Es fehlte nicht an vielen Einwendungen und Spottreden im Anfang. Aber er setzte sich durch. Am 09. Februar 1852 hat er Marie Emilie Adelheid Groitzsch aus Riesa geheiratet. Die Trauung fand in Kayna statt. (*Offenbar hat Ernst Schmiedel seine spätere Ehefrau Marie Groitzsch auf seiner Handwerksburschen-Wanderschaft in Riesa kennen gelernt; die Entfernung zwischen Kayna und Riesa beträgt immerhin einundachtzig Kilometer Luftlinie.*)

Der Vater meiner Mutter, Christian Friedrich Groitzsch, war Kürschner, erst in Riesa, dann in Meißen. Er pachtete später in Meißen eine Holzhandlung (direkt unterhalb der alten Elbbrücke). Infolge einer Überschwemmung durch Wolkenbruch wurde ihm das Holz weggeschwemmt und er ging pleite, zumal er sich ums Geschäft nicht groß gekümmert hatte. Er ging wieder nach Riesa und wurde Briefträger, starb 1839 an Nervenfieber, in demselben Jahr und an derselben Krankheit also, wie die Eltern meines Vaters. (*Typhus. Die Entfernung zwischen Riesa und Meißen beträgt zwanzig Kilometer Luftlinie.*)

Seine Frau Rosa Groitzsch geborene Missbach aus Riesa heiratete danach wieder, und zwar einen Zimmermann Neukirch in Riesa. Neukirch stammte aus Naustadt bei Meißen (*Postleitzahl 01665*) und war später auch Briefträger. Sie ist Anfang der 1890er Jahre in Riesa gestorben. Auf sie kann ich mich noch sehr gut besinnen.

Der Großvater Groitzsch (*also der Vater von Christian Friedrich Groitzsch*) war an der Post in Meißen angestellt. (*Übrigens gibt es dort ein kleines Dorf namens 01665 Groitzsch, elf Kilometer südlich von Meißen zwischen Nossen und Wilsdruff. Es gehört jetzt zum neuen Gemeindeverbund Triebischtal, die Postzugehörigkeit ist Burkhardswalde-Munzig.*)

Meine Mutter (*Maria Rosine Schmiedel geborene Groitzsch*) wurde nicht im Hause der Eltern erzogen, sondern ist - in Meißen geboren (*Riesa ?*) - wohl bald zum Großvater Missbach nach Riesa gekommen (*also zu ihrem Großvater mütterlicherseits*). Dieser, mein Urgroßvater mütterlicherseits, war Postbote. Heute würde man ihn Postmeister nennen, oder Posthalter. Er hatte sechs Postpferde für die Post zwischen Dresden und Leipzig, besaß ein Haus in Oschatz und zwei in Riesa. Hier, im unteren Teile der Stadt (im "Dorfe"), wohnte er. Ich bin oft in diesem kleinen Haus gewesen. Es gehörte später dem Onkel Handschack, der die Schwester meiner Mutter - Pauline - geheiratet hatte. Hier wohnte auch die Großmutter Rosa, hier ist sie auch gestorben (*die Großmutter von Max Schmiedel*). Missbach, der Großvater meiner Mutter, heiratete mit fünfundsiebzig Jahren die dritte Frau und wurde wohl siebenundneunzig Jahre alt. Er stammte aus Zeithain (*Postleitzahl 01619*).

Da meine Mutter eine geborene Groitzsch war, ihre Mutter Rosa später sich mit einem Herrn Neukirch wiederverheiratete, meine Mutter aber bei ihrem Großvater Missbach erzogen wurde, wurde sie bald Missbachs Marie, bald Neukirchs Marie, bald Groitzschens Marie genannt (*durch ihre Heirat wurde sie dann Schmiedels Marie*).

Die Geschwister meiner Mutter sind:

1. Gustav Groitzsch,
später Krankenwärter auf dem Sonnenstein in Pirna. Als ich etwa zehn Jahre alt war, besuchte ich ihn mit meiner Mutter. Er hinterließ sieben Kinder, starb im Jahr 1900 in Dresden-Heidenau und ist in Pirna beerdigt. Seine Enkelin Lotte geborene Groitzsch lernte ich als Sekretärin der Superintendenten Költzsch und Ficker in Dresden kennen. Sie ist verheiratet in Dresden mit einem gewissen Herrn Schlotter.
2. Karl Groitzsch,
Schmied in Riesa, verheiratet.
3. Hermann Groitzsch,
Markthelfer bei Firma Jordan & Timäus in Dresden, dann in einer Stockfabrik. Eine Zeitlang hatte er eine Bier- und Fischchenbude auf Jahrmärkten (so habe ich ihn auf dem Lorenzkirchner Markt (*in 01619 Lorenzkirch, nördlich von Riesa*) von Riesa aus als Schüler 1877 besucht); zuletzt war er ziemlich verkommen. Er war mit einer Frau verheiratet, die sich den Anschein gab, etwas besseres zu sein. Ich bezweifle aber, ob sie es war. Sie hatten eine Tochter, ziemlich so alt wie ich. Mir sind, je länger je mehr, Bedenken gekommen, ob es seine Tochter war. Der Onkel hat mir immer einen guten Eindruck gemacht, ob er in Kayna zu Besuch war, oder Mutter mit mir bei ihm. Sie wohnten damals nahe der Frauenkirche. Zur Zeit der Vogelwiese (*ein großer Dresdener Jahrmarkt*) war ich mit Mutter dort. Im "Salvu" (*salle vue*) stand auf dem Tisch in der Mitte eine Schale mit Obst und ich wurde eingeladen, davon zu kosten. Daß es auch Früchte aus Seife gab, wußte ich bis dahin noch nicht. Auf der Vogelwiese durfte ich Karussell fahren, und zwar auf besonderen Wunsch auf Velociped (*Fahrrad*). Das war damals etwas ganz Neues und in Kayna

nicht Dagewesenes. Mit großem Eifer habe ich getreten, als ob das zur Schnelligkeit etwas beitrüge. In einer Bude sahen wir einen Maler ohne Hände, der mit einem Pinsel im Munde die schönsten Blumen malte. Für den Magen sorgten ein Paar Saucischen (*von frz. saucisson, Wurst; gesprochen Sosieſchen, das waren Würstchen aus Pferdefleisch*) in einem Teller Brühe mit Semmel. Die Würstchen - ein großer Haufen - lagen auf einem Bettuch zu ebener Erde. Abends trug der Onkel den müden Jungen auf seiner Schulter nach Hause. Mutter und ich wohnten in einem kleinen Gasthof in der Gasse (*Münzgasse ?*), die vom Neumarkt nach der Elbe führt (es liegen wohl zwei nebeneinander). Die Frauenkirche bleibt rechts liegen. Nachts weckte mich die Mutter. Es wimmelte von Wanzen; viele Hunderte. Ich bin bald wieder eingeschlafen.

Die oben genannte Tochter muß später einen Gärtner geheiratet haben, angestellt in der Hildebrandschen Villa in Langebrück (*Postleitzahl 01465, bei Radeberg, nordöstlich von Dresden*).

4. Amalie Groitzsch,
Tante Male, bei Handschacks in Riesa wohnend, eine schmutzige und höchst unsaubere Jungfer.

5. Meine Mutter Marie (*Schmiedel, geborene*) Groitzsch,
geboren am 26. Juli 1830 in Meißen, reiht sich hier ein.

6. Pauline Groitzsch,
spätere verheiratete Handschack¹, in Riesa.

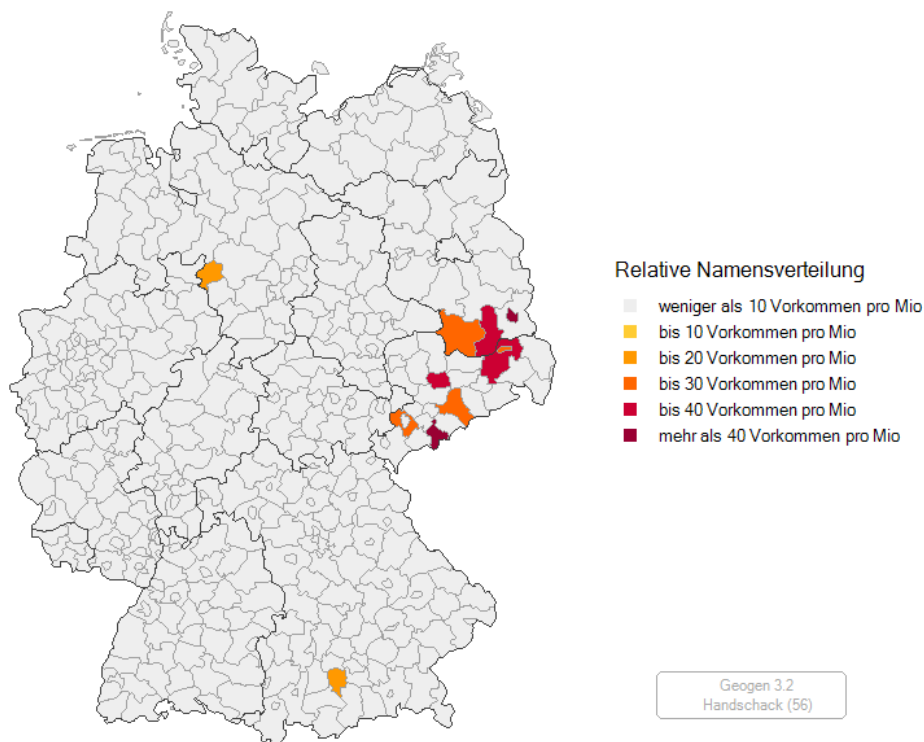
7. Stiefbruder Heinrich Neukirch.

8. Stiefschwester Emilie Neukirch,

1.) In Königstein im Taunus bewarb sich 2018 eine Nadja Majchrzak um die Stelle des Ortsbürgermeisters. Ihr Name wird „Majschack“ gesprochen.

Dadurch kam ich auf die Idee, dass Handschack ein slawischer Name sein könnte. Die relative Namensverteilung in Deutschland (56 Nennungen) im Jahr 2002 stützt diese Hypothese.

Weitere Suche im Internet zeigte, dass dieser Wortteil im Polnischen vorkommt und Grunzen, Ächzen oder Knurren bedeuten kann, aber auch ungefähr „Knecht“ oder „Routinearbeiter“, also Handarbeiter.



eine etwas verwachsene, schwatzhafte, aber gutmütige Person, in ziemlichem Alter noch verheiratet (*soll heißen, daß sie erst spät geheiratet hat*).

Alle, außer Karl, habe ich persönlich gekannt. Der Lieblingsbruder meiner Mutter war Gustav in Pir-na, und auch ich habe von ihm und seiner Familie einen guten Eindruck gewonnen.

Am 09. Februar 1852, wie bereits gemeldet, fand in Kayna die Trauung meiner Eltern statt. Das erste Kind, Berta, starb eineinhalb Jahre nach der Geburt. Am 17. September 1855 wurde meine Schwester Ida geboren, am 10. Februar 1857 meine Schwester Emma, und am 16. Januar 1868 meine Schwester Minna. Ich selbst bin am 02. November 1864 geboren. Nach mir und vor Schwester Minna erblickten im Elternhause Zwillingenjungen das Licht der Welt, Emil und Otto. Sie sind beide bald verstorben (nach fünf bzw. neun Wochen). Alle Kinder sind in Kayna geboren. Nun Näheres:

I. Berta Schmiedel.

Eineinhalb Jahre nach ihrer Geburt gestorben.

II. Ida Marie Schmiedel,

geboren am 17. September 1855 in Kayna, gestorben am 02. (01.?) Dezember 1936 in (04600) Altenburg (*wo sie bei „Tante“ Grete (Margarethe Dathe) zuletzt gelebt hatte*), lernte als Näherin in Riesa (*offenbar aufgrund der mütterlichen Beziehungen dorthin*) und arbeitete später selbständig in Leipzig. (*Ich besitze ein Foto von Ida Simon geb. Schmiedel, das an ihrem 75. Geburtstag am 17. Sept. 1930 gemacht wurde, erhalten 1996 von ihrer Enkelin, Frau Lieselotte Simon aus Leipzig. Ihr Enkel Lotbar Simon, geboren 22. Juni 1927, Halbbruder von Lieselotte, schrieb mir am 21. 12. 1996, dass seine Großmutter Ida eine Oma wie aus dem Bilderbuch gewesen sei, ruhig und gut, zankte nie, obwohl es sicher öfter Grund dazu gegeben hätte. Sie hatte zuletzt lange weiße Haare, die hinten zu einem Knoten gesteckt wurden. Sie trug meist lange dunkle Kleider, die bis zu den schwarzen Schnürschuhen reichten. Sie hatte ein Fußkissen aus rotem Samt mit Fransen daran, eine „Hitsche“. Sie war nach der Meinung ihres Sohnes Walter bis zuletzt der Mittelpunkt der Familie, man sprach sehr gut über sie.*

Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgenden Auszug aus dem Taufregister, Kirchenbuch 1855-1877, Jahrgang 1855, Seite 7, Nr. 48:

Schmiedel, Ida Maria, 2. Kind, 2. Tochter, geboren am 17.9.1855 in Kayna, getauft am 27. Sept. in Kayna, Eltern Meister Ernst Johann Schmiedel, Hausgenosse und Schneider, und Frau Maria Emilie geb. Groitzsch aus Riesa. Paten: 1. Heinrich Sauppe, Pächter des Dorotheenhofes, 2. Frau Johanna Sophie Menschke, Meister Johann Gottlieb Menschkes, Nachbar, Einwohner, Tuchmacher, hier, Ehefrau, 3. Friedrich Weidner, Nachbar, Einwohner, Ortsvorsteher, hier, 4. Frau Friederike Riebisch, Meister Wilhelm Riebischs, Nachbar, Einwohner, Kürschners, hier.)

In Riesa lernte sie ihren späteren Mann kennen, den Kaufmann Karl Hermann Simon, geboren am 24. Dezember 1851 in Zscheila bei Meißen, gestorben am 14. Januar 1921 in Leipzig, damals Aspirant an der Leipzig-Dresdner Bahn (Privatbahn). Die Hochzeit fand in Kayna am 09. Februar 1877, dem silbernen Hochzeitstage meiner Eltern, statt. Etwa ein Jahr später fing Hermann als (*selbständiger*) Seifenhändler in Cölln bei Meißen an (gegenüber dem Kaisergarten am Bahnhof, jetzt Apotheke), übernahm etwas später auch das neben seinem Laden befindliche Colonialwarengeschäft und siedelte dann nach dem Eckladen gegenüber der Post bzw. Stadt Hamburg (Hamburger Hof, ein Hotel) über (*Cölln und Zscheila sind heute Stadtteile der Stadt 01662 Meißen, Sachsen. Der Eckladen lag also in dem 1876 gebauten Haus Dresdner Str. 10, in dem später Idas Schwester Minna Simon geb. Schmiedel im zweiten, kleineren Laden ihr Weißwarengeschäft betrieb*²⁾). Das Geschäft ging sehr

2.) *Anlässlich des Besuchs Ende März 2002 in Dresden wegen des 50. Geburtstags von Rainer Trepte und in Bärenstein wegen Frau Ilse Naumann fuhr ich (Klaus Schmiedel) auch nach Meißen und dort über die Brücke nach Meißen-Cölln und schaute mir die monumentale Johanniskirche an, über die Max Schmiedel mehrfach schrieb, wo er als junger Mann gehörig ausgenutzt worden war, gegenüber die hübsche Urbanskapelle am Friedhof (Friedhofsmeister Mayer), an der eine Gedenkplatte für Pfarrer Hickmann hängt, von dem Max Schmiedel eben diese unfaire Behandlung beschreibt, und suchte den Laden, den Minna Simon geborene Schmiedel gemietet hatte für*

gut, aber Hermann strebte bei seiner geistigen Begabung, die man ihm durchaus nicht absprechen kann, nach Höherem. Er wurde Gründer und Herausgeber der Sächsischen Feuerwehrezitung und Buchdruckereibesitzer. Das Ladengeschäft wurde mehr und mehr vernachlässigt, und Hermann ging schließlich bankrott - durch eigene Schuld. Zuvor hatte er ein Haus auf der Zschendorfer Straße gekauft und das schöne Ladengeschäft aufgegeben. Er verbummelte mehr und mehr, zog nach Leipzig und wurde hier Stadtreisender für eine Nähmaschinenfabrik.

(Über die Eltern dieses Karl Hermann Simon schreibt Max Schmiedel:) Karl Friedrich Adolph Simon, geboren am 17. Dez. 1819 in (01665-) Röhrsdorf bei Meißen bzw. bei Wilsdruff, in Zscheila bei Meißen Steinbruch- und Gasthofbesitzer, dann völlig verarmt, in Riesa Handarbeiter, dort gestorben am 26. Mai 1888. Er war verheiratet mit Amalie Auguste Simon geborene Steudte aus (04779-) Wernsdorf bei Oschatz, gestorben und begraben in Dresden (ich habe sie selbst auf dem Trinitatisfriedhof zur letzten Ruhe gebracht). Er war ein feiner, liebenswürdiger Mann mit edlem Gesicht, humorvoll; sie war ein verschwendungssüchtiges Klatschweib, die sicher den Ruin des Mannes verschuldet hat. In Riesa ging sie mit Seife handeln (sie war Taufpatin ihres Enkels Hermann Rudolph Simon, Taufe 29. Juli 1885 in Meissen-Cölln). Sie hatten sieben Kinder, davon war eine, Hedwig Simon, mit fünf oder sechs Jahren gestorben (Irrtum!, siehe unten). Die (anderen) Kinder waren:

1. Karl Hermann (Siehe oben unter II., Kinder siehe unten)
2. Anna Simon verheiratete Reinhardt, geb. 17. April 1854(?, 1853!) in Zscheila bei Meißen, verheiratet mit Gefängnisinspektor Julius Reinhardt (Irrtum? Nach den Simon-Unterlagen Otto Reinhardt!) in Zschopau, wohnhaft in Radebeul bei Dresden, (Julius ist in Radebeul verstorben), gestorben am 23. Dezember 1845. (Dieses vor der Geburt liegende Todesjahr kann nicht stimmen; es handelt sich wohl um Auguste Anna Simon, die laut Taufbuch der Ev.-Luth. Johanneskirche Meissen-Cölln, Dresdner Str. von 1885 Taufpatin von Hermann Rudolph Simon war, der am 29. Juli 1885 getauft worden ist.)
3. Laura verheiratete Krumbiegel, geboren am 14. Mai 1855 in Riesa (Irrtum? in Zscheila bei Meißen), gestorben in (09573-) Augustusburg am 25. Dezember 1925, verheiratet mit Eduard Krumbiegel, Schloßwirt auf der Augustusburg bei Chemnitz (Heirat in Dresden) (verstorben).

ibr Weißwarengeschäft. Obwohl ich das Foto nicht bei mir hatte, glaubte ich den Laden gefunden zu haben in der Dresdner Str. 10 anhand der schmalen, geschnitzten Eichensäulen zwischen Tür und Schaufenster. Das war eine gute Lage, schönes Haus, gegenüber das vornehme Hotel Hamburger Hof, auch sonst gute Gebäude in der Nachbarschaft, nicht weit zur Brücke und zum alten Zentrum Cöllns. Ich fotografierte Haus und Geschäft. Übrigens hatte der Ehemann Hermann Simon von Minnas Schwester Ida ein Seifengeschäft etwa ab 1877 im großen Eckladen desselben Hauses. Wieder zu Hause, fand ich eine Postkarte vom 17. Juni 1915 von Oskar Schmiedel an Hellmuth Simon, den Sohn, und die ist gerichtet an Meissen 3, Dresdner Str. 10. Also doch! Dieses Haus gehört jetzt einer Frau (von Rudi) Bardoux, 04155 Leipzig-Gohlis Süd, Berggartenstr. 3A. Ich rief sie an (0341-5662185). Sie sagte, dass ihr Vater in den 50er Jahren das Haus gekauft hatte, um darin zu wohnen, was aber von den Behörden damals nicht gestattet wurde, dass sie jetzt dort eine Wohnung habe, dass es 1876 gebaut wurde, dass jetzt eine Filiale von McPaper drin sei, dass sie keine Unterlagen über ältere Zeiten habe, dass jetzt eine 90-jährige Dame drin wohne, die aber nicht befragt werden könne, auch ein Rechtsanwalt Christian Ross, dass ich gern mal in den Garten kommen dürfe, um ältere Fotos ggf. zu lokalisieren, denn es sei nicht viel verändert worden. Sie steckten alle Erträge wieder hinein, aber die Vermietungssituation sei unsicher. Ich schickte ihr Kopien der beiden alten Fotos von Simons in einem meiner Leder-Fotoalben hin und sie bestätigte, dass diese eindeutig das Haus Dresdner Str. 10 zeigen, eins von vorn (mit Familie Richard Simon und der Verkäuferin), eins von der Gartenseite aus. Ich vermerkte das im Album.

Von Meißen fuhr ich über Weinböbla nach Moritzburg, wo das Gestüt in Renovierung war und das Jagdschloss herrlich gepflegt aussah. Ich fuhr durch die August Bebel-Str. hinter dem Gestüt, in der in Nr. 26 der Sohn von Frau Sigrid Muster ein Haus gebaut hat. Eine Traumlage! Besser kann man sein Geld nicht anlegen und nicht wohnen.

Vom 21. zum 23. März übernachtete ich im kleinen, modernen Hotel am Schloss in 01744 Dippoldiswalde, Rosengasse 12, Tel. 03504-617947, Familie Jochem Lange, das eine junge Frau sehr effektiv betrieb. Der Ort liegt günstig zwischen Dresden und Bärenstein, den beiden Zielorten dieser Reise. Ich wollte schon seit meiner Kinderzeit den Ort „Dipps“ kennen lernen, denn am Ende der Straße „Am See“ in Dresden, in der meine Großeltern ihr Haus hatten, lag der „Dippoldiswalder Platz“ mit der hübschen Gaststätte Trompeterschläschen; er hatte es mir angetan. Ich war als kleines Kind stolz, dass ich den komplizierten Namen des Platzes fehlerfrei aussprechen konnte.

4. Emilie verheiratete Wappler, geboren in Riesa (*Irrtum? in Zscheila bei Meißen am 25. Okt. 1857 geb.*). Richard Wappler war Zollbeamter in Spandau, er starb frühzeitig.

(5. Hedwig Simon, geb. und gest. 1858 in Zscheila bei Meißen).

6. Karl Richard Simon (*Siehe unten unter VII.*)

7. Auguste Simon verheiratete Aberle in Pasadena, Kalifornien, USA. (*Auguste wurde am 11. Juli 1863 in Zscheila bei Meißen geboren, heiratete Nat Aberle in Pasadena, starb am 18. Juli 1956 in Pasadena, nach dem Geburtstagskalender von Hanna Regenhard aber am 11. Juni 1956.*)

(In einer offenbar etwas später eingefügten "Beilage zu Seite 4 ad Familie Simon" beschreibt Max Schmiedel die Familie seiner Schwester Ida Simon und seines Schwagers Hermann Simon etwas näher aus Sicht der Simons. Daraus wird klar, daß zwei seiner Schwestern, Ida und Minna, zwei Brüder Simon geheiratet haben, Hermann und Richard. Ich arbeitete die Beilage teilweise in den Text ein. Lustig ist, daß eine gleiche Doppelverbindung zweier Familien eine Generation später wieder geschah durch zwei Söhne von Max und Henriette Schmiedel, nämlich Oskar und Erich, also die Brüder meines Vaters, und zwei Schwestern Heinrich. Da noch eine dritte Schwester und ein dritter Bruder, eben mein Vater Werner Schmiedel, vorhanden waren, wurde eine Zeitlang erwartet, daß Werner die Eva Heinrich heiraten würde. Aber er widerstand dem, so die Familiensaga. Vielleicht war das nur ein Scherz, denn Eva war viel jünger als ihre Schwestern, geboren 1917. Sie war also erst 13 Jahre alt, als mein Vater heiratete. Sie heiratete später einen Herrn Michael. Sie starb als Witwe am 14. April 2006 im St. Korbinian-Heim 85598 Baldham, Brunnenstr. 28, einem katholischen Altenheim, wo sie seit einiger Zeit, nahe zur Familie v. Kurnatowski in Zorneding-Pörling, zusammen mit der krebserkrankten Brigitte Schmiedel wohnte, die dort am 07. Juni 2006 verstarb, wohl an einem Gehirnkrebs. Lange zuvor hatte sie Brustkrebs. Sie wurde eingäschert und auf dem Friedhof in Zorneding-Pörling begraben.)

Aus der Ehe (von Ida Marie geb. Schmiedel und dem Kaufmann Karl Hermann Simon) stammen fünf Kinder:

a. Hermann Georg Simon,

geboren am 02. November 1877 in Riesa, gestorben am 15. Mai 1929 in Leipzig, verheiratet am 19. August 1907 (? 1908! in Waltershausen) mit Margarete Handrich, geboren am 15. September 1885 in Waltershausen. Er war später (*Prokurist und*) Direktor einer Gummifabrik, zweimal verheiratet, dem Vater in Vielem ähnlich. Er hatte zwei Kinder, Liselotte und Gerhard, beide in Berlin gestorben (*Gerhard sei als Kind verstorben*).

b. Hermann Johann (*Johannes*) Simon,

geboren am 13. (17.!) März 1879 in Meißen-Cölln, gestorben nach fünf Wochen.

c. Ida Elisabeth (*Liesel*) Simon,

geboren am 27. Februar 1880 (*in Cölln bei Meißen*), gestorben am 04. Juli 1884. Beim Reifenspiel oberhalb der Eisenbahnbrücke in Cölln in der Elbe ertrunken (*Sie ist dem Reifen ins Wasser nachgelaufen. Im Jahre 1997 erhielt ich von Frau Lieselotte Simon aus Leipzig, Tarostrasse 1, das handschriftliche Original der Predigt, die Max Schmiedel bei der Beerdigung hielt, Abschrift siehe Datei g_max_schmiedel_trauer-rede_elisabeth_simon.doc vom Oktober 1997*).

d. Hermann Rudolph Simon (*Schreibweise „Rudolph“ gemäß Taufbuch der Ev.-Luth. Johanneskirche Meißen, vormals Cölln, von 1885*),

geboren am 12. Juni 1885 in Cölln (*nachmittags 2 Uhr. Getauft 29. Juli, sechs Paten laut Kirchenbuch: Johann Ernst Schmiedel, Schneidermeister in Dresden, also der Vater von Max Schmiedel, mithin stimmt die*

Eintragung "Dresden" im Kirchenbuch nicht; C. Friedrich Adolf Simon, Privatus, Riesa; Johann Adolf Schiffner, desgl. Cölln; Auguste Anna Simon, Dresden; Amalie Auguste Simon, desgl. (das war die Großmutter des Täufelings); Bertha Minna Schmiedel, Cölln), verheiratet (im Juni 1912 in Kiel) mit Olga Kruse aus Kiel, geboren am 25. Februar 1887 in Wilhelmshaven (gest. in Kiel am 02. Nov. 1972). Zwei Kinder: Werner und Waltraud Simon, beide in Kiel geboren. Rudolph war Seemann, Leutnant zur See, später Deckoffizier bei der Kriegsmarine in Kiel, dann pensioniert infolge Krankheit, gestorben Anfang 1938 in Kiel.

(Die Tochter Waltraud (Trauti), die verheiratet ist und seit der Pensionierung ihres Mannes mit diesem in Überlingen am Bodensee wohnte (1980, laut Margarethe Dathe). Seit einigen Jahren wohnen sie in Konstanz-Litzelstetten. Der Mann von Trauti geb. Simon heißt Wolfgang Simon, er stammt aus Dresden, gehört aber nicht zu der Simon-Familie von Trauti. Sie haben zwei Kinder; Werner Simon, der verheiratet war und drei Kinder hatte, ist 1977 gestorben.)

e. Hermann Walter Simon,

geboren am Mittwoch, den 06. Juni 1888 nachmittags halb elf Uhr in Cölln, (getauft am 03. September 1888 im Hause, Taufpaten waren Franz Öser, Rentier in Cölln, Lothar Weigand, Branddirektor in Chemnitz, Alban Albert, Fabrikant in Hohenstein und Guido Reiche, Goldschmied in Bautzen) (gest. 04. Aug. 1966 in Leipzig) war Buchhändler (laut Margarethe Dathe. Max schreibt irrtümlich Buchhalter; auch die folgenden Angaben sind nicht richtig). Er verheiratete sich am 30. Juli 1921 mit Hilde Cordt, geboren am 28. Dezember 1902 in Berlin. Ein Kind, Lothar. (Nach dem unten genannten Brief von Margarethe Dathe geb. Simon soll Hilda Simon geb. Cordt seit dem Tode ihres Mannes bei ihrem Sohn in Stuttgart leben und 1980 noch gelebt haben. Außerdem gebe es noch eine Tochter von Walter Simon, die unverheiratet in Leipzig lebt (1980), Vorname Lieselotte. Siehe Seite 1. Ihr verdanke ich viele hier eingearbeitete Daten durch ihren Brief vom 10. April 1995). Nach diesen Angaben von Frau Lieselotte Simon hat ihr Vater Walter Simon zweimal geheiratet, zuerst am 30. Juni 1921 in Glauchau Helene Frida Penzel, geb. in Greiz am 04. Mai 1893, gest. in Leipzig am 02. Nov. 1922 an den Folgen der Geburt. Aus dieser Ehe stammt die Tochter Helene Lieselotte Simon, geb. 15. Okt. 1922 in Leipzig. Sie arbeitete in Leipzig in einem kleinen privaten Verlag (Prisma-Verlag). Sie lebt unverheiratet in Leipzig, Tarostrasse 1, wo ich sie 1996 besuchte. Die zweite Ehe wurde am 14. Aug. 1926 in Leipzig geschlossen mit Hilda Cordt, geb. 28. Dez. 1902 in Berlin, gest. 11. April 1993 in Haslach im Kinzigtal. Aus dieser Ehe stammt der Sohn Walter Lothar Simon, geb. 22. Juni 1927 in Leipzig, wo er bei seinen Eltern bis Ende 1950 lebte. Unterbrechungen waren seine Zeiten als Luftwaffenhelfer, im Arbeitsdienst und als Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Nach dem Schulabschluss hat er sich nach Stuttgart „abgesetzt“ und landete, nach ein paar Jahren an der Technischen Hochschule, in der Werbebranche. Er heiratete dann. Frau Lieselotte Simon hat von ihm ein Hochzeitsfoto, das ihn als gutaussehenden, schlanken jungen Mann zeigt, sie als hübsche, etwas dickliche junge Frau. Kinder sind die Töchter Anette und Bettina, die in 40699 Erkrath leben. Berufliche Gründe führten 1968 zur Übersiedlung nach 40625 Düsseldorf, Dörpfeldstr. 11, Tel. 0211-282727. Aber Stuttgart und Leipzig schätzt er mehr als Düsseldorf. 1977 wurde seine Ehe geschieden. Schlimmer Herzinfarkt 1992. Er betrieb selbständig bis Januar 1996 eine kleine Werbeagentur, seither „zufriedener Rentner, gänzlich ohne Langeweile“.)

f. Ida Margarethe (Grete) Simon,

geboren am 11. September 1890 in Cölln, verheiratet am 26. August 1921 in Leipzig mit Albert Georg Dathe, Buchdruckereifaktor, zur Zeit (1938) in Altenburg. (Nach einem Brief von der fast neunzigjährigen Margarethe Dathe geb. Simon aus Altenburg, Franz-Mehring-Straße 16 an Erich Schmiedel, Dresden, Ho-Chi-Minh-Straße 100 (so hatte die DDR die Bernhardstraße umbenannt) vom 20. Februar 1980, der mir vorliegt, ist ihr Mann (am 12. Dezember) 1956 an seinem Kriegsliden gestorben, die Ehe blieb kinderlos. Grete Dathe geb. Simon ist am 08. August 1982 in 04600 Altenburg gestorben.)

III. Emma Mathilde Schmiedel,

geboren am 16. Februar 1857 in Kayna, gestorben am 07. Oktober 1937 in Leipzig.

Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgenden Auszug aus

dem Taufregister, Kirchenbuch 1855-1877, Jahrgang 1857, Seite 21, Nr. 10:

Schmiedel, Emma Mathilde, 3. Kind, 3. Tochter, geboren am 16. 2.1857 in Kayna, getauft am 8. 3. 1857 in Kayna, Eltern Meister Johann Ernst Schmiedel, Schneider und Hausgenosse, und Frau Marie Emilie geborene Groitzsch aus Riesa. Paten: 1. Jungfrau Amalie Groitzsch, Gottfried Neukirchs, Zimmermanns in Riesa Stieftochter, 2. Juv. August, weiland Meister Johannes Lehmanns gewesenen Schuhmachers in Zettweil ebelich jüngster Sohn, 3. Jungfrau Amalie, Herrn Friedrich Jahns, Zieglers zur Zeit in Rehmsdorf ebelich 2. Tochter, 4. Juv. Christian, Michael Schramms Gutsbesitzers in Zettweil ebelich 3. Sohn, 5. Jungfrau Mathilde, weiland Meister Friedrich Wilhelm Kreiters, gewesenen Bäckers und Hausbesitzers in Kayna einzige Tochter.)

Sie wurde Dienstmädchen in Leipzig und lernte hier Wilhelm Bock kennen, mit dem sie noch vor der älteren Schwester Ida die Ehe schloß. Die Trauung fand am 09. Juli 1876 in Kayna statt. Wilhelm Bock stammt aus der Provinz Sachsen (das war ein Land für sich, Teil Preußens geworden, nicht mehr zu Sachsen gehörend), nördlich von Leipzig, geboren am 05. März 1849 in Tristenik (nicht gefunden. Vielleicht (04886-) Triestenitz beim Schloss Triestenitz, früher zur Provinz Sachsen gehörend, heute zu Arzberg bei Torgau eingemeindet; man könnte im Pfarramt Arzberg fragen, ob Wilhelm Bock dort geboren wurde). Er war erst Dienstmann, später Kartoffelhändler und starb noch ziemlich jung in Leipzig am 27. Februar 1897.

Aus der Ehe (von Emma geb. Schmiedel und Wilhelm Bock) stammen neun Kinder:

- a. Emma Minna Bock,
geboren am 28. Mai 1877 in Leipzig, gestorben am 22. August 1877 ebenda.
- b. Ernst Wilhelm Bock,
geboren am 30. August 1878 in Leipzig, gestorben am 05. Mai 1886 ebenda.
- c. Marie Elise Bock,
geboren am 05. August 1880 in Leipzig, gestorben am 15. April 1931 in Bösdorf (nach Lexikon-Angabe für das Jahr 1824: Bösdorf, eine Fußstunde nördlich der Stadt 04442 Zwenkau, gelegen an der linken Seite der (Weißen) Elster, gehörte zum Hochstift Merseburg bzw. zum Rittergut Eythra, später dem Amt Lützen zugeordnet, hatte 1824 118 Einwohner, 38 Häuser, 15 Hufen Land, 10 Pferde, 100 Kühe. Sowohl Bösdorf als auch Eythra sind während der 1970er oder 1980er Jahre weggebaggert worden im Zuge der Braunkohlengewinnung. Viele Einwohner und das Stahl- und Hartgußwerk von Bösdorf sind nach 04420 Knautnaundorf umgezogen), verheiratet am 31. März 1900 mit dem Posamentier Max Ölsner (Ößner?) in Bösdorf (geboren am 06. Oktober 1876 in 09456 Annaberg). Sie hatten acht Kinder:
 - A. Herbert Ölsner,
geboren am 06. September 1900 in Leipzig, Maschinist, verheiratet seit 07. Oktober 1933 mit Martha Ehrhardt, geboren am 04. März 1910 in Markranstädt, wohnhaft in Markranstädt.
 - B. Gertrud Ölsner,
geboren am 15. Juli 1903 in Leipzig, verheiratet seit dem 31. August 1929 mit dem Heizer Emil Thierenbach, wohnhaft in Wülfrath. Ein Kind, Margarete Thierenbach, geboren am 18. Februar 1930 in Wülfrath.
 - C. Erich Ölsner,
geboren am 21. September 1907 in Leipzig, Bohrer.
 - D. Walter Ölsner,
geboren am 01. September 1910 in Leipzig, Packer.

E. Liesbeth Ölsner,
geboren am 25. Februar 1913 in Leipzig, Schneiderin.

F. Johanna Ölsner,
geboren am 03. Februar 1917 in Leipzig.

G. ??,
geboren am 22. November 1919 in Bösdorf an der Elster.

H. Heini Ölsner,
geboren am 18. Oktober 1921 in Bösdorf *an der Elster*.

d. Wilhelm Albert Emil Bock,
geboren am 30. Juli 1882 in Leipzig, Amtsgehilfe, verheiratet seit 13. Oktober 1911 mit Anna Maaß, geboren am 12. Juni 1886 in Althutten (?), Kreis Beblitz (?), wohnhaft in Berlin. Sie hatten drei Kinder:

A. Else Bock,
geboren am 09. Februar 1913 in Berlin, Kaffeeverlegerin.

B. Bruno Bock,
geboren am 25. Juli 1914 in Berlin, gestorben am 05. Dezember 1914 in Berlin.

C. Ursula Bock,
geboren am 17. Februar 1923 in Berlin.

e. Wilhelm Gottfried Arthur Bock,
geboren am 19. November 1884 in Leipzig, Buchdruckermeister, verheiratet seit 13. April 1912 mit Frieda Aley, geboren am 15. November 1889 in Leipzig, wohnhaft in Leipzig. Sie hatten zwei Kinder:

A. Heinz Bock,
geboren am 29. September 1913 in Leipzig, Buchdrucker.

B. Horst Bock,
geboren am 09. August 1922 in Leipzig.

f. Johanna Rosa Bock,
geboren am 07. Juni 1887 in Leipzig, gestorben am 01. April 1893 in Leipzig.

g. Eva Margarethe Bock,
geboren am 28. August 1889 in Leipzig, verheiratet am 15. September 1914 mit dem Handlungsgehilfen Max Tränkner, geboren am 26. Februar 1877 in Leipzig, wohnhaft in Leipzig. Sie hatten drei Kinder:

A. Gerhard Tränkner,
geboren am 03. Juli 1915 in Leipzig, Steindrucker.

B. Marga Tränkner,
geboren am 08. November 1916 in Chemnitz (?), gestorben am 16. November 1916 ebenda.

C. Christa Tränkner,

geboren am 02. Januar 1930 in Leipzig.

h. Rosa Mathilde Emma Bock,
geboren am 25. April 1892 in Leipzig, verheiratet am 14. März 1925 mit Paul Schmidt, Vertreter, geboren am 24. Dezember 1893 in Mügeln, wohnhaft in Wiederitzsch bei Leipzig, Delitzscher Straße 61. Sie haben ein Kind:

A. Hans-Werner Schmidt,
geboren am 06. März 1929 in Leipzig.

i. Minna Margarete Rosa Bock,
geboren am 21. August 1895 in Leipzig, verheiratet am 19. Juni 1919 mit dem Monteur Friedrich Geißler, geboren am 26. März 1896 in Leipzig, wohnhaft in Leipzig. Sie haben zwei Kinder:

A. Rolf Geißler,
geboren am 21. April 1914 in Leipzig, Lagerist.

B. Ursula Geißler,
geboren am 28. Mai 1920 in Leipzig.

IV. Ernst Max Schmiedel,
geboren am 02. November 1864 in Kayna (*der Schreiber dieser Lebenserinnerungen und Familienaufzeichnungen. Siehe weiter unten.*)

Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgenden Auszug aus dem Taufregister, Kirchenbuch 1855-1877, Jahrgang 1864, Seite 110, Nr. 55:

Schmiedel, Ernst Max, 4. Kind, 1. Sohn, geboren am 2. November 1864 in Kayna, getauft am 17. Nov. 1864 in Kayna, Eltern Meister Johann Ernst Schmiedel, Schneider und Hausgenosse, und Frau Emilie Marie geborene Groitzsch aus Riesa. Paten: Jungfrau Laura, Dr. Christian Günthers, Arztes zu Kayna 2. Tochter, 2. Otto, juv., Herrn Kaufmann Johann Burkhardts ebenda erster Sohn, 3. Jungfrau Minna, Herrn Gastwirts Gottfried Beer in Kayna 2. Sohn, 4. Ernst, weiland Meister Karl Moeschlers, Bäcker ebenda, 2. Sohn.)

[Er starb kurz nach Ende des zweiten Weltkriegs in Freiberg, Sachsen.]

(Brigitte Schmiedel erzählte mir, dass unser Großvater Max Schmiedel gesund war bis zuletzt, er starb am 13. Juni 1945 an Darmverschluss. Begraben auf dem Donatsfriedhof zu Freiberg, siehe weiter unten.)

V und VI. Die Zwillinge Emil und Otto Schmiedel,
sie verstarben fünf bzw. neun Wochen nach ihrer Geburt.

(Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgende Auszüge aus dem Taufregister, Kirchenbuch 1855-1877, Jahrgang 1866, Seite 129, Nr. 31 und 32:

Schmiedel, Karl Emil, 5. Kind, 2. Sohn, und

Schmiedel, Friedrich Otto, 6. Kind, 3. Sohn,

geboren am 8. 6. 1866 in Kayna, getauft am 20. 6. 1866 in Kayna, Eltern Meister Johann Ernst Schmiedel, Hausgenosse und Schneider in Kayna, und Frau Marie Emilie geborene Groitzsch in Riesa.

Paten von Emil:

- 1. Meister Friedrich Zimmermann, Fleischer und Hausbesitzer in Kayna,*
- 2. Frau Minna, Herrn Johann Wilhelm Kluges, Barbiers ebenda, Ehefrau,*
- 3. Friedrich Wetzzel, Maler und Hausbesitzer in Kayna,*
- 4. Frau Eleonore, Meister Karl Seifferts, Sattlers und Hausbesitzers ebenda Ehefrau. (Damals wurde noch ausgiebig der Genitiv verwendet. „Ebenda“ = Kayna.)*

Paten von Otto:

- 1. Wilhelm Staudte, Kaufmann und Hausbesitzer in Kayna,*
- 2. Frau Elionore, Hermann Lehmanns Steinbauers ebenda Ehefrau,*

3. *Heinrich Müller, Steinbauer und Hausbesitzer in Kayna,*

4. *Frau Therese, Meister Karl Kesselbauers, Maurermeisters und Hausbesitzers ebenda Ehefrau.*

Friedrich Otto Schmiedel starb am 3. Juli 1866 als knapp 4 Wochen altes Baby.

Karl Emil Schmiedel starb am 28. Juli 1866 als 7 Wochen altes Baby.)

VII. Minna Bertha Schmiedel (*Max Schmiedel schreibt "Berta", aber im Taufbuch der Ev.-Luth. Johanneskirche Meißen-Cölln 1885 steht Bertha; sie war Taufpatin von Hermann Rudolph Simon*), geboren am 16. Januar 1868 in Kayna, Heirat am 08. Juli 1888 in Meißen-Cölln (*nach den Simon-Unterlagen war die Hochzeit in Kayna, aber das stimmt nicht, weil kein Eintrag im Kaynaer Kirchenbuch zu finden ist*), verstorben in Berlin-Spandau am 16. Juli 1935, begraben in Berlin-Charlottenburg auf dem Waldfriedhof an der Trakehnerallee.

(Am 6.6.2002 erhielt ich von Frau Röder von der Evangelischen Kirchengemeinde Kayna folgenden Auszug aus dem Taufregister, Kirchenbuch 1855-1877, Jahrgang 1868, Seite 151, Nr. 4:

Schmiedel, Minna Bertha, 7. Kind, 4. Tochter, geboren am 16. 1.1868 in Kayna, getauft am 27. 1. 1868 in Kayna. Eltern: Meister Johann Ernst Schmiedel, Schneider und Hausgenosse, und Frau Marie Emilie geb. Grotzsch von Riesa.

Paten: 1. Meister Theodor Körner, juv., Hufschmied in Kayna, 2. Jungfrau Ernestine, Meister Jakob Mehlborns, Mühlenbesitzers in Roda Tochter, 3. Bernhardt, juv., weiland Melchior Engelmanns, Bauers in Zettweil, nachgelassener Sohn, 4. Jungfrau Auguste, Karl Krugs, Gutsbesitzers in Kayna, Tochter.)

Ihr Ehemann Karl Richard Simon, Kaufmann und Prokurist bei (Firma) Schindler und Grünwald in Meißen (1895 war er dort Buchhalter laut Geburtsurkunde seines Sohnes; eine Eisengießerei), geboren am 01. Dezember 1859 in Riesa (Irrtum? in Zscheila bei Meißen!), gestorben am 20. April 1924 in Meißen, (begraben auf dem Friedhof der Ev.-Luth. Johanneskirche in Meißen; das Grab hat Hellmuth Simon bis 1966 pflegen lassen, ab dann Frau Simon; es war bis Ende 1970 gelöst.) Er war Bruder des Ehemanns von Ida, siehe oben unter II. (Minna Simon betrieb zur Ernährung der Familie ein Ladengeschäft in Meißen, Dresdnerstr. 10, in dessen zwei Schaufenstern nach einem Foto auf einer Postkarte von 1911, die ich besitze, u.a. folgende Text stand: Strumpfwaren, Strickgarne, Chemisettes, Manschetten, Handschube, Corsets. Offenbar war Richard Simon nicht in der Lage, die Familie zu ernähren; das geht auch aus Äußerungen seiner Tochter Gertrud hervor, die sich um die Finanzen kümmern musste. In die gleiche Richtung weist ein Zettel mit der Unterschrift meines Urgroßvaters, des Schneidermeisters Ernst Schmiedel, den mir Ursula (Ulla) Schmiedel im Okt. 2001 schenkte:)

300 Mark

(Dreihundert Mark)

aus der Sparkasse meines Enkels Oskar Schmiedel in Dresden zur Auszahlung an Richard Simon in Meißen am 29. Juni 1900 erhalten zu haben und zwar unter der Bedingung, daß solche 300 Mark nach meinem Tode von meiner Lebensversicherung zurückgezahlt werden sollen,

bekannt hiermit durch meine Unterschrift

Dresden, den 26. Dezbr. 1903.

Johann Ernst Schmiedel

(Ich deute diesen Vorgang infolge der 3 1/2-jährigen Zeitdifferenz zwischen Kredit und diesem Zettel so: Max' Schwester Minna Bertha hat im Juni 1900, als sie 32 Jahre alt war und 12 Jahre verheiratet, um Geld für den Lebensunterhalt der Familie Richard Simon bitten müssen, in der Hoffnung, es bald zurück zahlen zu können. Da niemand frei verfügbares Geld hatte, wurde auf das Geld zurück gegriffen, das der 3 Jahre zuvor geborene Sohn Oskar auf einem Sparbuch hatte, wahrscheinlich vom Großvater Trübenbach spendiert. Die Hoffnung, zurück zahlen zu können, erfüllte sich nicht, trotz des Wäschegeschäfts, das Frau Simon in Meißen eröffnet hatte. Dreieinhalb Jahre später - Max musste inzwischen eine Familie mit 4 Kindern ernähren, wiewohl er wahrscheinlich das höchste und sicherste Einkommen der Schmiedels hatte - drängte auf Rückzahlung. Wieder hatte niemand freies Geld. Um des lieben Friedens willen griff der Vater, der Schneider Ernst Schmiedel, in die Tasche seiner späteren Witwe, indem er dieses Geld aus seiner Lebensversicherung verpfändete. In diesem Zusammenhang

ist es fast ein Glück, dass Ernst und Marie Schmiedel im November 1910 im Abstand von nur 11 Tagen an einer Infektionskrankheit starben. Siehe auch Max Schmiedels Äußerungen in diesen Erinnerungen auf Seite 186.)

Sie hatten vier Kinder:

A. Richard Kurt Simon,

geboren am 08. Dezember 1888 in Meißen, gestorben am 06. Januar 1894 daselbst. *(nach Lieselott Simon, der 2. Ehefrau von Hellmuth Simon, ist dieser Junge in der Elbe ertrunken; seine Mutter bleichte Wäsche in den Elb-Auen. Wenn das stimmt, ist von beiden Simon-Schmiedel-Familien je ein Kind in Meißen in der Elbe ertrunken, und das im Abstand von nur rund fünf Jahren!)*

B. Elisabeth Katharina Simon,

geboren am 12. Februar 1890, gestorben am 16. März 1890 in Meißen.

C. Elise Gertrud (*Trude*) Simon,

geboren am 31. Oktober 1892 in Meißen, Krankenschwester in New York. *(Sie habe sich um die Geldangelegenheiten der Familie gekümmert. Sie sei unverheiratet nach Amerika gegangen. Gestorben etwa 1950 in New York. Ihr Tod hat ihren Bruder Hellmuth sehr bewegt. Sie hat eine Reisebeschreibung gegeben von einer Autofahrt im Jahr 1928 mit einem Ford „Lissy“ von Pasadena bei Los Angeles nach New York, deren Abschrift als Datei vorhanden ist.)*

D. Helmut Karl Richard Simon,

geboren am 26. Juli 1895 in Meißen, *(Thalstraße Nr. 6, nach Geburtsurkunde war sein korrekter Name Richard Hellmuth Simon, also ohne Karl)* Dr.-Ing. in Berlin, Schwachstrom-Elektroingenieur, verheiratet mit der Baumeisterstochter Johanna (*Hanna*) Makowka, geboren am 03. Dezember 1898, von mir getraut in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin am 24. Oktober 1924. *(Der Vater dieser Hanna Makowka war während der Gründerzeit als Maurer aus Ostpreußen nach Berlin gekommen und hatte dort viel Geld erarbeitet. Er besaß zwei Häuser (Brunsbütteler Damm und Schönwalder Strasse 14 Ecke Prediger Garten 4) in Berlin, die er 1942 seiner Tochter Hanna schenkte, also Hellmuths erster Frau. Übrigens war die Frau dieses Baumeisters Makowka auch eine geborene Makowka, sodaß Inzucht vorliegen könnte. Darauf führt die zweite Frau Simon zurück, daß bei den Kindern und Enkeln von Hellmuth Simon allerhand Krankheiten aufgetreten sind. Hanna selbst sei in späteren Jahren tablettenabhängig gewesen. Die beiden Ehefrauen haben sich nicht kennengelernt, aber nach den Erzählungen von Hellmuth Simon war Hanna selbstüchtig-egoistisch.)*

Hellmuth und Hanna Simon hatten zwei Kinder:

A. Barbara Simon,

geboren am 17. Februar 1927 in Berlin-Friedenau. *(Sie war eine hübsche junge Frau mit vollem Haar und wurde gegen den Willen ihres Vaters Schauspielerin. Verheiratet mit Hans Neubert, geb. 1924 in Dresden, Kunstmaler, den sie kennenlernte, weil ihr Vater für seine Firma eine Arbeit bei ihm bestellte. Daraufhin erbat er, Hellmuth Simon porträtieren zu dürfen; das Bild ist im Besitz von Frau Lieselott Simon. Barbara und Hans Neubert leben in Süddeutschland.)*

B. Peter Simon,

geboren am 28. Juli 1928 in Berlin-Friedenau. *(Verheiratet, 2 Kinder, sie leben im Rheinland, im Ruhrgebiet.)*

(Helmut Simon hat noch ein zweites Mal in Berlin geheiratet, die zweite Frau hat ihren Mann überlebt, sie sei Universalerbin und soll zu den Kindern aus erster Ehe unfreundlich gewesen sein, laut Margarethe Dathe 1980. Meine Eltern haben bei einer Busreise in die Normandie, ca. 1985, zufällig diese zweite Frau getroffen

und kennen gelernt - Welch ein Zufall! Sie machte dieselbe Busreise mit. Sie lebte bis zum Tode ihres Mannes in Berlin-Charlottenburg, siedelte danach um nach 91052 Erlangen, Theodor-Klippel-Str. 8, Tel. 09131-35519. Ihr Vorname ist Lieselott. Sie machte auf meine Eltern einen freundlichen Eindruck; sie sagte aber u.a., daß die Kinder aus erster Ehe nichts Richtiges geworden seien. Der Kontakt ist nicht fortgeführt worden, obwohl sie sagte, daß sie eine Freundin in der weiteren Umgebung von Kelkheim habe und, bei einem Besuch dort, meine Eltern mit besuchen wolle. Dies geschah aber nicht. Außerdem war mein Vater ärgerlich auf Hellmuth Simon, weil er auf einen Brief, in dem er ihn 1950 gebeten hatte, mir zu einem Studienplatz zu verhelfen, ablehnend geantwortet haben soll mit dem Hinweis, daß mein Vater nie etwas von sich habe hören lassen, erst jetzt, wo er etwas wolle. Siehe dazu auch weiter unten.

Nachdem ich die Adresse von Frau Simon durch Zufall von meiner Mutter erfuhr, schrieb ich sie im August 1996 an und besuchte sie am 6. September und am 27. November 1996 in Erlangen. Sie erzählte mir viel und gab bzw. ließ mir viele Fotos, einige Briefe und Akten (und eine Reisebeschreibung durch Amerika der Schwester Gertrud Simon, die als Anhang angefügt ist). Daraus ergab sich folgendes Bild:

Geburt am 26.07.1895 um vormittags 11.15 Uhr in Meißen, Thalstraße Nr. 6, korrekter Name: Richard Hellmuth Simon. Er selbst nennt sich später Hellmut oder Helmut. Der Vater, nach Geburtsurkunde des Sohnes „Der Buchhalter Carl Richard Simon“ sei Weingutsbesitzer in Meißen gewesen, er mußte zusehen, wie sein Weinberg durch Rebläuse vernichtet wurde.

1901 bis 1905 Volksschule in Meißen, 1905 bis 1915 Realgymnasium in Meißen. 1915 Abitur. Um diese Zeit wohnte die Familie in der Dresdner Str. 10 in Meißen 3, über dem Weisswarengeschäft der Mutter. Er war 1915 bis 1920 zum Studium der Mathematik (so eine Visitenkarte) und vor allem der Physik an der Allgemeinen Abteilung der Königlichen Technischen Hochschule zu Dresden immatrikuliert und wohnte währenddessen wie ein Sohn bei der Familie des Verfassers, Max Schmiedel, zur Freude auch meines Vaters Werner Schmiedel. Sein Arbeitsgebiet war die Festkörperforschung. Er wurde vom Militärdienst im ersten Weltkrieg zurückgestellt wegen Untauglichkeit bzw. Herzkrankheit und arbeitete dafür während seines Studiums im Rahmen des Vaterländischen Hilfsdienstes im meteorologischen Dienst an der Königlichen Landeswetterwarte in Dresden und in Wahnisdorf mit. Dafür bekam er monatlich 150 Mark und 1 Mark für jede Fahrt nach Wahnisdorf. Er stand dem Wandervogel nahe, war sehr naturverbunden, liebte Wanderungen im Elbsandsteingebirge.

1919 Staatsprüfung für das höhere Schulamt. 1920 Promotionsprüfung in Dresden zum Dr. rer. techn.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit beschreibt Hellmuth Simon selbst wie folgt:

„Bereits während meines Studiums arbeitete ich als physikalischer Berater mit Herrn Sanitätsrat Dr. Schanz zusammen. Als bekannter Augenarzt interessierte er sich für den Einfluß der Sonnenstrahlung auf die biologische Wirkung in den Zellen der Lebewesen. Ich baute daher ein Sonnenspektrometer mit UV-Zelle. Die Zelle konnte ausgewechselt werden, und zwar wurde einmal eine Cadmiumzelle, zum anderen eine mit Quarzfenster versehene Kalium-Photozelle verwendet, die ich für diesen Zweck herstellte. Ferner wurden die verschiedenen Wirkungen, und zwar wellenlängenabhängig, des äußersten Ultravioletts einer Quecksilberdampf Lampe auf das menschliche Auge untersucht, insbesondere die an Hornhaut, Linse und Glaskörper ausgelöste Fluoreszenz (man mag es garnicht lesen!). Da Herr Dr. Schanz davon überzeugt war, daß durch starke UV-Strahlung der Altersstar hervorgerufen wird, entwickelten wir mit Zeiss und Schott, Jena UV-absorbierende Gläser, z.B. das Euphos-Glas. Ich machte die entsprechenden Absorptionsmessungen. Die Arbeiten wurden von Herrn Dr. Schanz in der „Augenheilkunde“ veröffentlicht.

1920. Nach Abschluß der Dr.-Arbeit trat ich bei Telefunken ein und übernahm die Entwicklung der Glühkathoden und das vakuumtechnische Labor.

1921 erfolgte die Veröffentlichung der Dr.-Arbeit: H. Sende und H. Simon, Zeitschrift für Physik: Über den Einfluß von Gasen auf die Lichtelektrizität.

1921 Patentanmeldung über Oxydkathoden sehr hoher Empfindlichkeit durch Zusätze von seltenen Erden, insbesondere Lanthan.

Patentanmeldung über die Reduktion von Oxyden. In dieser wird erstmals nachgewiesen, dass im Gegensatz zu der damaligen Auffassung von Wehnelt und Gebirtz nicht das Oxyd emittiert, sondern eine dünne, auf dem Oxyd sitzende, wahrscheinlich atomare Metallschicht der Erdalkalimetalle, während die Verbindungen der seltenen Erden die Leitfähigkeit des Oxyds stark erhöhen, wenn ganz bestimmte Mischungsverhältnisse gewählt werden. Die Glühtemperatur der Oxydkathoden wurde dadurch um 200° herabgesetzt und die Lebensdauer von 1000 Stunden auf über 10.000 Stunden erhöht.

1921 Um fabrikatorisch einwandfreie Vakuummessungen durchführen zu können, wurde die Entwicklung eines Ionisationsmanometers aufgenommen.

1923 Die besonders in Senderöhren sich störend bemerkbar machende Sekundäremission des Gitters wurde zu beseitigen versucht, indem die Austrittsarbeit der Elektronen durch Überzug von Metallen mit Metalloxyden, bzw. durch „Carborierung“ möglichst hoch gemacht wurde (Patentanmeldung).

1923 Übernahme der Leitung des Telefunken-Röhrenlabors.

1924 Gasdruckmessungen mit Elektronenröhren als Ionisationsmanometer, *Telefunkenzeitung* 32/33, S. 56.

1924 H. Rukop, *Moderne Empfängerröhren*, *Telefunkenzeitung* 38, S. 19 (alle Messungen wurden von H. Simon ausgeführt, insbesondere Festlegung der Arbeitstemperaturen für Oxydkathoden, Thoriumkathoden und Wolframkathoden. Ferner stellte ich ein Diagramm auf, aus welchem für eine Lebensdauer von 1000 Stunden und einer bestimmten geforderten Elektronenemission pro cm Oberfläche der notwendige Drahtdurchmesser von Wolframdrähten entnommen werden konnte.

1924 H. Simon, Über Thoriumkathoden, *Telefunkenzeitung* 36, S. 45

1924 H. Simon, Ionisationsmanometer, *Zeitschr. f. techn. Phys.* Nr. 6, S. 221

1924 H. Simon, Nutzeffekt einer Senderöhre, *Telefunkenzeitung*

1924 H. Simon, Mitteilungen aus dem Telefunken-Röhrenlabor, *Telefunkenrundschau* S. 44

1925 Patent über eine mechanische Flachgitter-Herstellung

1925 Vereinigung der Telefunkenröhrenlaboratorien mit dem Osram-AEG Röhrenlabor unter meiner Leitung

1925 H. Simon, Die Wirkungsweise einer Drei-Elektrodenröhre im Amateurempfänger, *Der Sächsische Funk* 1. Jahrgang 1925

1925 H. Simon, Die Amateursenderöhre RS 228, *Telefunkenrundschau* Nr. 12, 2. Jahrgang, S. 14

1926 H. Simon, Herstellung und Prüfung von Empfängerröhren, *Osram-Nachrichten*, 8. Jahrgang

1926 H. Simon, Wie eine Telefunkenröhre entsteht, *Telefunkenrundschau* Nr. 13, S. 4.

Hier bricht die mir vorliegende Aufstellung ab.

Als späteres Beispiel liegt mir das DDR-Wirtschaftspatent Nr. 17118 vor: „Verfahren zur Herstellung einer Kadmiumsulfidzelle mit konstanter Strahlungsempfindlichkeit“ von Dr. Hellmut Simon, Berlin-Charlottenburg, Prof. Dr. Friedrich Möglich (verstorben; der frühere Chef von H.S. in der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin-Buch) und Dr. Josef Faßbender, Bonn, ausgegeben 23. Juni 1959, also noch vor der Errichtung der Mauer zwischen Ost- und Westberlin.

Danach ging er zu AEG („Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft“) in Berlin, er arbeitete dort wieder in der Forschung und Entwicklung, Arbeitsgebiet Photozellen.

Da er dort Vorstandsmitglied und sogar Vorstandsvorsitzender werden konnte, wechselte er zu DeTeWe („Deutsche Telephonwerke und Kabelindustrie AG“), die Fernsprechanlagen und Rechenmaschinen baute.

Er baute ca. 1929 ein sehr schönes Wohnhaus in Berlin-Westend, Insterburgallee 20. Es hatte 1200 m² Grundstück und hat nach seinem eigenen Bekunden 92.565 Reichsmark gekostet. Sein Schwiegervater stellte ihm 35.000 Mark zur Verfügung, die Thuringia gab 27.000 Mark Hypothek, sodass er 30.565 Mark selbst aufbrachte. Bis zum Kriegsausbruch 1939 hatte er die Hypothek bis auf 10.000 Mark zurückgezahlt. Ausserdem hatte er bis dahin 65.000 Reichsmark angespart. Sein Einkommen betrug 51.000 Mark pro Jahr.

Er war Mitglied des vornehmen „Deutschen Klubs“ in Berlin (auch „Herrenklub“ genannt, 1924 in Berlin gegründet, eine konservative politisch-wissenschaftliche Vereinigung aus Kreisen des Adels, des Großgrundbesitzes, der Großindustrie, der Wissenschaft und Kunst und des höheren Beamtentums, unter geistiger Führung von Moeller van den Bruck; er stützte besonders die Regierung Franz v. Papens; seit 1933 bedeutungslos). Er rauchte gern schweizer Stumpen. Da er in seiner Stellung als Vorstandsvorsitzer gegebenenfalls mit seinem Privatvermögen für Fehlentscheidungen haften müsste, auch wenn sie von einem Angestellten begangen wurden, überschrieb er sein Haus auf seine erste Ehefrau. Sie starb 1954.

Im „Dritten Reich“ war Helmut Simon Mitglied der NSDAP („Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei“), er bzw. seine Firma arbeitete an der V2-Entwicklung mit („Vergeltungswaffe 2“, eine unbemannte Rakete, die mit Sprengstoff gefüllt zur Bombardierung Londons benutzt wurde, aber wenig treffsicher war). Wieder wurde er nicht zum Militär eingezogen, seine Gesundheit war nicht gut. Er wurde am 15. März 1948 bei der Entnazifizierungs-Kommission Wilmersdorf entnazifiziert. Die ausgesprochene Rehabilitierung wurde am 9. Mai 1948 von der Britischen Militärregierung bestätigt.

Helmut Simon war menschlich sehr beeindruckt von Oskar Schmiedel, der ihm einen Spazierstock mit Geweih schenkte, Jagdstock genannt, der auch als Waffe gegen Einbrecher zu benutzen war. Leider hat Frau Simon ihn beim Auszug aus dem Haus in Berlin weggeben müssen. Helmut Simon und seine zweite Frau haben etwa 1950 Erich Schmiedel und Frau in Dresden besucht, als deren Sohn Peter im Zuchthaus in Bautzen war. Peter war siebeneinhalb Jahre im Zuchthaus Bautzen, zunächst hatte man ihm 25 Jahre aufgebürdet, wie damals üblich. Mein Vater Werner Schmiedel soll 1950 sich an Helmut Simon gewandt haben mit der Bitte, mir behilflich zu sein bei der Suche nach einem Studienplatz. Das lehnte Helmut Simon ab mit Hinweis darauf, dass Werner sich ja auch sonst nicht um ihn gekümmert habe.

Er bzw. seine Firmen hielten viele Patente von ihm, z.B. eins über die Kühlung von Transformatoren. Er betreute auch nach dem Kriege noch eine gegen Ende des Krieges eingerichtete, wegen der Bombengefahr ausgelagerte Produktionsstätte seiner Firma in Bleicherode in Thüringen, wo er nach dem Kriege sich bemühte, aus den vorhandenen Materialresten irgendwelche verkäuflichen Produkte herzustellen. Bleicherode war von Mai bis Juli 1945 von den Amerikanern besetzt, danach von den Russen. Dort war ein Kaliwerk, dessen Kavernen sicher gute Möglichkeiten für Kriegsproduktion boten. Es wurde dort an Raketentechnik gearbeitet, auch Werner von Braun soll dort gearbeitet haben, von dort holten ihn die Amerikaner weg. Später sollen dort die Russen an der bemannten Raumfahrt gearbeitet haben. Es gab ein Institut Rabe nach dem Kriege, im Klubhaus des Kaliwerks, das Rüstungsaufgaben hatte.

Seit 1949 arbeitete Helmut Simon in leitender Stellung im (ostberliner) Forschungsinstitut in Berlin-Buch der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAdW), im Institut für Festkörperphysik, auch plante und überwachte er einen Neubau für dieses Institut, in das man Ende der 50er Jahre einzog. Daneben arbeitete er als Professor an der (ostberliner) Humboldt-Universität. Er schrieb gemeinsam mit R. Subramann ein Buch „Der lichtelektrische Effekt“, das bei Springer 1958 erschien. Seine spätere zweite Frau Lieselott Lippold war dort die Assistentin von Helmut Simon im Institut für Festkörperphysik in Berlin, er hat dort über Halbleiter und Photozellen geforscht, z.B. Cadmiumsulfid. Sicher hat er sich in dieser Zeit vergeblich bemüht, eine adäquate Stellung in Westberlin zu finden.

Kurze Zeit nach dem Bau der Mauer in Berlin wurde er aus der DAdW entlassen wegen Erreichens der Altersgrenze, vielleicht auch wegen Herzkrankheit. Noch vor 1961 erlitt er zwei Herzinfarkte. In späteren Jahren musste ihm ein Bein amputiert werden. Er starb am 16. April 1967 in Berlin und wurde auf dem Waldfriedhof in Berlin-Westend, Trakehnerallee beerdigt.

Hellmuth Simon heiratete in erster Ehe eine geborene Makowka. Aus dieser Ehe stammen Peter Simon und Barbara Simon. Peter sei am 28.07.1928 geboren. Barbara sei die ältere und wurde am 17.02.27 geboren. Beide machten den Eltern allerhand Probleme. Peter brach das Physikstudium ab und warf seinem Vater vor, daß nicht er selber, sondern der Vater dieses Studium gewollt hatte. Dann studierte er Chemie und brach auch

das ab. Dann arbeitete er im Bergbau in Duisburg. Weil er schielte, fand er schwierig eine Frau. Schließlich heiratete er eine sehr junge Frau, die wohl das einzige Kind war und aus einer kleinen Chem. Fabrik in Duisburg stammte. Als der Chef starb, löste Peter den Betrieb auf, sie ernannte ihn dafür zum „Verkaufsleiter“. Dieser Titel hat ihm später gut gebolfen. Er nennt sich jetzt Verkaufingenieur. Er hat in 40822 Mettmann bei Düsseldorf gebaut: Neissestr. 10, Tel. 02104-71009. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder, der Sohn Achim, ein weiterer Sohn und die Tochter Andrea als jüngste. Achim, der so bald als möglich, nach dem Abitur, zu Hause im Streit ausgezogen war, promovierte in Philosophie und Geschichte. Er fand eine Frau oder Freundin, die sehr viel älter war als er, sogar älter als seine Mutter, außerdem war sie etwas unkonventionell, sodass sie Lieselott Simon nicht „lag“. Immerhin brachte sie Achim dazu, den Zwist mit seinem Vater zu beenden. Er soll in Augsburg leben.

Der zweite Sohn von Peter war erblich stark geschädigt, sodass er nicht zur Sonderschule taugte. Er sei bei der Bundeswehr gewesen, habe aber zu viel Alkohol getrunken.

Barbara arbeitete als Schauspielerin und heiratete einen Kunstmaler namens Hans Neubert, den sie über ihren Vater kennengelernt hatte, der ihm einen Auftrag über ein dienstlich benötigtes Gemälde gegeben hatte. Er machte sich an seinen späteren Schwiegervater heran, indem er ihn bat, ihn porträtieren zu dürfen („so einen Kopf muss man einfach malen“). Das Bild ist im Besitz von Lieselott Simon, es gefiel Helmut Simon nicht allzu sehr. Die Ehe des Kunstmalers mit Barbara blieb, soweit sie weiß, kinderlos. Als Helmut Simon gestorben, aber noch nicht begraben war, fing dieser Schwiegersohn schon den Erbstreit an („sie, die zweite Frau, werde bluten müssen“). Barbara und Hans Neubert wohnen in 82396 Pähl, Tel. 08808-277(?) zwischen Starnberger See und Ammersee bei Weilheim in Oberbayern.

Mit den Kindern ihres Mannes aus 1. Ehe hat sie deshalb fast keine (Peter) oder gar keine Verbindung (Barbara).

Angaben aus der CD-ROM D-Info3:

Hans Neubert, 82396 Pähl, Tel. 08808-277

Peter Simon, Verkaufingenieur, 40822 Mettmann, Neissestr. 10, Tel. 02104-71009.

Über sich selbst erzählte Frau Lieselott Simon folgendes:

Geborene Lippold, geb. 29. April 1916, sie hatte 5 Brüder, sie war das einzige Mädchen und das letzte Kind. Von den Brüdern fielen drei im ersten Weltkrieg. Das hat die Mutter nie verwunden und wurde depressiv. Sie als die einzige Tochter hat sie zeitlebens gepflegt. Deshalb hat sich auch nie ein Mann um sie gekümmert. Sie arbeitete (seit 1946) im selben Institut in Ostberlin wie (seit 1949) Prof. Dr. Simon (Berlin-Buch, DADW = Deutsche Akademie der Wissenschaften), sie leitete die fotografische Abteilung. Der Witwer Simon heiratete sie 1961, obwohl er schon vor der Hochzeit zwei Schlaganfälle erlitten hatte und herzkrank war. Sie war etwas mehr als 20 Jahre jünger als er. Die zweite Ehe dauerte nur knapp 6 Jahre bis zu seinem Tod am 16.04.1967, blieb natürlich kinderlos, das war aber für Lieselott Simon geb. Lippold die schönste Zeit ihres Lebens. Sie heirateten 1961 in Westberlin, wo er ein schönes Haus hatte, sie durfte aber erst nach Erledigung aller Formalitäten von Ostberlin zu ihrem Mann nach Westberlin umziehen, und das war dann nur 10 Tage vor Errichtung der Mauer und damit der kompletten Abschließung von Ostberlin gegenüber dem Westen. Sie rechnet es ihm sehr hoch an, daß er es als selbstverständlich ansah, daß sie ihre alte, verwirrte und stark pflegebedürftige Mutter mitbringen durfte in sein Haus.

Kurz nach dem Tod ihres Mannes rief Who's who an und wollte Angaben über ihn haben, und der Schwiegersohn fing Streit mit ihr um das Erbe an, noch ehe er begraben war. „Sie müsse jetzt bluten“. Helmut Simon hatte einmal gesagt, daß er möchte, daß das Meißner Weinlaub-Geschirr in der Simon-Familie bliebe, aber sie gab es zunächst dem einzigen Sohn Peter nicht, weil er Helmut viel Ärger und wenig Freude gemacht hatte, gab es aber später dessen Sohn Achim, mit dem sie sich besser vertrug als mit den beiden Kindern Helmut, Peter und Barbara. Jetzt hat sie praktisch keinen Kontakt mehr zu ihnen.

Sie pflegte früher das Grab von der Mutter ihres Mannes auf dem Waldfriedhof in Berlin, und ließ das Grab pflegen von Helmut's Vater in Meissen, das auf der Domseite der Elbe sich befand.

Als Witwe zog sie nach Erlangen. Sie hat schlimme Osteoporose, hat einen Lendenwirbel angebrochen, hat Schmerzen, bekommt Spritzen, nimmt allerhand Tabletten usw., aber lebt allein und hat sogar ein Auto, Opel Kadett, fährt es aber nicht allein. Es muß sie jemand mitnehmen.

Frau Lieselott Simon hat eine Nichte namens Astrid Holste (Ehemann Karsten) in Eschborn, In den Weingärten 36, Tel. 06173-67222, sowie einen Verwandten (Bruder?) namens Lippold in Oberursel und den angeblich sehr guten Internisten Dr. Klaus Lippold in Friedrichsdorf-Köppern, Köpperner Str. 87, Tel. 06175-259, die sie zumindest früher gelegentlich besuchte.)

Meine Eltern hatten also insgesamt sieben Kinder.

Ehe ich nun auf mich (*Max Schmiedel*) und meine eigene Familie eingehe, möchte ich einiges über die Familienangehörigen meiner guten Frau schreiben. Das meiste findet sich in der gedruckten Familienchronik meines Schwiegervaters, Pastor Trübenbach von Kayna. Der Rechtsanwalt Dr. jur. Rudolf Mothes in Leipzig hat einen Stammbaum der Familie Mothes zusammengestellt (*den ich von Ulla Schmiedel erhielt und rahmen sowie im Februar 2011 digitalisieren ließ. Allerdings zeigt er unten rechts im Stamm fast unleserlich das Signum Elisabeth Fuß 1910. Im Stammbaum selbst kommt dieser Name mit dem Geburtstag 27.3.1885 vor, natürlich ohne Todestag, unverheiratet. Ihre Eltern waren Max und Marie Fuß geborene Mothes. Leider sind von den sieben Töchtern von Anna und Heinrich Mothes nur sechs aufgeführt, Anna fehlt, die sich mit dem Architekten Reichardt verheiratete, eine schwache Bleistiftnotiz oberhalb des Stammbaums weist auf diesen Fehler hin. Die Trübenbach-Tochter Elisabeth ist nur mit ihrem Rufnamen Else aufgeführt, zudem ist die Reihenfolge der Töchter nicht korrekt. Im rechten Teil des Stammbaums ist eine Generation mehr aufgeführt als im oberen und linken Teil. Außerdem sind von den neun Kindern von Dr. August Ludwig Mothes nur sieben aufgeführt; dass es neun waren, weiß ich seit März 2012 von Alfred E. Otto Paul aus Leipzig (paul.sepulkrat@t-online.de, Mail vom 26. März 2012), der eine Buchveröffentlichung über Leipziger Grabstätten vorbereitet – hier auch seine Kenntnis über das Mothes-Familiengrab:*

Begräbnisse in der Mothes-Grabstätte :

- 1. Am 22. Januar 1856 Dr. August Ludwig Mothes*
- 2. Am 23. Juni 1856 Laura Mothes 1 ¼ Jahr + 11. Sept. 1828 (Tochter von Ludwig M.)*
- 3. Am 23. Juni 1856 Hedwig Mothes 11 Monate + 12. März 1833 (Tochter von Ludwig M.)*
- 4. Am 12. Mai 1860 Erwin August Ludwig Mothes 1 Jahr 5 ½ Monate + 12. Mai 1860 (Enkel v. Ludwig M.)*
- 5. Am 21. Okt. 1860 Elisabeth Vollborn 10 Monate Tochter des Friedrich V. (Tochter der Thekla Mothes)*
- 6. Am 12. Nov. 1861 Arthur Mothes 23 ½ Jahr (Sohn von Ludwig M.)
Starb als angehender Kaufmann*
- 7. Am 19. Dez. 1861 Thekla Vollborn geb. Mothes 35 Jahre 11 Monate (Tochter von Ludwig M.)
Ehefrau des Oberleutnants Friedrich Vollborn*
- 8. Am 19. Januar 1863 Hans Kurt Mothes 2 Jahre 2 Monate (Enkel von Ludwig M.)*
- 9. Am 29. Mai 1869 Therese Mothes geb. Richter (Gattin von Ludwig M.)*
- 10. Am 03. Mai 1871 Heinrich Dürr 1 Jahr 2 Mon. 24 Tage (Enkel von Ludwig M.)*

11. Am 11. Oktober 1872 Heinrich August Dürr 6 1/3 Jahre (Enkel von Ludwig M.)
12. Am 22. Februar 1874 Dürr – totgeborener Knabe (Enkel von Ludwig M.)
13. Am 19. März 1888 Hugo Mothes 52 Jahr 5 Monate 26 Tage (Sohn von Ludwig M.)
Ritterguts-Pächter Stötteritz
14. Am 07. Oktober 1903 Dr. phil. Oskar Mothes, Architekt, Baurat, 74 J. 9 M. 7 T. (Sohn v. Ludwig M.)
Ehemann der Julia geb. Wohlgeh Pfostensarg gest. Huttenstraße 10 Dresden
15. Am 17. Mai 1907 Juliane Caroline geb. Wohlgeh 82 Jahre 2 Monate 16 Tage (Ehefrau v. Oskar M.)
Gest. Huttenstraße 10 Dresden Pfostensarg mit Zinkeinsatz (Ehefrau v. Oskar)
16. Am 23.10.1916 Helene Mothes, Privata, 39 Jahre, + 20.10.1916 (Enkelin von Ludwig M.)
17. Am 24. Januar 1939 Therese Caroline Gabriele Kühne geb. Mothes, 64 Jahre
Großkaufmanns Gattin, + 11.01.1939 eingäschert 14.01.1939 (Enkelin von Ludwig M.)
18. Am 09.03.1948 Theresia Editha Gertraud Mothes, 69 Jahre, geb. 06.01.1879 + 29.02.1948
Oberlehrerin i.R., eingäschert 05.03.1948 (Enkelin von Ludwig M.)

Kinder von Dr. phil. August Ludwig Mothes

- | | | |
|----|----------------------|---------|
| 1. | <i>Thekla Mothes</i> | * 1825 |
| 2. | <i>Laura Mothes</i> | * 1827 |
| 3. | <i>Oskar Mothes</i> | * 1828 |
| 4. | <i>Hedwig Mothes</i> | * 1832 |
| 5. | <i>Anna Mothes</i> | * 1833 |
| 6. | <i>Hugo Mothes</i> | * 1835 |
| 7. | <i>Arthur Mothes</i> | * 1838 |
| 8. | <i>Olga Mothes</i> | * 1839 |
| 9. | <i>Kora Mothes</i> | * 1842. |

Rudolf Mothes hinterließ fünf schweinsledergebundene Bände mit schreibmaschinengeschriebenen Familienaufzeichnungen, die erhalten sind, weil die Witwe, die Juristin Dr. Paula Mothes-Günther (sie schrieb „Das Recht der Tarifschiedsgerichte“, verlegt bei A. Deichert, Leipzig 1926, siehe Deutsche Bücherei Leipzig unter SB2812-8), sie an das Archiv der Stadt Leipzig gab, wie ich durch Zufall von der dort tätigen Frau Calov erfuhr), und ein Dr. Stein in Oederan hat gleichfalls über die Familie Trübenbach alle möglichen Nachrichten gesammelt.

Der Schwiegervater meines Schwiegervaters, Dr. August Ludwig Mothes in Leipzig, (geboren 15. Mai 1794, gestorben 19. Januar 1856. Verheiratet mit Therese Karoline geborene Richter, geboren 06. August 1806, gestorben 26. Mai 1869) war als Student bitter arm und verdiente sich etwas Geld mit Stiefelputzen. Er war später einer der angesehensten Juristen in Leipzig und sehr wohlhabend. In Eutritzsch (in Leipzig nördlich des Hauptbahnhofes gelegen) besaß er ein großes Sommerhaus mit großem Park, einem Teich und Gärtnerei. Wiederholt ist der damalige König von Sachsen bei ihm dort zu Tisch gewesen, wobei meine spätere Schwiegermutter ihn bedienen half. Die Straße, die an seinem Grundstück entlang führte, ist nach ihm Mothesstraße benannt worden.

(Diesen Straßennamen gibt es heute, 1995, immer noch, es ist eine kurze Querstraße zur Delitzscher Straße in Leipzig-Eutritzsch, auf der stadtabgewandten Seite des ehemaligen Parks. Es ist ein Teilstück der ehemaligen Hauptstraße in Eutritzsch. Interessant ist, daß es diesen Straßennamen, nach Auskunft des Stadtarchivs Leipzig, erst ab 15. Februar 1907 gibt, also erfolgte die Umbenennung wohl anlässlich des 50. Todestages von August Ludwig Mothes. Die Benennung der Straße geht auf einen Vorschlag der Tochter von A. L. Mothes,

Olga verwitwete Ledig, zurück, aber sie nahm dabei nach Auskunft des Stadtarchivs keinen Bezug auf dessen 50. Geburtstag. Dass sein Rufname Ludwig war, weiss ich nur aus dem Lortzing-Werkeverzeichnis LoWV von Irmilind Capelle, Studio-Verlag Köln, in dem er als Textdichter des Werkes Nr. 49 von Albert Lortzing aus dem Jahr 1841 vorkommt. Er war Freimaurer in der ältesten Leipziger Loge „Minerva zu den drei Palmen im Orient zu Leipzig“, zu deren Hundertjahrfeier 1841 eine Kantate aufgeführt wurde, Musik von Lortzing, Text von A. L. Mothes. Der Text liegt mir vor, weil er veröffentlicht wurde (Säkularfeier..., z.B. Stadt- und Univ.-Bibl. Frankfurt am Main, K3, 288), das Autograph der Noten ist verschollen, der Autographensammler Erich Prieger, gestorben 1905, soll es gehabt und wohl verkauft haben, aber mit dessen Nachlass ist es nicht mit verkauft worden. Jedoch gibt es mindestens eine handschriftliche Abschrift der Partitur, des vollständigen Stimm-Materials und einen Klavierauszug, und zwar in der Lippischen Landesbibliothek in Detmold. Siehe auch Rudolf Mothes, Erinnerungen, Teil C.

Der König war Friedrich August II, geboren 1797, König seit 1836, gestorben 1854. Er kümmerte sich nicht um Politik, mußte aber wegen der Revolution 1849 auf die Festung Königstein fliehen. Nach ihm wurde sein Bruder Johann von Sachsen König, geb. 12.12.1801, gest. Pillnitz 29.10.1873, König 1854-73; er war ein Förderer der Wissenschaften. Er veröffentlichte unter dem Pseudonym Philaethes eine besonders wortgetreue Übersetzung der Divina Commedia von Dante mit kritischen und historischen Erläuterungen (3 Bände, 1839-49). Johanns Sohn war König Albert, geb. 23.04.1828 in Dresden, gestorben 19.06.1902 in Sibyllenort in Schlesien, König seit 1873. (Sibyllenort war ein Dorf und eine Gutsbezeichnung im preußischen Regierungsbezirk Breslau, 565 Einwohner in 1919, gehörend zum niederschlesischen Kreis Oels, heute polnisch Olésnica, liegt nordöstlich von Breslau, 22300 Einwohner 1966. Das ehemalige Schloß der Könige von Sachsen in Sibyllenort war früher Besitz des Herzogs Wilhelm von Braunschweig.) Albert war 1866 Oberbefehlshaber der sächsischen Armee, im Kriege mit Frankreich 1870 Armeeführer, 1871 Generalfeldmarschall, war zuerst Preußengegner, dann Befürworter des Deutschen Reiches, wurde von Bismarck, dem Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Franz-Joseph hoch geachtet; er gab durch konstitutionelle Regierungsweise im Königreich Sachsen ein Musterbeispiel für eine bürgerliche Monarchie. Seine Ehefrau hieß übrigens Carola, nach der u.a. ein Platz, eine Straße, ein Schwimmbad und eine Brücke in Dresden sowie eine Brücke bei Bad Schandau benannt sind. König Albert schenkte den Urgroßeltern Schmiedel 1902 eine Ehrenbibel, die an Ursula (Ulla) Schmiedel vererbt wurde und leider verschwunden ist. Der letzte sächsische König war Friedrich August III, geboren 1865, gestorben 1932, ab 1904 sehr volkstümlicher König; er mußte aber 1918 wegen der Revolution am Kriegsende abdanken und lebte bis zu seinem Tode in Schlesien, Sibyllenort. Unter großem Pomp beigeetzt in Dresden. Damit ging die Herrschaft der Wettiner in Sachsen zu Ende, die immerhin schon 1089 die Mark Meißen erhalten hatten, 1247 die Landgrafschaft Thüringen und 1423 das Herzogtum Sachsen-Wittenberg mit der Kurwürde, also dem Recht, den Kaiser mitzumählen.

Was das Sommerhaus mit Park, Teich und Gärtnerei betraf, kaufte A. L. Mothes diesen Besitz nicht in einem Stück, sondern arrondierte ihn im Laufe der Jahre. Zuerst kaufte er am 28. Januar 1826, als er knapp 32 Jahre alt war, ein Gut mit Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Garten und mehreren weiteren Flurstücken von Johann Gottfried Müller für 3000 Taler. Im Grundbuch wird er als Dr. jur. und Ritter titulierte. Neunzehn Jahre später, am 23. November 1844, kaufte er ein weiteres Gut mit Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Garten und mehreren Flurstücken von Johann August Starke für 4200 Taler. Am 21. Dezember 1847 schließlich, kurz vor den schweren 1848er Unruhen, kaufte er ein Haus mit Grundstück von der Witwe Johanne Rosine Säuberlich für 800 Taler. Dieser Kauf erfolgte aufgrund eines von 1788 datierenden Vorkaufrechts, das das Starke'sche Grundstück mitgebracht hatte. 500 Taler bezahlte er, 300 Taler ließ er als Schuld an Frau Säuberlich ins Grundbuch eintragen; Zinssatz 4 Prozent. Das ganze Anwesen hatte also Kaufkosten von 8000 Taler verursacht. Außerdem musste jährlich ein Erbzins an die Stadt Leipzig gezahlt werden, ein Hufengeld an das Königliche Rentamt, eine Geldleistung ("Häuslergeld") und eine Naturalabgabe (Weizen, Roggen und Hafer) an den Pfarrer von Eutritzsch und schließlich ein Kuchengeld und weitere Naturalien (Roggen und Stroh) an das Schullehen zu Eutritzsch. Wegen der Einzelheiten siehe die Abschrift aus dem Grund- und Hypothekenbuch am Ende des Textes.

Durch die Deutsche Bücherei in Leipzig erfuhr ich die Titel folgender Veröffentlichungen von August Ludwig

Mothes:

Der Ackerbau und der Schutzzoll. Aus dem Jahrgang 1848 der Neuen Jahrbücher für Geschichte und Politik. 15 Seiten, Hinrichs Verlag, Leipzig 1848.

De Interventione Cambiali. Pars prima, 20 Seiten, Rückmann Verlag, Leipzig 1822.

Über Veränderung des Münzfußes, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Kaysers Verlag, Leipzig 1828.

Von August Ludwig Mothes stammt eine goldene Brosche "zwei Blümchen", die mit einem Brief von Henriette Schmiedel bei Brigitte Schmiedel liegt; ich habe von dem Brief eine Kopie, der Text ist hier wiedergegeben auf Seite 24 bei Henriette Schmiedel.)

Er ist ziemlich jung, etwa Mitte der 1850er Jahre, gestorben (19. Januar 1856 mit knapp 62 Jahren).

(Kinder von August Ludwig Mothes und Therese Karoline geborene Richter: A bis G)

(A.) Die Tochter Thekla Mothes, geboren am 04. Januar 1826 in Leipzig, wurde am 16. Februar 1850 in der Thomaskirche in Leipzig mit dem Oberleutnant, späteren Generalmajor Astulf Raglad Friedrich Vollborn (geboren am 27. März 1825 in Freiberg in Sachsen, gestorben am 10. August 1894 in Dresden) getraut. Die Ehefrau (*Thekla*) starb schon am 17. Dezember 1861 in Leipzig.

Astulf Vollborn verheiratete sich in Hamburg am 12. November 1865 zum zweiten Male, mit Emilie Wilhelmine Jürgensen geschiedene Frau von Pflugk (geboren am 13. März 1832 in Hamburg). Diese Frau, eine feine, vornehme Dame, starb in Dresden am 17. Februar 1905. Sie liegt mit ihrem Mann auf dem Inneren Neustädter Friedhof (*am Bischofsplatz*) neben meinen Schwiegereltern und den Schwägerinnen Lene und Marie begraben. Vollborn war eine Hünnengestalt, derb, voller Humor und Gutmütigkeit, in dieser seiner derben Art scheinbar garnicht zu seiner zweiten Frau passend. Die Beiden sind aber sehr glücklich zusammen gewesen.

Aus der ersten Ehe (*von Astulf Vollborn mit Thekla geb. Mothes*) entsprossen fünf Kinder:

I. Olga Gertrud Vollborn,

geboren am 11. Dezember 1850 in Leipzig, gestorben in Dresden am 11. September 1920, ein stilles, bescheidenes Fräulein, aber gern heiter. *Von ihr gibt es ein Kinderbildnis in Form einer gerahmten Daguerreotypie, die die Deutsche Fotothek in Dresden (df) im Jahr 2003 digitalisiert hat unter Nr. 80395520 (und die Rückseite ...30); ich bestellte beide Dateien Januar 2011.*

(Aus dem Dresdner UniversitätsJournal vom 18. März 2003:

Aus Familienbesitz wurde kürzlich der Deutschen Fotothek diese Daguerreotypie geschenkt. Gefertigt hat sie der Fotograf Constantin Schwendler.



Außer seiner Atelieradresse ist rückseitig vermerkt: »Gertrud Vollborn, d. 8. December 1856«.

Nur wenige konnten sich zu dieser Zeit ihr Abbild leisten – die Dargestellte gehörte als Enkelin des begüterten Leipziger Juristen und Kramerkonsulenten August Ludwig Mothes, dessen Tochter Thekla den Oberleutnant im 1. Jägerbataillon und späteren Generalmajor Astulf Vollborn geheiratet hatte, dazu. Drei Tage vor ihrem 6. Geburtstag erscheint das Kind als junge Dame. Ihr Habitus, der Realismus der Aufnahme und deren Präsentation als Zimmerdenkmal verdeutlichen: In Technik, Bildform und Gebrauch ist die Fotografie das Leitmedium des bürgerlichen Zeitalters.

Wolfgang Hesse.

Emil Louis Constantin Schwendler (16.12.1827 Zwickau bis 16.5.1891 Dresden):

Porträt Gertrud Vollborn, (11.12.1850 Leipzig bis 11.9.1920 Dresden),

Daguerreotypie, Dresden, 8.12.1856, 130 x 90 mm (Inv. Nr. 2003.A.14). Vorder- und Rückseite im Zustand vor der Restaurierung, SLUB/DF 745733, 745734.)

II. Der Hauptmann a.D. Friedrich August Egbert Vollborn, geboren am 28. Mai 1852 in Leipzig, gestorben im ersten Weltkriege in Polen am 15. Juli 1915, verheiratet mit Linde Ulrike von Römer, geboren am 25. August 1848 in (Bad) Schandau, gestorben in Dresden am 01. Dezember 1927. Diese Ehe blieb kinderlos.

III. Arwed Vollborn, geboren 1854 in Dresden und daselbst 1857 verstorben.

IV. Thekla Martha Vollborn, geboren am 23. September (29. Juli ?) 1856 in Dresden, eine überaus lebendige Person mit einem fabelhaften Gedächtnis für alles, was die verwandten Familien, das Königshaus und Offiziersfamilien betrifft. Sie ist nun im 82. Lebensjahr und war bis auf die letzten zwei bis drei Jahre kerngesund. (Gestorben ca. 1942 oder 1943). (Martha Vollborn blieb unverheiratet und hatte keine Kinder. Siehe das Hochzeitsfoto vom 28. Juni 1924 von Oskar Schmiedel mit Erika geborene Heinrich, vorletzte Reihe, die Dritte von links, das Hochzeitsfoto von Werner und Charlotte Schmiedel vom 28. Juli 1930 und ein Einzelfoto von ihr von 1930. Meine Mutter hielt sie für burschikos und frustriert, für ziemlich fürchterlich. Sie schenkte meinen Eltern zur Hochzeit 1930 die noch heute vorhandene alte Kaffeekanne von Meißener Schwanendessin. Die Schwester meiner Mutter, Gretel, schenkte dazu nach und nach in den 30er Jahren die 12 Kaffeegedecke, die ebenfalls noch (1999) vorhanden sind.

V. Elsbeth Vollborn, geboren 1858 in Leipzig und 1859 daselbst verstorben.

(B.) Mit dem Baurat Oskar Mothes, dem Lieblingsbruder meiner Schwiegermutter, dem Erneuerer der Marienkirche in Zwickau, bin ich erst bekannt geworden, als derselbe Dresden (Huttenstraße) zu seinem Ruhesitz erwählte. Dort habe ich ihm und später auch seiner Frau vor ihrer Überführung nach Leipzig im Sterbehause die Aussegnungsreden gehalten. Seinem Schwiegersohne, dem Kaiserlichen Geheimrat Haase, habe ich im Krematorium zu Dresden die Bestattungsrede gehalten.

(Dr. Oskar Mothes wurde am 27. Dezember 1828 in Leipzig geboren „als Sohn eines sehr angesehenen Advokaten, erhielt eine treffliche, von Hauslehrern geleitete Erziehung, sollte Zimmermann werden, bezog 1843 die technische Anstalt (Polytechnische Bauschule) und die Königliche Kunstakademie zu Dresden, wurde 1845 als Zimmerlebrling aufgenommen, erhielt 1846 Ehrenzeugnis, 1847 die silberne Medaille, er rückte schon 1845 in das Atelier des Professors Gottfried Semper vor. Bereits 1847-48 konnte er den Totalumbau der Rüdigsdorfer Kirche in gotischem Stil selbständig leiten (Bei Kohren-Sablis, westlich Geithain, Postleitzahl 04655). Ende 1848 trat er ins Militär als Kanonier, musste aber 1850 als Portépéejunker und Artillerielieutenant den Abschied nehmen wegen überkommener Dienstuntüchtigkeit, d.h. wegen eines Kehlkopfleidens. 1850-52 unternahm er Studienreisen nach Italien, Spanien und Frankreich und ließ sich 1852 in Dresden, 1853 in Leipzig als Architekt nieder. Er bestand 1863 den Maturitätsexamen und promovierte 1864 in Leipzig (zum Dr. phil). Er war Königlicher Baurath zu Leipzig, Ehrenmitglied der Sociedad científica de los amigos del país en Murcia, Inhaber der Oesterreichischen grossen goldenen Medaille pro artibus et literis und der grossen goldenen Medaille der Moskauer internationalen Ausstellung, Mitglied mehrerer gelehrter Gesell-

schaften. Er baute zahlreiche Wohnhäuser, Villen, Schlösser (z.B. Schloss Huttenburg bei Meißen, Schloss Schönfeld oder Schönfels, Oberhof-Gaudlitz, Großschocher, Liebau, Schweinburg), Schulen und Kirchen (z.B. englische Kirchen in Karlsbad und Leipzig, Kirche zu Hermannsgrün bei Greiz, zu Niedersoslau und Reinsdorf bei Zwickau) in und um Leipzig und in ganz Sachsen, im Vogtland und im Erzgebirge, besonders in gotischem und Renaissancestil; Kirchen oder Kapellen in Lemsel, Krostowitz, Lützscheda, Neukirchen. Er führte glückliche Restaurationen durch, z.B. die Rudelsburg (an der Saale südlich Bad Kösen), Schloss Wiesenburg bei Brandenburg, Matthäikirche in Leipzig 1873-79, die Kirchen in Weißenborn, Schönau, Ruppelsgrün, Krossen, die Kirche zu Annaberg 1881-83, die Marienkirche in Posen, die Marienkirche in Zwickau 1884-91, wohin er ganz übersiedelte in die Bahnhofstrasse 65. Auch stellte er die Wandbilder im Kreuzgang des Paulinums in Leipzig und das Wipprechtgrabmal in Pegau (südlich von Leipzig) her, schuf den Stadtpark in (Bad) Dürkheim, das Schützenhaus bei Leipzig und Kriegerdenkmäler in Borna (bei Leipzig) und auf der Rudelsburg“ (z.T. aus *Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts*, Bd. 1, 1898 bzw. *Deutsches Biographisches Archiv in Mikrofiches*, 30/862). (Siehe auch *Mothes' Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaues*, Seiten 274 und 275.) Er war seit 1854 verheiratet mit Julie Wohlgeb aus Dresden, geboren 27. Februar 1825, gestorben 13. Mai 1907. Drei Kinder: Martha Mothes, 04. Juni 1855 bis 16. April 1906, verheiratet mit Heinrich Einsiedel; Fanny Mothes, geboren 02. August 1856, verheiratet mit Dr. Haase; Georg Mothes, geboren 06. Juni 1864, verheiratet mit Marie Bauermeister, Kinder Fritz, Hans und Margarethe Mothes. Siehe auch https://www.stadtwikidd.de/wiki/Oskar_Mothes. Siehe auch *Neue deutsche Biografie*, Berlin 1997, Band 18, Seiten 224 und 225:

<https://daten.digital-sammlungen.de/0001/bsb00016336/images/index.html?seite=240>

Oskar Mothes hat 1874 in Leipzig an der damaligen Plagwitzer Strasse Nr. 38, der späteren Käthe-Kollwitz-Strasse Nr. 70 eine Villa für sich selbst im „Historismus“-Stil gebaut, mit unregelmäßigem Grundriss, einem Turm samt Wehrgang, einer künstlich aufgebauten Felsentreppe, einer kleinen Grotte und anderen Details in Haus und Garten. Rudolf Mothes schreibt, dass sie in der Familie „Julburg“ genannt wurde nach dem Vornamen der Ehefrau des Erbauers. Die Villa beherbergte 1996, auch 2001 noch den Bereich Buch und Museen (Museologie) der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (FH), die sie am „Tag des offenen Denkmals“ am 08. September 1996 der Öffentlichkeit zugänglich machte. Der Historismus im 19. Jahrhundert war Ausdruck einer in historischen Anleihen das eigene Selbstverständnis suchenden Stilhaltung (Neugotik, Neurenaissance, Neubarock). Im Historismus deutet sich der Pluralismus der modernen Industriegesellschaft mit der Möglichkeit zur individuellen Wahl an. Häufig wurden dabei die Stile der Vergangenheit als Fassaden- und Innendekorationen verschlüsselt. Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Julburg>

Oskar Mothes soll auch Begründer oder Mitbegründer des Leipziger Geschichtsvereins sein.

Mit Sicherheit war Oskar Mothes an der Gründung des Leipziger Künstlervereins maßgeblich beteiligt: Ulla Schmiedel schenkte mir im April 2001 ein Buch „Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Leipziger Künstlervereins, herausgegeben vom Vorstand. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Leipzig. Als Manuskript gedruckt in 500 Exemplaren.“ Dieses Exemplar Nr. 454 gehörte „Frau Pastor Triibenbach“ geb. Mothes, es kam über Henriette Schmiedel, Erich Schmiedel (dessen ex libris vorn im Buch eingeklebt ist) und Ulla an mich. Es ist sehr gut ausgestattet, ist ein Dokument des Jugendstils. Erster Beitrag ist „1858 – 1908, Chronik des Leipziger Künstlervereins“. Das Buch enthält, neben der Chronik, einen von Oskar Mothes in netter, altertümelnder Sprache geschriebenen „Aufruf und Programm für das große Sommerfest 1880 des Leipziger Künstlervereins im Neuen Schützenhaus“, in dem Leipzig scherzhaft als Seestadt vorgestellt wird. Ferner das Gedicht von Gustav Freitag „Die Erschaffung der Künstler“ und neununddreißig ausgezeichnete Reproduktionen sehr verschiedener Arbeiten von Leipziger Künstlern. Von Oskar Mothes stammt dabei ein aufwendig illustriertes Blatt vom August 1878, ein Aufruf zu einer Lotterie zwecks Errichtung eines Künstlerhauses. Hierzu sollten Kunstwerke verlost werden.

Die Chronik beginnt mit folgenden Sätzen: „Was im Jahre 1858 am 10. November durch die begeisternde Anregung des Architekten und späteren Baurates Dr. Oscar Mothes zur Tat wurde, hatte sich vorher bereits mehrmals, freilich bis dahin in erfolglosen Versuchen geltend gemacht. So fanden sich ums Jahr 1848 etliche

kunstliebende Männer verschiedener Berufe zusammen, als Stammtischrunde „Lincolnhöhle“. Sie trafen sich regelmäßig jeden Sonnabendabend nach den Vorträgen im Kunstverein – dessen Vereinslokal sich damals auf dem Thomaskirchhofe 21, in der späteren Wendlerschen Freischule, befand – im Restaurant „Stadt Berlin“, an der Ecke der Thomas- und Klostergasse gelegen, um bei einem Glase Bier ihre Gedanken und Meinungen über Kunstfragen auszutauschen. Schloß diese Tafelrunde auch keine festere Vereinigung, nahm sie keine Fühlung mit der Öffentlichkeit, zog es vielmehr vor, ein durchaus beschauliches Dasein zu führen, so war sie es doch aller Wahrscheinlichkeit nach, aus der heraus die Anregung zur späteren Gründung des Leipziger Künstlervereins erfolgte. Ist doch der Begründer unseres Vereins durch seinen Vater, den Advokaten Mothes, der zu den Mitgliedern dieser Stammtischgesellschaft zählte, als junger Mann in diesen Kreis von Kunstfreunden und Künstlern eingeführt worden, und daher liegt es nahe, daß die geistigen Eindrücke, die er hier empfing, in ihm den Gedanken erweckten, zu geeigneter Zeit einen Künstlerverein ins Leben zu rufen...“

*Weiter unten erwähnt Max Schmiedel ein Baulexikon von Dr. Oskar Mothes. Der Deutschen Bücherei in Leipzig verdanke ich eine Aufstellung seiner Buchveröffentlichungen, die wie folgt kurz wiedergegeben sei (die mit * gekennzeichneten drei Werke kaufte ich antiquarisch bei Bernhard Schäfer in Bad Karlshafen für zusammen 1200 DM = 614 Euro):*

Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs, 2 Bände mit eigenen Radierungen, Fr. Voigt Verlag, Leipzig 1856 (1854-1860). Für dieses Werk sollen dem Verfasser viele Auszeichnungen zuteil geworden sein.

Allgemeines deutsches Bauwörterbuch. Encyklopädie der Baukunst. 2 Bände, 725 Seiten, Matthes Verlag, Leipzig 1857-58 (1858-1860). 2. Auflage 1863...

Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte, ihre Vorbilder und ihre Entwicklung. (Zugleich Doktordissertation in Leipzig, 1864, 2. Aufl. 1874.) Für Architekten, Kunsthistoriker und Geistliche. 102 Seiten, Leipzig 1865. Dito 2. Auflage in zwei Bänden, Verlag Arnoldische Buchhandlung, Leipzig 1867/68.

Illustriertes deutsches Baulexikon, 1858, 4. Aufl. 1878

**Illustriertes Bau-Lexikon, praktisches Hilfs- und Nachschlagebuch im Gebiete des Hoch- und Flachbaues, Land- und Wasserbaues, Mühlen- und Bergbaues etc. Für Architekten und Ingenieure, Baugewerke und Bauherren etc.. Mit über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen (Holzschnitten) in 3 Bänden, 2. Auflage des Bauwörterbuchs, Verlag Otto Spamer, Leipzig 1865-67, 3. Auflage 1872-75, in 4 Bänden 1876-77. Eine 4. Auflage soll laut Rudolf Mothes in den Jahren 1881-1884 erschienen sein.*

Technologisches Wörterbuch, Technological Dictionary, Dictionnaire technologique. English - German - French. Of the terms employed in the arts and sciences, architecture, civil, military etc. Wiesbaden 1870.

Deutsches Kunstgewerbe und der Münchner Congreß. Ein Wort beim Schluß der Münchner Ausstellung. 68 Seiten, Commissionsverlag Oskar Leiner, Leipzig 1876.

Die Bewegung auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Ein Sendschreiben an Herrn A. v. Eye, Engelmann Verlag, Berlin 1878.

**Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwicklung bis zu ihrer höchsten Blüte, mit ca. 200 Holzschnitten und 6 Farbendrucktafeln. 320 Seiten, Costenoble Verlag, Jena 1882. Seiten 321 bis 828, Jena 1883-84.*

Baugeschichte der St. Marienkirche zu Zwickau. 106 Seiten, Konegen Verlag, Zwickau 1885.

Handbuch für Hausbesitzer und Baulustige. Ein Rathgeber in allen Bau- Rechts- und Vermögensfragen des Hausbesitzerstandes, Rühle Verlag, Leipzig 1883, Neue Ausgabe Freund Verlag, 300 Seiten, Leipzig 1887.

Evangelisch-kirchliche Kunst und ihre Widersacher. Ein Schutz- und Trutzwort, 126 Seiten, Deichert Verlag Nachfolger, Erlangen und Leipzig 1889. Zu finden in der Deutschen Bücherei in Leipzig unter 1913B10427

Praktisches Rath- und Hilfsbuch für Baulustige und Hausbesitzer. Ein unparteiischer technischer Rathgeber bezüglich Bau, Unterhaltung und Reparatur, Taxirung, Kauf und Beleihung von Gebäuden aller Art; praktische Anleitung zur Beurtheilung und Veranschlagung von Neubauten und Reparaturarbeiten. Ferner enthaltend die Bestimmungen des Mietrechtes von Gebäuden und deren Räumen nach preußischem und sächsischem Rechte, Anleitung zur Einrichtung einer praktischen Buchführung des Hausbesitzers, sowie zur Anlage und Erhaltung eines Hausgartens. 300 Seiten, Weigel Verlag, Leipzig 1892 (Neuausgabe des Handbuchs für Hausbesitzer und Baulustige).

**Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaues, 405 Seiten, 59 Abbildungen, Tauchnitz Verlag, Leipzig 1898.*

Illustriertes archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, sowie der mit den bildenden Künsten in Verbindung stehenden Ikonographie, Kostümkunde, Waffenkunde, Baukunde, Geräthkunde, Heraldik und Epigraphik, 1877, in Hermann Alexander Mueller, Bremen, siehe Deutsche Bücherei Leipzig unter 1922B192 oder STUB Frankfurt/M. Q18/11 = L-S Ku 587/45. Vorläufer dazu bei Verlag Spamer, Leipzig 1874 und in Gemeinschaft mit A. Müller, Bremen: Leipzig 1870-72.

(Beitrag zu) Unser Heim im Schmuck der Kunst, 1882, zu erhalten in der Deutschen Bücherei in Leipzig unter 1919C126.

Mappe zur Schule des Zeichners. Leipzig.

Seine malerischen Feierstunden. in L. Bergmanns Schule des Zeichners.

Einführung in die Geschichte der Erfindungen, siehe Julius Zöllner, 1864, zu finden in der Deutschen Bücherei in Leipzig unter 1930B2242-1.

Ferner erfuhr ich aus dem Sächsischen Schriftsteller-Lexicon, herausgegeben von Wilhelm Haan 1875, folgende Veröffentlichungen:

Baukunst und Bauhandwerke und ihre Geschichte (Im Buch der Erfindungen)

Die Schule des Zeichnens, 1. Band und 1. Mappe, Verlag Spamer, Leipzig 1869, 308 Seiten.

Die Elsterniederung bei Leipzig in der sogenannten vorhistorischen Zeit, Selbstverlag, Leipzig 1873.

Außerdem Aufsätze in architektonischen, technologischen und archäologischen Zeitschriften.

Aus Adolf Hinrichsen, Das Literarische Deutschland, 2. Aufl. 1891 entnahm ich:

Die Baukunst Italiens im Mittelalter, 1884.

Das evangelische Kirchengebäude (mit V. Schultze und Th. Prüf), 1886.

Außerdem hörte ich von folgenden Veröffentlichungen:

Königlich Sächsischen Baurat Dr. phil. Oskar Mothes, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, München 1878 (nirgendwo gefunden) und

Oskar Mothes, „In welchem Stil sollen wir bauen?“, Sonderdruck aus Rombergs Zeitschrift für praktische Baukunst, Berlin 1878, 42 Seiten. Vorhanden fast nirgendwo, aber laut Onlinekatalog in der Unibibliothek der Techn. Uni München, Signatur 0001/0001/ZB5272.

Bei einem Besuch in der Arcisstraße 21 fand ich zwar nicht dies, aber einen Aufsatz „von M.“ in drei Teilen mit dem Titel „Auch eine Meinung über Renaissance.“, der sicher von Oskar Mothes stammt. Er war zu dieser Zeit (bis 1878) Herausgeber der „J.A.Romberg's Zeitschrift im Gebiete des gesammten Hochbauwesens“: 37. Jahrgang 1877, No. 10 bis 12, Spalten 294 bis 298, 321 bis 330 und 353 bis 362. Dieser Aufsatz skizziert kenntnisreich und detailliert die Entwicklung von der Gotik hin zur Renaissance mit ihren mental und klimatisch bedingten Besonderheiten in den verschiedenen Ländern Westeuropas in der Zusammenschau und an Einzelbeispielen. Im dritten Teil geht M. auf die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges ein, die sich auch auf die Bautätigkeit auswirkte, und auf den Übergang von der (Spät-)Renaissance zum Barockstil. Die Kritik der Stilentwicklungen ist sehr persönlich und kraftvoll-deutlich. Nach einem Verriss der neo-grec-Entwicklung in Frankreich fragt er angesichts der Stil-Unsicherheit seiner Gegenwart: „In welchem Stil sollen wir nun bauen?“ Seine ungefähre Antwort: Kein unfreies Nachäffen alter Stile, kein Vermischen, keine Verwendung von Elementen, die nicht zu Klima und Zweck passen, naiv bauen, auf einheitliche Wirkung hinarbeiten, jedes Detail wohl abwägen und sorgfältig ausgestalten, Nachdenken und geistiges Versenken in das eigentliche Wesen der jedesmaligen Aufgabe im Ganzen und in jedem Detail. Dies als Mittel gegen Stillosigkeit oder Stilragout. Harmonie und charaktervolle Durchbildung führen zu einem neuen Stil, der uns angemessen ist.

Kürzlich fand ich zufällig diesen Titel einer Veröffentlichung seines Lehrers Gottfried Semper: Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik. Ein Handbuch für Techniker, Künstler und Kunstfreunde, 2 Bände (Frankfurt 1860, München 1863). Neuauflage in zwei Bänden, Mittenwald 1977. Mir scheint, hier hat Mothes für Semper gearbeitet und geschrieben.

Es gibt auch einen Stich von der Rudelsburg und Saaleck, wo die „ideale Rekonstruktion“ derselben von Mothes wiedergegeben ist. Das fand ich im Antiquariat, aber konnte es nicht sehen.

Namentlich die Werke über Venedig und die mittelalterliche Baukunst Italiens sind als Ergebnisse völlig selbständiger, tief eingehender Forschung als geradezu epochemachend anerkannt worden. Oskar Mothes ist Ehrenmeister des Freien Deutschen Hochstifts, Ehrenmitglied der Academia della Brera zu Mailand, besitzt auch mehrere Orden und Medaillen. Oskar Mothes starb am 04. Oktober 1903 in Dresden. Ich besitze die Fotografie eines Sticks von unglaublich hervorragender Qualität, der ihn als Porträt zeigt mit seinem handschriftlichen Motto „Vorwärts und aufwärts!“ Eingedruckt ist „Stich und Druck von H. Gustav Brinckmann in Leipzig“.

Das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“, also der berühmte Thieme-Becker, Band 25, Verlag E.A. Seemann, Leipzig 1931, widmet ihm folgendes Stichwort:

„Mothes, Oskar, Architekt, Dr. phil, Baurat und Kunstschriftsteller, * 27. 12. 1828 Leipzig, + 4. 10. 1903 Dresden; Schüler von G. Semper, 1851 f. in Italien u. Spanien, seit 1853 in Leipzig, später in Zwickau ansässig.

Bauten: Kirchen u. Kapellen in Rüdigsdorf b. Leipzig, Karlsbad (Ev. Kirche), Lemsel, Krostewitz, Lützsche-na, Neukirchen; Schlösser in Altenhain, Gaudlitz, Großschocher, Liebau, Schönfels u. Schweinsburg; Schützenhaus bei Leipzig. Restaurierte u.a. die Rudelsburg, die Matthäikirche in Leipzig u. die Marienkirche in Zwickau.

Lit.: Müller, Biogr. Kstlerlex. d. Gegenwart, Lpzg 1884. - Das geist. Deutschland, 1898. - Singer, Kstler., III (1898). - Biogr. Jahrbuch, VIII (1903), Totenliste p. 78. - Fr. Schulze, Das stadtg. Mus. (Leipz.; Museumsführer), L. 1922, p. 16. - Ztschr. f. bild. Kst, IV (1869) 24, 26, 148; Kstchron. IV 145, 146; X (1875) 235; XII 679; XIII 499; XIV 259; XVIII 205ff. - Archiv f. kirchl. Baukst, III (1878); IV (1880). - Dtsche Bauztg 1903, p 528. - Bau- u. Kstdenkm. Kgr. Sachsen, Heft 17/18 (1895 f.) 397; H. 25 (1903) 139.“

Rudolf Mothes weist in seinen Lebenserinnerungen (Band C) darauf hin, dass der Begründer der Völkerpsychologie, Moritz Lazarus, in seinen Lebenserinnerungen (Verlag G. Reimer, Berlin 1906) seinen Onkel Oskar Mothes erwähnt. Hier die Stelle, die sich im Kapitel „Kulturgeschichtliches“ auf S. 252ff. findet:

„Gestern hatte ich einiges in petto für Ihr kulturgeschichtliches Heft,“ Lächelte Lazarus, als wir heute wieder beisammensaßen. „Vom sonnigen Süden wollte ich Sie nach dem eisigen Norden führen.

Wir sprachen doch von Rußland. Da sieht man es: Bereicherung ist nicht immer Verbesserung. Das erinnerte mich heute nacht an eine interessante Episode aus dem Leben eines ausgezeichneten Menschen: Oskar Mothes. Er war ein ungemein beweglicher, weitgereister, körperlich und geistig rüstiger Künstler und Kunstschriftsteller, Architekt in Leipzig, der durch seine Tätigkeit bereits weit bekannt war. Er wird als Professor der Baukunst nach Dorpat berufen und erhält vom russischen Minister den Auftrag, in Reval oder Riga eine große Kaserne zu bauen. Pläne und Kostenanschläge soll er selbst nach Petersburg bringen. Mothes macht seine Anschläge, als ob er für die sächsische Regierung arbeite. Er erforscht auf das genaueste die Preise von Holz, Stein und Eisen, berechnet die Arbeitslöhne und so weiter und überbringt nun dem Minister in Petersburg seine ganz genauen Entwürfe, welche jenem sehr zu gefallen scheinen, auch die Kostenanschläge empfängt die Exzellenz und sieht gleich nach der Totalsumme. Das eben noch so leutselige Gesicht verdüstert sich jedoch.

„Was soll das?“

Der andere errät nicht, was die Unzufriedenheit des gestrengen Herrn erregt, er versichert: „Ich habe alle Angaben auf das genaueste“ –, doch jener unterbricht ihn schroff:

“Aber, mein Liebster, dafür baut man bei uns einen Schweinestall!“ –

Denn natürlich erwartet der Minister den zehnfachen Preis des wirklichen Wertes, damit nach altem geheiligten russischen Herkommen alle Leute, die bei einem solchen Bau die Hände im Spiele haben, dieselben auch gehörig füllen können.

Die Audienz hat ein Ende. Mothes reist ab und hört nie wieder etwas über die Sache. Das russische Ministerium hat für solche naive Redlichkeit keine Verwendung.

Jeder, der solche Verwaltungsgeschichten aus Russland hört, fragt unwillkürlich: Kann nicht der Staat dafür sorgen, dass dieses Bestechungssystem beseitigt und durch eine ehrliche Verwaltung ersetzt wird?

Eine Antwort aus dem Munde des Kaisers Nikolaus I. hat mir der Posthalter von Müncheberg – sechs Meilen von Berlin an der Straße nach Königsberg – mitgeteilt. Er war früher in russischen Diensten gewesen, dann aber nach seiner Heimat zurückgekehrt. Hier hatte er wiederholt Gelegenheit gehabt, die russische Majestät zu fahren. Der Kaiser wollte ihm wohl und unterhielt sich gern mit ihm über die landwirtschaftlichen Verhältnisse seiner Domänen. Er ließ ihn einmal bei sich im Wagen sitzen und forderte ihn auf zur freiesten Aussprache über seine (des Posthalters) Erfahrungen in Russland. Mein Posthalter läßt sich nicht lange bitten. Er schenkt Majestät reinen Wein ein. Er bekennt, dass er die Verhältnisse nicht länger mit ansehen konnte. Er habe es nicht mehr ertragen und sei lieber in seine bescheidene Stellung in Müncheberg zurückgekehrt, als sich durch Verschweigen gewissermaßen zum Mitschuldigen aller Betrügereien und Bestechungen zu machen.

„Kann denn dieser Schwindel nicht endlich aufhören?“ rief schließlich der Redliche in voller Empörung, vergessend, wen er vor sich hatte.

Der Kaiser seufzte schwer.

„Ja, mein Guter, was soll ich machen?“

„Neue Beamte! vom Weichensteller bis zum Minister!“

„Du lieber Gott; die alten sind schon einigermaßen satt, aber die neuen sind noch hungrig, - da wird's noch schlimmer!“

Fing doch das Bestechungssystem ganz oben an. Großfürst Konstantin wurde eines Tages nach der Krim versetzt. Man kennt die Ehre, dort zu residieren. Es war entdeckt worden, dass bei den Stoff- und Kleideranschaffungen bei Hofe der Großfürst enorme Prozente von den Lieferanten bezog, Prozente, die gebucht waren und seine Haupteinnahme bildeten.

Das folgende Geschichtchen ist zu charakteristisch, als dass es unterdrückt werden dürfte.

Ein Hofbeamter verletzt sich an der Lippe und verlangt ein Talglicht. Man bringt es ihm, aufgeschrieben wird aber ein Paket Talglichte. Der nächste Buchführer schreibt fünf Pakete, der dritte Beamte 50 Pakete, der vierte notiert gewissenhaft: ein Zentner Talglichte. Die Rechnung wird präsentiert und natürlich bezahlt.

So ist es glaublich, dass ein Eisenbahnverwalter, dem bei einer Revision das Fehlen von 500 Eisenbahnschienen nachgewiesen wurde, treuberzig versicherte, die Ratten hätten sie gefressen.“

In dem für Touristen anlässlich des 825-jährigen Städtjubiläums im Jahre 1990 geschriebenen Buch „Leipzig, Baumeister und Bauten von der Romantik bis zur Gegenwart“ von Wolfgang Hocquél, Tourist Verlag Berlin und Leipzig 1990 wird Folgendes über Oskar Mothes (1828 – 1903) und sein Wohnhaus geschrieben:

„In den Jahren 1873/74 erbaute sich der Architekt Oscar Mothes die Villa Zur Julburg als Wohnsitz. Daß der Neogotiker Mothes für sein eigenes Wohnhaus neugotische Formen bevorzugte, erscheint heute durchaus selbstverständlich. Andererseits war aber in jenen Jahren die italienische Renaissance das bevorzugte Stilvorbild für die deutsche Villenarchitektur. Vielgliedriger Fassadenanbau und malerische Silhouettenwirkung zeichnen den dreigeschossigen Bau aus. Mothes verwendete die unterschiedlichsten Materialien wie Rochlützer Porphyrtuff, Sandstein, keramische Ziegel, Holz und Schiefer. Auf der Rückseite ist ein Treppenturm mit einem überdachten sternförmigen Umgang aus Holz angeordnet. Zu diesem gesellt sich ein kleinerer runder Turm mit kegelförmigem Dach, der ebenfalls eine Treppenspinde enthält. An der Hauptfassade ragen zwei gotisierende Blendgiebel markant in die Dachzone hinein. In der Fassadenmitte ist ein zweigeschossiger, drei Fensterachsen zusammenfassender Holzkastenerker angeordnet. Die immobile Ausstattung im neugotischen Stil und teilweise im Stil der Neorenaissance hat sich nahezu vollständig erhalten. In der sogenannten Trinkhalle im kellergechoß ruhen die Deckengewölbe auf mittelalterlichen Säulen, die offenbar aus dem Abbruch von Dorfkirchen der Umgebung stammen. Als hervorragendes Beispiel für Villenarchitektur im neugotischen Stil und als Wohnhaus eines bedeutenden Leipziger Architekten des Historismus ist die Julburg ein Denkmal von hohem baugeschichtlichem Rang. Seit 1977 beherbergt das Gebäude die Fachschule für Museologen.“

Neben einem Bild mit einem bärtigen Männerkopf und der Beschriftung „Oscar Mothes, Schlußstein am Portal des Schlosses Wiesenburg“ findet sich in demselben Buch folgende biographische Notiz:

*„**Mothes, Oscar** (geb. 27. 12. 1828 Leipzig – gest. 4. 10. 1903 Dresden). Der Neogotiker Mothes gehört zu den herausragenden Erscheinungen der Leipziger Baugeschichte. Sein Lebenswerk ist allerdings bis heute kaum erforscht. Er war Architekt, Baurat und promovierter Kunstschriftsteller. In Dresden hatte er bei Gottfried Semper studiert. 1851 führten ihn Reisen nach Italien und Spanien. Seit 1853 war er in Leipzig, später in Zwickau ansässig. Sein Erstlingswerk ist die kleine Dorfkirche in Rüdigsdorf (Ortsteil von Kobren-Sablis), die er bereits als Zwanzigjähriger im Jahre 1848 erbaute. Seinem Werk werden zugeschrieben: die Kirchen in Karlsbad, Lemsel, Krostowitz, Lützschena (Westturm von 1855) und Neukirchen sowie die Schlösser Wiesenburg, in Altenhaim, Gaudlitz, Großzschocher, Liebau, Schönfels und Schweinsburg. In welchem Verhältnis Neu- und Umbau zueinander standen, muß für diese Objekte offenbleiben. Große Verdienste erwarb er sich als Denkmalpfleger. Er beteiligte sich am Ausbau der Rudelsburg bei Bad Kösen und erneuerte 1879/80 die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Matthäikirche in Leipzig, den Innenraum der Annenkirche in Annaberg (1875/84), sowie in den Jahren 1885 bis 1891 die Zwickauer Marienkirche, die Heinrich Magirius als sein „konservatorisches Hauptwerk“ bezeichnete. Folgerichtig erbaute er sich 1873/74 sein eigenes Wohnhaus in der heutigen Käthe-Kollwitz-Straße 70 im neugotischen Stil. Nicht weit entfernt entstand 1884/85 nach seinen Plänen an der Schreiberstraße/Ecke Sebastian-Bach-Straße die im Zweiten Weltkrieg zerstörte anglo-amerikanische Kirche.*

Im Dezember 2002 besuchte ich erstmalig Zwickau und dessen Wahrzeichen, den (1219 erstmals erwähnten und 1453 bis 1565 als spätgotische Hallenkirche neu gebauten, 1671 bis 1679 mit einer Barockhaube auf dem Turm ausgestatteten und seit 1935 Dom genannten) Dom St. Marien. Darin fand ich eine bebilderte Wandtafel mit der Überschrift „100 Jahre Domrestaurierung“. Ich schrieb die Oskar Mothes betreffenden Sätze ab: „Renovierung durch Mothes 1885 - 1891. Oskar Mothes 1828 - 1903, Semperschüler, eifriger Neogotiker. Krönte sein Lebenswerk mit der Renovierung der Marienkirche Zwickau. 1885 nach Zwickau übersiedelt. Begann im gleichen Jahr mit der Renovierung des Außenbaues an der Süd-Seite. 1888 wurde die Nord-Seite, 1889 der Chor renoviert. Über dem Hauptsims wurde die Balustrade errichtet. Fand Unterstützung durch den Nürnberger Spezialisten für mittelalterliche Polychromie, August Essenwein. Mothes bereicherte im Sinne der reichen Süd- und Nord-Fassaden des Langhauses die bis dahin schlichten Parteien, den Giebel der Brauthalle, den Chor und den Turm mit dekorativen historischen Details. Füge auf Anregung von Superintendent Meyer das Figurenprogramm in die Strebepfeilerarchitektur ein. Die Figuren sind sämtlich aus weißem französischem Savonniere-Kalkstein fast ausschließlich von sächsischen Bildhauern gefertigt. Ergänzung des Treppentürmchens an der Nordseite des Turms. 1889/90 erfolgte der Heizungseinbau und die Ausrüstung mit dem jetzt noch vorhandenen Gestühl. Die Ausmalung der Gewölbe wurde in grau gelb ausgeführt, wie rechts oben im Chor freigelegt. Konnte sich gegenüber der Zwickauer Bürgerschaft nicht durchsetzen, den Turmbau zu gotisieren. Damit blieb das barocke Wahrzeichen der Stadt bestehen. Das Ziel seiner Arbeit definierte er selbst - nicht in der Herstellung eines geschichtslosen Originalzustands, sondern folgte dem Zustand, „der am umfangreichsten oder in Bezug auf die Bauformen oder die Benutzung am wichtigsten“ ist. - Schon Mothes musste sich 1891 mit Bergschäden am Dom auseinandersetzen und ließ die heute noch sichtbaren Zuganker zur Sicherung der Gewölbe einbauen. Auch musste er Gewölberippen aus Eisenbandagen auflegen und teilweise an den Dachstuhl hängen.“ Ich erhielt eine Kopie einer von Mothes stammenden Grundrisszeichnung der Kirche mit Angabe, welche Personen die Figuren außen am Dom darstellen sollen. Auch Oskar Mothes ist dort dargestellt. Ich bot eine Kopie des herrlichen Kupferstichs des Kopfes von Mothes an und Auszüge aus privaten Dateien über ihn, falls Interesse bestehen sollte.

Von seinen Schriften seien genannt: „Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs“ (1859), „Das Allgemeine Deutsche Bauwörterbuch“ (1857/58), sowie sein „Illustriertes Baulexikon“ von 1884. Ende des Jahres 1867 gründete Mothes den Verein für die Geschichte der Stadt Leipzig. Von 1869 bis 1882 war er dessen erster Vorsitzender. Auf ihn geht auch die Gründung der Vereinsammlung zurück, die den Grundstock des heutigen Museums für Geschichte der Stadt Leipzig (im Alten Rathaus) darstellte.“

Am 24. Januar 2001 kaufte ich – nach längerer Suche – folgende Werke von Oskar Mothes bei dem Buchhändler und Antiquar Christian Schäfer (Firmenname Bernhard Schäfer) in 34385 Bad Karlshafen, Conradstr. 2, Tel. 05672-503 zum Gesamtpreis von 1.200,- DM (613,55 €) und holte sie selbst ab:

Illustriertes Bau-Lexikon, 4 Original-Halblederbände mit marmorierten Buchdeckeln, 4., umgearbeitete und vervollständigte Auflage, Verlag und Druck Otto Spamer, Leipzig und Berlin 1881 bis 1884. 1. Band (1881): 1055 Text-Abbildungen. 564 Seiten plus Anhang. 2. Band (1882): 1013 Text-Abbildungen, 552 Seiten. 3. Band (1883): 832 Text-Abbildungen, 584 Seiten. 4. Band (1884): 725 Text-Abbildungen. 527 Seiten plus Anhang.

Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwicklung bis zu ihrer höchsten Blüte, 1 Original-Halblederband, Verlag Hermann Costenoble, Jena 1883 oder 1884. Lex. 8°. Mit 211 Holzschnitten und 6 Farbendrucktafeln, 828 Seiten.

Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaues, 1 marmorierter Original-Halbleinenband mit goldgeprägtem Rückentitel. Verlag Chr. Herm. Tauchnitz, Leipzig 1898. Mit 59 Abbildungen, VI Seiten, 1 nn. Bl., 405 Seiten. 4°

Über Oskar Mothes siehe auch http://dresden.stadtwiki.de/wiki/Oskar_Mothes von Uwe Fiedler.

Die Familie Mothes war literarisch sehr produktiv, es gibt in der Deutschen Bücherei in Leipzig ca. 40 Titel unter diesen Namen im Katalog 1913-1973. Darunter ist eine Stammtafel der Familie Mothes unter 1931T593. Eine Ute Mothes hat am 24.11.64 an der TH München eine Dissertation über die Biosynthese

der Mutterkornalkaloide geschrieben. Dr. phil. Hans Mothes, geb. 10. Dez. 1902, dessen familiäre Beziehung mir unklar ist (vielleicht ist er ein Sohn von Georg Mothes und Marie geborene Bauermeister), war Professor der Naturwissenschaften, emeritiert 1966, er veröffentlichte zusammen mit Martin Ledig (!) im Aulis Verlag in Köln 1970 „Chemie in Unterrichts-Beispielen“. Er wohnte in Göttingen, Friedländer Weg 13. Viele Veröffentlichungen stammen von dem habilitierten Landwirtschafiler Eckhard Mothes, dem jüngsten Sohn des Juristen Rudolf Mothes.

(C.) Hier reibt sich die Anna Mothes ein, geboren 13. Dezember 1833, gestorben 4. Juli 1911, die Ehefrau von Pfarrer Heinrich Trübenbach, unsere Vorfahrin.

Die Söhne Hugo und Arthur Mothes lässt Max Schmiedel bei der Aufzählung der Geschwister weg. Angaben aus dem Stammbaum-Bild der Familie Mothes:

(D.) Hugo Mothes, geboren 20. September 1835, gestorben 16. März 1888, verheiratet mit Helene geborene Schiebler, geboren 5. August 1849. Fünf Kinder:

Gabriele Mothes, geboren 17. Juli 1874, verheiratet mit Hermann Kühn, geboren 21. Februar 1875.

Rudolf Mothes, geboren 05. September 1875, Volljurist, Anwalt in Leipzig, Verfasser der fünfbandigen Erinnerungen, spät verheiratet, drei Kinder (Söhne).

Hildegard und Melanie Mothes, Zwillinge, geboren 04. Oktober 1877.

Therese, geboren 06. Januar 1879.

(E.) Arthur Mothes, geboren 26. Juni 1837 (?), unverheiratet gestorben 10. November 1861 als angehender Kaufmann.

(F.) Mit Tante Olga (Mothes, geboren 09. Februar 1839, verheiratet mit Karl Ledig, geboren 17. Oktober 1828, gestorben 26. September 1864) bin ich oft zusammengekommen. Ich durfte als Student an ihren Donnerstagabenden, an denen sie immer eine Anzahl Studenten bei sich hatte, teilnehmen, und sie erinnerte sich gern an meinen Vater, bei dem sie einmal, als sie auf Besuch im Pfarrhaus zu Kayna weilte, etwas hatte anfertigen lassen (er war ja Schneider). Sie war eine vortreffliche, offene, dem Humor zugetane Frau, die, frühzeitig Witwe geworden, nie verzagte, eine Lebenskünstlerin bis in ihr Alter hinein. Oft waren meine Frau und ich später in Dresden mit ihr zusammen, wenn sie bei ihrer verheirateten Tochter Margarethe Steglich, der Frau des Vorstandes der Versuchsstation im Botanischen Garten, Regierungsrat Prof. Dr. Bruno Steglich³, zu Besuch weilte. (Sie machte der Stadt Leipzig den Vorschlag, eine Straße nach ihrem Vater

3.) **Steglich, Carl Bruno Max**, Agrarwissenschaftler, geboren 9.2.1857 Kleindrebnitz bei Bischofswerda, gestorben 28.1.1929 Dresden, getauft Trebsen/Mulde (ev.). Vater Carl Christian (1815-1874), Bauerngutsbesitzer in Kleindrebnitz, später Großdrebnitz; Mutter Johanna Auguste, geb. Gottlöber; Geschwister Auguste Abvine, verh. Biebrach (1843-1885); Clara Mathilde, verh. Rumpelt (1845-1915); Eheschließung 1884 Margaretha Therese, geb. Ledig (1864-1942), Nichte des Architekten und Kunstschriftstellers Oskar Mothes; Sohn Carl Christian (1894-1914); Töchter Elsa (Else) Caroline (1885-1973), Frau des Papierfabrikbesitzers Johannes Max Wiede in Trebsen; Olga Loddy (1887-1977), Schwiegertochter von Heinrich Gustav Haensel, Chemiker und Fabrikant in Pima.

Bruno Steglich hat sich große Verdienste um das landwirtschaftliche Versuchswesen erworben. Er war ein Wegbereiter des amtlichen Pflanzenschutzes in Sachsen und ein international bekannter Wissenschaftler auf den Gebieten Züchtung und Düngung landwirtschaftlicher Nutzpflanzen sowie Obstbau. – S. wuchs als jüngstes Kind auf einem der größten Bauerngüter von Kleindrebnitz, später im Erbgericht Großdrebnitz auf. Die Arbeiten in der Landwirtschaft waren ihm von Kindheit an vertraut. Zunächst ging er zur Schule in Großdrebnitz und erhielt Privatunterricht. 1867 bis 1871 besuchte er die Bürgerschule und das Realgymnasium Bautzen sowie 1871 bis 1876 die Realschule I. Ordnung in Dresden-Neustadt. Danach arbeitete S. bis 1877 als Volontär auf dem Rittergut Deutschbaselitz und erlernte die Teichwirtschaft. 1877/78 führte ihn Eduard Heiden als Hospitant bzw. Assistent an der Landwirtschaftlichen Schule Bautzen in das agrikulturbemische Versuchswesen ein. 1878/79 leistete er seinen Militärdienst und erhielt als Reserveoffizier später den Rang eines Hauptmanns der Landwehr. 1879 bis 1883 studierte S. Landwirtschaftswissenschaften an der Universität Leipzig. Seit dieser Zeit war er Mitglied der Akademisch-Landwirtschaftlichen Verbindung Agronomia in Leipzig, der er zeitlebens verbunden blieb. – Die sächsische Landwirtschaft hatte nach Einführung der Verfassung von 1831 und dem Gesetz über „Ablösungen und Gemeinheitsteilungen“ von 1832 einen großen Aufschwung erlebt. In Leipzig richtete Adolph Blomeyer 1869/70 die Landwirtschaftslehre als selbstständige universitäre Ausbildungsrichtung ein. Prägend für die späteren wissenschaftlichen Arbeiten von S. erwies sich insbesondere die Fachrichtung „Kultur der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen“. Zur Erlangung der Doktorwürde reichte er 1882 die Arbeit „Über

den Mechanismus des Pferdehufes“ an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig ein, die vom Direktor der Universitäts-Veterinärklinik Friedrich Anton Zürn und Blomeyer mit magna cum laude bewertet wurde. Mit dem „Großen Examen“ von 1883 erhielt S. die Berechtigung, als Lehrer die landwirtschaftlichen Fachdisziplinen zu vertreten. An der landwirtschaftlichen Schule in Rochlitz erarbeitete er 1884 eine Anleitung zum „Plan- und Situationszeichnen“, das zu jener Zeit Thema zum Stundenplan aller landwirtschaftlichen Lehranstalten gehörte. In die Rochlitzer Zeit fallen auch die Untersuchungen des Sächsischen Fischereivereins zu den Fischereiverhältnissen von Zschopau und Mulde, die in den Folgejahren auf weitere Gewässersysteme ausgedehnt wurden. S. selbst führte die Analysen zur Weißen Elster/Pleisse und Elbe durch. In seinem noch heute bekannten Werk „Die Fischwässer im Königreiche Sachsen“ (1895) fasste er sämtliche Ergebnisse des Sächsischen Fischereivereins zur ersten umfassenden Darstellung der fischereilichen Nutzung sächsischer Gewässer zusammen. 1887 wurde S. an die Landwirtschaftsschule Chemnitz versetzt, wo er 1889 der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG) beitrug. – 1890 richtete S. in königlichem Auftrag die Landwirtschaftliche Versuchsstation für Pflanzenkultur in Dresden als Abteilung des Botanischen Gartens unter Oscar Drude ein. Zugleich wirkte er seit dieser Zeit als deren Vorstand und widmete sich mit Kursen für Landwirte frühzeitig der Wissensvermittlung. S.s Aufgaben in der Versuchsstation bestanden in der Organisation und Durchführung von Arbeiten zur Verbesserung landwirtschaftlicher Nutzpflanzen durch Züchtung (in der Hauptsache verschiedener Getreidesorten), in der Ertragssteigerung durch Düngung und im Pflanzenschutz, d.h. der Vermeidung von Pflanzenkrankheiten. Die Versuchsstation führte Samen- und Sortenprüfungen sowie eine Beratung für Landwirte durch. S.s Wirken für den Ausbau des Feldversuchswesens in Sachsen war durch Gründung zahlreicher, nach klimatischer Lage und Bodenbeschaffenheit ausgewählter Anbaustationen bahnbrechend. Unter seiner Leitung wurde 1904 in Sachsen die Organisation des Pflanzenschutzdienstes eingeführt. Im selben Jahr unternahm er eine Studienreise nach Skandinavien, die ihn auch in die bekannte Saatzuchtanstalt Svalöf (Schweden) führte. Zahlreiche Vorträge S.s vor der Ökonomischen Gesellschaft im Königreich Sachsen dienten einer schnellen Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Die von ihm 1896 initiierte und angeleitete Pirnaer Saatzuchtgenossenschaft wurde für den „Pirnaer Roggen“ auf der Weltausstellung in Paris 1900 mit einer Goldmedaille und 1907 mit der Großen Silbernen Medaille der DLG ausgezeichnet. S. war Mitglied im Gesellschaftsausschuss und Obmann im Sonderausschuss für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Hilfsstoffe der Ökonomischen Gesellschaft, später deren langjähriger Vorsitzender. Der Erste Weltkrieg unterbrach seine berufliche Karriere. Nach dem frühen Kriegstod seines Sohns Carl Christian trat er 1914 freiwillig als Offizier eines Landsturms-Bataillons in den Armeedienst und war bis 1918 in Mazedonien, Ungarn und Frankreich im Einsatz. – Seit seiner Studienzeit entwickelte S. ein ganzheitliches Verständnis von der Landwirtschaftswissenschaft. Neben seiner Tätigkeit in der Versuchsstation war er 1912 bis 1921 Professor für Land- und Volkswirtschaftslehre an der Tierärztlichen Hochschule Dresden. S. arbeitete in verschiedenen Kommissionen der DLG, in der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, in der Deutschen Botanischen Gesellschaft, in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ISIS Dresden, im Verein für die Geschichte Dresdens und im Verband landwirtschaftlicher Versuchsstationen im Deutschen Reich mit. Sein besonderes Verdienst liegt jedoch in der Reorganisation der Versuchsstation (1921) und ihrem Ausbau als selbstständige Staatliche Landwirtschaftliche Versuchsanstalt mit den drei Abteilungen Pflanzenernährung und Bodenchemie, Pflanzenbau und Samenkontrolle sowie Pflanzenschutz. Dies erfolgte im Zuge der Neuordnung des landwirtschaftlichen Versuchswesens in Sachsen ab 1919 unter Federführung des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit. Die Dresdner Versuchsanstalt, die S. bis zu seiner Versetzung in den Rubestand im November 1923 leitete, erwarb sich hohes Ansehen bei der Erforschung und Verbreitung der wissenschaftlichen Grundlagen der Landwirtschaft und des Obst- und Gartenbaus in Deutschland. Zu seinen wichtigsten Mitarbeitern gehörten die späteren Professoren Walter Baunacke (Phytopathologie) und Hermann Pieper (Saatgutforschung). Unter seinen zahlreichen Publikationen ist vor allem das noch heute viel zitierte Werk „Die Fischwässer im Königreiche Sachsen“ (1895) hervorzuheben. International fanden S.s Arbeiten zu Pflanzenzüchtung, Pflanzenschutz und Obstbau u.a. in den USA und Skandinavien Beachtung. – Für seine Verdienste um die sächsische und deutsche Landwirtschaft wurde S. 1912 zum Regierungsrat berufen. 1908 verlieh ihm König Friedrich August III. das Ritterkreuz erster Klasse und 1914 die Krone zum Ritterkreuz des Albrechtsordens. Die DLG ehrte ihn mit der Großen Silbernen Eyth-Denkminze, der Landwirtschaftliche Kreisverein Dresden, der Landesobstbauverein und der Deutsche Fischereiverein jeweils mit der silbernen Verdienstmedaille. Die Ökonomische Gesellschaft zu Dresden und der Sächsische Fischereiverein ernannten S. zu ihrem Ehrenmitglied. – Nach dem Verkauf des elterlichen Guts 1887 hatte S. zunehmend die Bindungen zu seiner ostsächsischen Heimat verloren. Stattdessen gewann der Raum Leipzig, die Heimat seiner Frau, an Bedeutung. In Trebsen/Mulde lebte zudem S.s Tochter Else. Nach dem Ausscheiden aus dem Dienst verbrachte S. mit seiner Frau viel Zeit in Trebsen. Auf einem vom Schwiegersohn Johannes Wiede 1912 gestifteten Fenster der Trebsener Stadtkirche sind u.a. S.s Tochter und Enkel abgebildet. Ein imposantes Grabmal neben der Grabstätte der Familie Wiede auf dem Friedhof von Trebsen, 1930 von Georg Wrba geschaffen, erinnert noch heute an S.

Quellen: Universitätsarchiv Leipzig; Sächsische Landesanstalt für Landwirtschaft Dresden; Kirchenarchiv Trebsen/Mulde; Evangelisch-Lutherisches Pfarramt St. Nikolai - St. Johannes Leipzig; Sächsisches Staatsarchiv - Staatsarchiv Leipzig; Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung e.V.; Stadtarchiv Rochlitz; Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft; Familienbesitz, München, Nachlass Prof. Bruno S. (Bildquelle).

Werke: Über den Mechanismus des Pferdehufes unter besonderer Berücksichtigung der Hufrotationstheorie des Prof. Dr. Lechner in Wien, Diss. Leipzig 1883; Anleitung zum Plan- und Situationszeichnen: für Landwirte und landwirtschaftliche Lehranstalten, Berlin 1884; Über Verbesserung und Veredelung landwirtschaftlicher Kulturgenüchse durch Züchtung, in: Mitteilungen der Ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen 1892/93 Nr. 2, Dresden und Leipzig 1893; Die Fischwässer im Königreiche Sachsen, Dresden 1895; Über die Züchtung des Pirnaer Roggens und Untersuchungen auf dem Gebiete der Roggenzüchtung im allgemeinen, in: Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft 13/1898, S. 198-210; Einrichtung und Tätigkeit der Saatzuchtanstalt Svalöf in Schweden und Fortschritte auf dem Gebiet der Pflanzenzüchtung, Leipzig 1905; Organisation des Pflanzenschutzdienstes im Königreiche Sachsen, in: Sächsische landwirtschaftliche Zeitschrift 54/1906, S. 581-585; mit H. Degenkolb/M. Barth, Statik des Obstbaues, Berlin 1907; Dresden. Landwirtschaftliche Abteilung der Königlich Sächsischen Pflanzenphysiologischen Versuchsstation, in: P. Hill-

Dr. August Ludwig Mothes zu benennen, woraufhin diese am 15. Februar 1907 ein Teilstück der ehemaligen Hauptstraße von Eutritzsch in Mothesstraße umbenannte. Dieser Straßennamenbestand noch 1996.)

(G.) Mit Kora (oder richtig Cora Mothes, geboren am 24. Juni 1842, gestorben 27. Mai 1910), verheiratet mit dem Buchdruckereibesitzer und Buchhändler Otto Dürr in Leipzig (geboren 20. Januar 1832, gestorben 12. Januar 1905, sieben Kinder.), habe ich weniger Berührung gehabt.

Meinen Schwiegervater (Heinrich Trübenbach) habe ich von frühester Kindheit an nur in schneeweißem Haar gekannt. Er besaß ursprünglich schwarzes Haar sowie dunkle Augen. Sein Haar wurde nach dem Tode seiner vier Söhne (*Martin und Oskar starben in jungen Jahren 1862 innerhalb von 14 Tagen an Diphtherie, Georg und Heinrich (letzterer geboren wohl 1854) starben an Scharlach und seinen Folgen, nach den gedruckten Lebenserinnerungen von Heinrich Trübenbach auch 1862, aber das könnte ein Druckfehler sein*) in kurzer Zeit schneeweiß. (Er wurde geboren am 13. Dezember 1823 in Mittweida, getraut am 01. Mai 1852 in Leipzig, gestorben am 18. Februar 1896 in Dresden.) Er war Lutheraner durch und durch, eine ernste, zur Melancholie und Hypochondrie neigende Natur (*wie schon sein Vater!*), andererseits aber gern fröhlich. Kindlich lachen konnte er, wenn er die "Fliegenden Blätter" las oder einen guten Witz hörte. Außer mit geschichtlichen Studien beschäftigte er sich gern mit seinen Rosen im Garten. Wenn er nicht im Amt war, sah man ihn selten ohne seine lange Pfeife, seltener mit der Cigarre. Pünktlich um zehn Uhr ging er ins Bett. Waren Gäste da, so zog er um zehn Uhr seine Uhr auf; das bedeutete: Macht, daß ihr fort kommt. Er dachte sehr bescheiden von sich und lehnte zweimal das Amt eines Superintendenten von Zeitz-Land ab. Nur vertretungsweise hat er das Amt längere Zeit verwaltet.

(Pastor emeritus Heinrich Trübenbach schreibt von sich selbst am 10. Januar 1895: "In dem Frühjahr 1894 beantragte ich infolge langjähriger Schlaflosigkeit, die nur durch den täglichen Gebrauch von Chloralhydrat erträglich wird, meine Emeritierung; sie ward mir unter Verleihung des roten Adlerordens 4. Klasse mit einem Ruhegehalt von 3342 Mark gewährt. Nach 43 1/2-jähriger pfarramtlicher Thätigkeit, von welcher 39 1/2 Jahre auf Kayna fallen, trat ich am 30. September 1894 in den Ruhestand; ich nahm denselben Tag in einer Abendversammlung auf dem Bellevue feierlich von meiner Gemeinde Abschied. Kurz darauf zog ich mit Frau und zwei Töchtern, Marie und Lenchen, nach Dresden, wo ich die letzten Tage meines Lebens zuzubringen

mann, Die deutsche landwirtschaftliche Pflanzenzucht, Berlin 1910, S. 47-59; Ergebnisse zwölfjähriger Düngungsversuche in der Gutswirtschaft des Herrn Richard Kirchner in Grünbach b. Wilsdruff, Dresden 1920; Versuchsanstalt Dresden, in: Die Neuorganisation der landwirtschaftlichen Versuchsanstalten in Sachsen und ihre Aufgaben, Leipzig 1921; Erinnerungen aus meinem Leben, Dresden 1927 (ND auszugsweise in: Gemeindebriefe der Kirchengemeinde Großdrebnitz, Februar-September 1995).

Literatur: W. Baumacke, Regierungsrat Prof. Dr. S. †, in: Die kranke Pflanze 6/1929, H. 3, S. 37f.; F. Fiedler/M. Hüsmi, Regierungsrat Prof. Dr. Bruno S. (1857-1929) - ein bedeutender Wissenschaftler Sachsens, in: Sächsische Heimatblätter 50/2004, H. 2, S. 176-180; T. Gerber, Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin. Biographisches Lexikon, Bd. 2, Berlin 2004, S. 743-744.

Bilder: Zeichnung nach einem Foto von H. Erfurth, in: Salonblatt 1912, S. 938; G. Wrba, Porträtreief in Bronze, 1932, Familienbesitz.

Frank Fiedler, Uwe Fiedler, 15.5.2008. Am 16. Mai 2008 von Uwe Fiedler per eMail an Klaus Schmiedel mitgeteilt, Layout geändert.

Aus <http://isgn.serveftp.org/saebi/artikel.php?SNR=23223#>.

(Im Januar 2016 schenkte mir (Klaus Schmiedel) Herr Frank Fiedler, Nordstraße 11 in D-01877 Bischofswerda, ein von ihm verfasstes, ganz neues, illustriertes Heft „Der Begründer des landwirtschaftlichen Versuchswesens in Dresden, Bruno Steglich, Beiträge zur Heimatforschung in Sachsen, Band 5, ISBN 9783734716362.)

(Im November 2017 machte mich Dr. Uwe Fiedler per Mail auf folgendes Book-on-demand aufmerksam: Sehr geehrter Herr Schmiedel, ...und es gibt schon wieder Neues von Bruno Steglich. Für die neue Auflage der „Lebensbilder aus der Oberlausitz“ wurde mit dem Verlag Open Access vereinbart, so dass Sie den Text auch online lesen können. Auf insgesamt 213 Seiten des Buches taucht das Stichwort Dresden auf, vielleicht können Sie also noch mehr Interessantes finden. Mit freundlichen Grüßen Uwe Fiedler. - Der bebilderte Steglich-Lebenslauf findet sich auf den Seiten 306 - 317.)

gedenke, bis mich, den 71jährigen, der Herr in Gnaden beimrufen wird.

Die Konferenz der Brüder Zeitz II schenkte mir bei dem Scheiden das Bild von Pfannschmidt "die Anbetung der drei Könige".

Die kleine Chronik von Kayna vom Jahre 1877 neu erweitert aufzulegen wird, so Gott will, die letzte Arbeit meiner Ruhezeit sein". Er starb am 18. Februar 1896 in Dresden. Er ist am 21. Februar 1896 „nach 72 Lebensjahren und zwei Monaten“ begraben in Dresden auf dem Neustädter Friedhof, im III. Land, Grabstelle S.1.23; dort sind viele Verwandte begraben, wie die erhalten gebliebenen Friedhofsunterlagen zeigen. So ist dort die eben genannte Tochter Lenchen, also die Pfarrerswitwe Magdalena Günther geborene Trübenbach am 25. Februar 1913 begraben worden, auch ist die Tochter Anna Marie unter der Bezeichnung „Privata“ am 20. Januar 1916 in derselben Grabstelle begraben worden. Schon vorher, am 7. Juli 1911, wurde dort auch die Witwe Anna Trübenbach, geborene Mothes begraben. Schließlich sind dort drei (!) totgeborene Söhne des Bankbeamten oder Bankrevisors Friedrich (Fritz) und seiner Frau Johanna Regenhard geborene Schmiedel, also der Schwester von Werner Schmiedel, ohne Namen beerdigt worden: 4. August 1925, 19. März 1928 und 11. Dezember 1935.)

Die Schwiegermutter Anna (Trübenbach, geborene Mothes) hatte blaue Augen und blonde Haare (geboren am 13. Dezember 1833 in Leipzig, gestorben am 04. Juli 1911 in Dresden). Als jungem Mädchen reichten ihre starken Zöpfe bis auf die Fersen, was ihr öfter Kopfschmerzen verursacht haben soll. Sie muß sehr schlank gewesen sein; wenigstens darf man das aus ihrer weißseidenen Brautkleidtaille schließen, die meine Frau zum Andenken aufgehoben hat. Sie war eine überaus praktische und auch sehr sparsame Frau, die selbst überall zugriff, soweit die Umstände bei den vielen Kindern und ihre Gesundheit dies zuließen. Aus ihren Augen strahlte nichts als Güte und Liebe und mit ihrem Herrgott stand sie auf Du und Du. Auf ihre Schwiegersöhne war sie stolz und ich selbst nahm nicht den letzten Platz bei ihr ein; eine Schwiegermutter, die der besten Mutter in nichts nachstand. *(Nach dem Tode ihres Mannes sei sie nach Dresden umgezogen in die Borsbergstraße 1, später zusammen mit ihrer unverheirateten Tochter Marie in die Dittmannstraße 49. Sie sei am 04. Juli 1911 in Meißen gestorben. Siehe auch die Lebenserinnerungen von Katharina Krusche geborene Günther.)*

Die sieben Töchter galten allgemein als hübsch oder gar sehr hübsch. Sie haben alle geheiratet bis auf die älteste,

I. Marie Trübenbach. *(Anna Marie)*

(Nach dem Mothes-Stammbaum und den Trübenbach-Erinnerungen am 21. Juni 1853 geboren, also im Pfarrhaus zu Dittersdorf bei Lauenstein im Osterzgebirge.) In der Jugend soll sie in einen Cigarrenfabrikanten Julius Müller in Kayna verliebt gewesen sein. Man weiß nicht, warum aus der Sache nichts wurde. Müller starb übrigens jung. Später machte ein Prokurist dieser Firma Marie einen Antrag; sie lehnte ab. Bei der Krankheit der Mutter übernahm sie schließlich die Führung des Haushalts und die Erziehung der jüngsten Schwester Hedwig, soweit sich diese von ihr erziehen ließ. Jedenfalls galt sie in der Familie so gut wie Hedwigs zweite Mutter. Ihre vorherrschende Stellung war den anderen, jüngeren Geschwistern nicht immer ganz angenehm. Später vertrat sie an Lenes Kind Katharina wirklich Mutterstelle. Je weniger sich Lene bei ihrer Krankheit (bzw. eingebildeten Krankheit) um ihr Kind kümmerte, desto mehr tat es Marie in aufopfernder, liebevoller Weise. Katharina wurde immer mehr ihr Kind. Nach der Mutter Tode, noch vor Kriegsbeginn, stellte sich ein geistiger Defekt ein. Sie hatte zunächst eine Pflegerin, da sie in ihrer völlig grundlosen Angst Selbstmordgedanken hegte. Wir mußten sie schließlich entmündigen lassen und haben sie in fünf Anstalten, Nervenheilstätten, untergebracht. Überall dasselbe: Selbstmordgedanken. Trotz Pflegerin hat sie in der Landesanstalt Untergöltzsch die Tat vollbracht (17. Januar 1916). Meine gute Frau als die Nächste hat damals viel gelitten und ausgestanden, zumal die Verwandten an die Krankheit nicht glauben wollten, da Marie oft ganz normal war. Schließlich kamen auch die Anderen dahinter. *(Das scheint eine Krankheit aus dem Formenkreis der Depressionen zu sein. Dora Krusche sagt, dass sie zuletzt dement gewesen sei.*

Sie ist im Familiengrab ihrer Eltern in Dresden auf dem Inneren Neustädter Friedhof am 20. Januar 1916 begraben worden.) Neben Marie, der blonden, stand

II. Johanna (Hannchen) Trübenbach,

(nach dem Mothes-Stammbaum und den Trübenbach-Erinnerungen am 24. Januar 1855 geboren, also noch im Pfarrhaus zu Dittersdorf bei Lauenstein im Osterzgebirge,) die schwarze, das "Zigeunerluder", wie man sie in Kayna einmal genannt hatte, als sie geigend auf der Pfarrgrundstücksmauer spazieren ging. Aus dem "Zigeunerluder" ist sehr bald das stille, sanfte, fromme, dichtende Hannchen geworden. Ihr Mann, (Carl Friedrich) Emil Hörig, Bürgerschullehrer und Kantor an der Andreaskirche in Leipzig, war siebzig Jahre alt, als er starb. Sie lebt noch in Markkleeberg bei Leipzig, dreiundachtzig Jahre alt, zusammen mit ihrer Tochter Frieda Hörig, welche unverheiratet geblieben ist.

(Nach Mitteilung der Ev.-Luth. Martin-Luther-Kirchgemeinde Markkleeberg-West an mich vom 16.01.2006 ist die ev.-luth., verwitwete Pensionärin Johanna Hörig geb. Trübenbach am 23.03.1941, 16 Uhr, in Markkleeberg verstorben; sie wurde beerdigt am 27.03.1941 mit Geläut und Gesang. Ihr Alter war 86 Jahre, 1 Monat und 29 Tage; sie starb an Alters- und Herzschwäche (Kirchenbuch Gautzsch S. 352, Nr. 34). Ihr Ehemann Carl Friedrich Emil Hörig, Lehrer und Kantor in Ruhestand, verstarb am 29.11.1918 nachmittags 2½ Uhr in Gautzsch 173/18; er wurde beerdigt am 02.12.1918 mit Geläut und Gesang. Er war 70 Jahre, 4 Monate und 9 Tage alt geworden; er starb an Lungenentzündung. Er hinterlässt einen Sohn und eine Tochter (die Ehefrau wird nicht weiter erwähnt!) Kirchenbuch Gautzsch S. 575, Nr. 140/1918.)

(Nach einer zweiten Mitteilung von der Ev.-Luth. Martin-Luther-Kirchgemeinde Markkleeberg-West vom 17.7.2006 gibt es keine zusätzlichen Informationen aus den Kirchenbüchern, die durchgesehen wurden. Die Kinder seien ja alle in Leipzig geboren worden. Erst im Jahre 1937 fand man den Namen Hörig wieder, als Anna Erika Irmgard Hörig, Tochter des Tischlermeisters Gottfried Bruno Hörig, den Meteorologen Dr. Erwin Otto Herrmann Wichert heiratet.)

Sie hatten drei Kinder:

- a. Johannes Hörig,
geboren am 07. Mai 1877 in Leipzig, gestorben am 25. Juni 1881 ebenda.
- b. Johanna Frieda Hörig,
geboren am 08. Oktober 1878 in Leipzig.
- c. Dr. Karl Heinrich Hörig,
geboren am 30. Juni 1882 in Leipzig, Physiker in Braunschweig, verheiratet seit 28. Dezember 1916 mit Elisabeth Ditzen (geboren am 20. Juli 1888 in Uelzen). Sie hatten eine Tochter: Adelheid, geboren am 26. Oktober 1917 in Stuttgart.

III. Elisabeth (Else) Trübenbach

(am 14. Februar 1865 in Kayna geboren) war als Kind auch ein munteres, lustiges Mädchen. Ich bin mit ihr einige Zeit zusammen beim Kantor in die Dorfschule gegangen (die meisten Geschwister hatten eine Hauslehrerin, Hedwig kam zuletzt, als sie allein übrig war, nach Droyßig) (067722 Droyßig, ca. 8 km westlich von Zeitz). Sie konnte jugenhaft ausgelassen sein, wie wir einmal in der Schule erlebten, als sie ihren Vater als Ortsschulinspektor holen sollte, um einem Bengel den Kopf zurechtzurücken. Else stieg - Kittel drehte uns den Rücken zu - schnell auf die Bank und streckte dem Lehrer die Zunge heraus und ging nicht. Der Lehrer Kittel war ein völlig heruntergekommener junger Mensch, bei dem wir nichts lernten. (Einmal schrieb er seinem Vater, er sei abgebrannt, der Vater solle Geld schicken. Der aber wußte, wie der Sohn

abgebrannt war, und schickte nichts. Ein andermal schickte er einen Jungen zum Kaufmann Weineck, wo meine Eltern wohnten: "Der Herr Lehrer läßt um einen halben Hering bitten, die andere Hälfte läßt er morgen holen. Und sie möchten es aufschreiben.")

Else heiratete den Pastor Ernst Johannes Martin Senf, geboren am 13. Juni 1853 (*nein, 1858!*) in (06724-) Bröckau bei Zeitz. Sein Vater war dort Geistlicher, ein Freund meines Schwiegervaters. (Trauung am 06. Oktober 1885 in Kayna).

(Das Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Kayna, Kirchenbuch 1878-1913, Jahrgang 1885, Seite 18, Nr. 16 enthält dazu folgende Angaben - Abschrift erhalten 6.6.2002:

Bräutigam: Senf, Ernst Johannes Martin, geboren 13. 6. 1858, Geburtsort nicht eingetragen, ledig, Pfarrer, Wohnort Schurgast bei Oppeln.

Trautag: 6. Oktober 1885 laut Standesamt Kayna; Pfarrer Trübenbach hatte den 4. Oktober eingetragen als Trautag.

Braut: Trübenbach, Elisabeth, geboren 14. 2. 1865, Geburtsort und Wohnort Kayna, keine Berufsbezeichnung.

Eltern des Bräutigams: Friedrich Senf, Pfarrer, und Helene geborene von Hoff, Wohnort Laugwitz bei Brieg (das war eine niederschlesische Kreisstadt an der Oder, 45 km oberhalb von Breslau, heute polnisch Brzeg; der Ort heißt heute Lukowice Brzeskie).

Eltern der Braut: Heinrich August Trübenbach, Pfarrer, und Anna, geborene Mothes von Leipzig, Wohnort Kayna.)

So zog sie in die Diaspora, nach Schurgast in Schlesien (heute Skorogoszcz; ein sehr kleiner Ort an der Straße zwischen Breslau = Wrocław und Oppeln = Opole, innerhalb der Grenze des Deutschen Reichs von 1937, heute in Polen), bis Martin 1891 als Pastor primarius und Superintendent nach Haynau in Schlesien versetzt wurde (Haynau heißt heute Chojnów, nordwestlich von Liegnitz (Legnica)). Er starb am 06. November 1926 im Ruhestande zu Hirschberg in Schlesien (Hirschberg im Riesengebirge, ein sehr nettes schlesisches Städtchen, im 2. Weltkrieg weitgehend unzerstört geblieben, gehört heute zu Polen und heißt Jelenia Góra). Else ist 1945 gestorben (am 6. November 1945 in Hirschberg im Riesengebirge, nach der Vertreibung der Deutschen, allein, in einem Waisenhaus, „wobin die Polen sie und die Anderen gestopft hatten“, so Renata Senf). Das Ehepaar hatte vier Kinder: (Pastor Heinrich Trübenbach: Meinem lieben Schwiegersohn Pastor Senf, im Herbst 1891 von Schurgast als Pastor primarius nach Haynau versetzt, sind als Kinder geboren:)

a. Walther (Johann Friedrich Martin Walter) Senf, geboren am 23. Dezember 1888 (nach Pastor Heinrich Trübenbach 1889 geboren; das ist ein Irrtum) in Schurgast, Dr. jur., Rechtsanwalt und Notar in Hirschberg (Jelenia Gora, im Riesengebirge), verheiratet seit 13. September 1923 mit Emmy (Emma Rosalie) Hartmann geborene Kahl aus Hamburg (geboren am 12. März 1897 in Hamburg). Er hatte in Hirschberg eine glänzende Praxis und besaß dort ein schönes Haus (am Vogelberg, von dem ich Fotos besitze; laut Frau Elisabeth Spang war ein Bruder von Emmy Bauingenieur und soll es geplant haben; er habe später ein ähnliches Haus für sich in Griechenland gebaut), das er sich gebaut hatte. Walther litt seit Jahren schwer und versah nur notdürftig sein Amt. Else, seine Mutter, litt schwer darunter⁴. Gestorben circa 1936 (Irrtum!

4.) Frau Elisabeth Spang, München, geb. 13. Dezember 1960 in München, siehe http://frauenwiki-dresden.de/index.php?title=Elisa-beth_Spang&redirect=no, mailte mir dazu am 21. Februar 2006 Folgendes: „Mein Großvater Walter Senf erkrankte meines Wissens 1932 an Parkinsonscher Schüttellähmung, wie man das damals nannte (Renata war 6, Iwo 3 Jahre alt). Da er jedoch geistig bis zuletzt völlig klar blieb, hat er wohl versucht, die Notariats- und Anwaltskanzlei, so lange es ging, noch weiterzuführen. Elf Jahre lang war er krank, schließlich im Rollstuhl, zuletzt bettlägerig und ein echter Pflegefall. Dies hat nicht nur die Kindheit von Renata und Iwo stark überschattet, sondern bald auch zu finanziellen Problemen geführt, sodass meine Großmutter Emmy Senf begann, in dem großen Haus Untermieter aufzunehmen. Sie war ursprünglich ja Tänzerin an der Berliner Staatsoper gewesen (nein, am Deutschen Theater in Berlin). Nach Vertreibung und Flucht hat sie sich im Westen dann mit Schneiderarbeiten und später als Haushälterin betätigt, um ihren beiden Kindern ein Studium zu ermöglichen. Das Verhältnis zwischen Elisabeth Trübenbach und Emmy muss aber wohl recht angespannt und schwierig gewesen sein. Ich nehme an, dass dies unter anderem auch mit Walters Krankheit und Emmys Lebenswandel bzw. ihrer Vergangenheit als Tänzerin zu tun hatte, das war damals im Pfarrhaus nicht gern

Walter Senf starb am 18. Dezember 1942 in Hirschberg, auch nach Angabe der Stadtverwaltung Gummersbach vom 16.02.2006, Melderegister. Emmy schlug sich nach der Enteignung des Hauses in Hirschberg durch den polnischen Staat und die Vertreibung aus Schlesien in Gummersbach als Schneiderin durch (bis 5.6.1957) und wurde später Haushälterin bei Professor Dr. Richard Loebe, einst Geologe an der Uni Berlin. Bald heirateten die beiden und sie zog zu ihm nach Berlin-Waidmannslust, Bondickestraße 18. Nach dem Bau der Mauer zwischen der DDR und der Bundesrepublik, die Westberlin zu einer Insel im Ostblock machte, zogen sie 1961 von Berlin-Waidmannslust ins bayerische (82335-) Höhenrain. Nach dem Tod des Professors 1965 zog Emmy mit Enkelin Elisabeth in eine von deren Mutter Renate gekaufte Eigentumswohnung in Ebersberg. 1973 wurde Renate nach Göttingen versetzt und Iwo holte seine Mutter in ein Altersheim nach Bad Friedrichshall, weil sie aufgrund fortgeschrittener Altersdemenz nicht mehr gut allein leben konnte. Iwo selbst lebte mit Familie in Neckarsulm (alles in der Nähe von Heilbronn), Emmy verstarb am 14. März 1980 in Bad Friedrichshall-Jagstfeld, also 83-jährig, wurde am 18.3. in Heilbronn eingäschert und am 31.3.1980 in Ebersberg bestattet.).

Dieses Ehepaar hatte drei Kinder (daneben haben sie eine Lotte Bayer mit aufgezogen, die noch „Fräulein Emmy“ erlebt hat:

A. Marzella Thora Senf,

geboren am 23. August 1924 in Hirschberg, gestorben am 20. Dezember 1924 in Breslau. (Frau Elisabeth Spang schreibt, dass sie Tora Marcella geheißen habe und im Dezember 1923 geboren wurde (letzteres stimmt nicht) und an einer Blutvergiftung infolge eines Furunkels im Herbst 1924 gestorben sei. Aus den unten genannten Unterlagen sah ich, dass sie als erstes Kind von Walter und Emmy Senf am 23. August 1924 geboren wurde und am 20. Dezember 1924 starb.)

B. Thora Renate (Tora Renata) Susi Senf,

geboren am 19. Oktober 1925 in Hirschberg.

(nach Herrn Otfried Reichardt heißt sie Renata Spang, genannt Renate, studierte Kunstgeschichte, hat promoviert, wurde Dozentin beim Goethe-Institut, hat 1957 den Schriftsteller Günter Spang (* 10. Mai 1926 in Mannheim; † 11. Oktober 2011 in München, Kinderbuchautor, z.B. „Herr Blau aus Blaubeuren macht blau“ oder „Herr Flupp und seine sieben Enten“, siehe http://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%BCnter_Spang) geheiratet, die Ehe ging bis 1963, nun (2004) wohnt sie in 85560 Ebersberg, Oberbayern, Ringstraße 36, Tel. 08092-23573. Sie hat noch losen Kontakt mit Günter Spang, der 2007 krebskrank wurde. Ich telefonierte mit ihr erstmals 23.8.2004; sie habe Fotos von ihrer Großmutter! Ich schickte ihr einen Auszug aus Max Schmiedels Erinnerungen. Sie gab wenige Erläuterungen zu Fotos, die ich ihr schickte, brach aber leider den Kontakt bald ab, ohne dass wir uns begegnet wären, weil sie sich sehr krank und von ihrer Tochter Elisabeth Spang unverstanden fühlt, sie ist ihr einziges Kind, der Vater ist Günter Spang, Elisabeth ist mit einem Stefan ?? verheiratet, hat aber

gesehen. Auch hörte ich, Elisabeth sei - zumindest im Alter - ein wenig sonderbar gewesen. Sie blieb wohl in Hirschberg und starb im Armenhaus oder so ähnlich, ist das richtig?“ (Ich weiß darüber nichts). Emma Rosalie (Emmy) Kahl wurde in Hamburg am 12.3.1897 als Tochter des Kaufmanns Ernst (August?) Kahl geboren, ein böser Mensch, so Elisabeth Spang. Emmy hatte einen Bruder, Max. Die Mutter verließ ihren Mann mit den beiden Kindern und flüchtete nach Amerika bzw. Kanada. Sie lernte auf dem Schiff einen netten Zigarrenhändler kennen, kehrte mit ihm später nach Hamburg zurück und heiratete ihn nach ihrer Scheidung. Emmy wurde Ballett-Tänzerin und schaffte es bis zur Staatsoper in Berlin, Unter den Linden. Ja sie heiratete sogar sehr jung den dortigen Direktor Georg Hartmann. Das Glück währte nicht lang: Als sie und ihre Mutter in Berlin im Park spazierten, sahen sie auf einer Bank Herrn Hartmann mit einer anderen Dame poussieren. Die Mutter sagte zu Emmy, ich hoffe, Du weißt, was Du zu tun hast. Sie gab ihm eine Ohrfeige und ließ sich scheiden. Danach war es natürlich aus mit der Staatsoper und es blieb ihr nur, als Tänzerin mit einem sogenannten Tingeltangel durch die Lande zu reisen unter dem Pseudonym Ellen Contess. Da sah Walter Senf sie, verliebte sich, reiste ihr zu den Auftritten hinterher, bis sie endlich in die Ehe einwilligte. Die Familie war entsetzt: Eine geschiedene Tänzerin! Später wurde Walter krank, wohl Morbus Parkinson (Encephalitis), Rollstuhl, bettlägerig, ein echter Pflegefall. Als er schon krank war, soll er zu Emmy gesagt haben, sie dürfe sich ruhig einen Liebhaber nehmen, nur sie möge es ihn nicht merken lassen. Das war dann Fritz Liebig, die Sache sei jahrelang gegangen, man hatte in Hirschberg schon gemunkelt, dass Iwo von ihm, nicht von Walter sei. Deshalb habe Walter ihm den komischen Namen „Iwo Reiner Senf“ gegeben, damit die Hirschberger Bürger wüssten, von wem dieser Sohn sei. Tochter Renata soll diese Liebschaft ihrer Mutter sehr übelgenommen haben. Beide Kinder, Iwo und Renata, haben unter der Krankheit des Vaters, einschließlich finanzieller Probleme, und der Vertreibung auch psychisch gelitten.

ihren Familiennamen behalten. Elisabeth und Stefan trennten sich, blieben aber verheiratet. Er erkrankte an Krebs (nach Otfried Reichardt Krebs im Kopf) und starb daran ungefähr Anfang 2009. Zwei Kinder, Luisa (?) und David. Letzterer erkrankte an Knochenkrebs, als er ungefähr 15 Jahre alt war, wohl Mitte 2009. Am 17.2.2006 fand ich sie im Telefonbuch und rief an: Frau Elisabeth Spang, 8.... München, Tel. 089-712867, Mail elisabethspang@muenchen-mail.de, später e.spang@mnet-online.de. Lektorat und Übersetzungen. Sehr nett und kooperativ; ich bat sie um Fotos von Hedwig Stobmann, sie hat aber keine. Ich glaube, Renata ist hypochondrisch. Renata ist nicht schon in dem schönen Granit-Wohnhaus ihrer Eltern in Hirschberg geboren worden, sondern vor dem Einzug, wohl aber ihr Bruder Iwo. Renata ist Patenkind von Hedwig Stobmann, einer Trübenbach-Tochter, hat deshalb von ihr Fotos, die ich gern sehen würde. Frau Dr. Renata Spang starb am 14. Februar 2007 in Ebersberg. 2008 durfte ich mir bei Elisabeth Spang zwei Fotoalben ihrer Mutter und den von Ulrich Senf geschriebenen Stammbaum zum Scannen ausleihen.)

C. Rainer Iwo Senf,

geboren am 03. November 1928 in Hirschberg. (Nach Frau Elisabeth Spang hieß er Iwo Reiner Senf. Dieser komische Name habe angeblich damit zu tun, dass die Mutter Emmy im Vorfeld in Hirschberg verdächtigt worden war, einen Liebhaber namens Fritz Liebig gehabt zu haben, was angeblich viele Jahre lang ging. Walter Senf wollte den Hirschberger Bürgern mit der Geburtsanzeige seines Sohnes unmissverständlich klar machen, dass er selbst der Vater ist. Iwo war als Bauingenieur erfolgreich, heiratete die Architektin Hella geb. Frühwald und hatte mit ihr einen Sohn, Martin Senf; der lebt (?) in (82178-) Puchheim bei München und ist Jurist wie Großvater Walter Senf. Nur Hella Senf (Tel. 089-801346; sie habe (auch noch 2009) zu Ute, der Tochter von Jutta und Ulrich Senf, engen Kontakt und ich solle sie doch mal anrufen, mit einem schönen Gruß von Elisabeth Spang) und Maureen Senf fand ich im Telefonbuch 2005, beide Schulstraße 2a in Puchheim. Ich besuchte sie dort. Iwo gab Mitte der 80er Jahre sein Büro auf, siedelte allein nach Griechenland um und starb dort siebzähigjährig (am 30. November 1998 in Kotronas/Peloponnes), letztlich wohl an den Folgen des Alkoholmissbrauchs).

b. Martin Ulrich Senf,

Dr. phil., Diplomlandwirt, Saatzuchtdirektor in Ebsdorf (wohl 29574 Ebstorf, Landkreis Uelzen, jetzt VSE Vereinigte Saatzuchten Ebstorf-Rosche e.G., Bahnhofstr. 51, Tel. 05822-43-0), jetzt in Berlin, geboren am 12. August 1892 (nach Pastor Heinrich Trübenbach am 08. August 1892) in Haynau, verheiratet mit Jutta Pauline Freiin von Wangenheim aus Berlin-Spandau, geboren am 06. September 1896 in Spandau, getraut in Wusterhausen an der Dosse am 27. Mai 1921. Zu Dr. Ulrich Senf:

1. Nach Teil D der Erinnerungen von Rudolf Mothes: Ein bedeutendes Saatzuchtunternehmen unserer (Leipziger) Gegend war Kirsche-Pfiffelbach, der mehrere Güter bewirtschaftete, z.B. Elster-Trebnitz bei Groitzsch und Gärtitz bei Döbeln. Einige Jahre hatte er auch das Rittergut Schönau westlich von Leipzig vom Dr. Hermann Müller gepachtet. Mit diesem geriet er in eine ernste Meinungsverschiedenheit über die Berechnung des Pachtzinses. In Elstertrebnitz hatte er meinen Neffen, den Dr. Ulrich Senf, als Saatzuchtleiter angestellt; ihm enthielt er ohne jeglichen Grund das Naturaldeputat vor. Auf die Klage, die ich für Dr. Senf anstellte, wurde er rasch verurteilt, weil er nichts Schlüssiges einzuwenden hatte.

2. Aus http://www.mehrow.de/Presse_und_Literatur/NiederbarnimerKreisblatt/NB_Kreisblatt_1941.html:

Niederbarnimer Kreisblatt, 26. Dezember 1941, Amtliche Bekanntmachungen: "Gehöftsperr. Unter den Rindviehbeständen ... des Neubauern Dr. Ulrich Senf in Mehrow ist die Maul- und Klauen-Seuche amtstierärztlich festgestellt worden. Der bereits für den Ort Mehrow gebildete Sperrbezirk bleibt weiterhin bestehen. Ahrensfelde, den 22. Dezember 1941. Der Amtsvorsteher als Ortspolizeibehörde.

3. Nach Isabel Heinemann: Rasse, Siedlung, deutsches Blut, das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, dort über das "Wiedereindeutschungsverfahren", S. 296 (revidierte Doktorarbeit, Freiburg 2001, aus dem Internet; das ist

ein Google-Buch!): Der Landwirt SS-Ostuf. (Obersturmführer) Dr. Ulrich Senf aus Mehrow bei Berlin schreibt am 8.2.1942 an den Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes (RuSHA) einen Brief, siehe Moskau RGVA 1372-5-225, Bl. 281-282. Auf seinem Hof arbeite die eindeutschungsfähige Familie Jasek. An Weihnachten 1941 wurden an alle Mehrower Familien kontingentierte Kerzen verteilt. Senf setzte durch, dass auch die Jaseks solche Kerzen zugeteilt bekamen, damit sie "nach deutscher Art unter dem Lichterbaum feiern konnten". Darüber beschwerte sich nicht nur der Bürgermeister bei Senf, sondern der NSDAP-Ortsgruppenleiter, der von dem Fall Kenntnis erhielt, wandte sich an die Kreisleitung der Partei: Eine solche Privilegierung von Polen sei nicht statthaft. Senf hingegen berief sich als Betriebsleiter auf seine Pflicht zur Behandlung der Jaseks als "Deutsche" und bat Hofmann um "die notwendige Unterstützung bei dem Eindeutschungsprozeß durch Belehrung der querschießenden Personen". Daraufhin intervenierte Hofmann (der Chef des RuSHA in Litzmannstadt) beim Ortsgruppenleiter und stellte klar, dass "wiedereindeutschungsfähige Polen" laut den Weisungen des Reichsführers SS "als den Deutschen gleichgestellt" zu behandeln sind. Auch die Schreiben des RuSHA-Chefs Hofmann an den Ortsgruppenleiter SS-Stubaf. Kroos-Trappenfelde vom 12.2.1942 und die Abschrift der Beschwerde des Bürgermeisters vom 21.12.1941 sind in Moskau zu finden. Übrigens ist das Buch von Frau Heinemann lesenswert, man glaubt diesen Unfug ja gar nicht, den man damals veranstaltet hat.

Ulrich Senf ist seit Frühjahr 1945 bei Berlin verschollen. Das Ehepaar hatte vier Kinder:

- A. Ulrich Ludwig Harald Senf,
geboren am 18. Mai 1922 zu Elstertrebnitz bei Pegau in Sachsen.

- B. Dietrich Georg Martin Ulrich Senf,
geboren am 29. Mai 1925 zu Ebsdorf.

- C. Jörn-Ulrich Martin Georg Senf,
geboren am 30. April 1929 zu Ebsdorf.

- D. Ute-Brigitte (Ute) Jutta Elisabeth Charlotte Senf,
geboren am 18. Mai 1930 zu Lüneburg. (*Zu ihr habe noch 2006 die Architektin Hella Senf geb. Frühwald, Witwe von Iwo Senf, engen Kontakt!*)

...gestorben am 17. August 1930 zu Ebsdorf. (*aber wer? Harald?*)

c. Gerhard Senf,
stud. med., am 20. Januar 1896 in Haynau geboren Ulrich Senf schreibt 26. Jan. 1895), gefallen in Frankreich am 03. September 1914 *bei Langemarck in Westflandern in Belgien bei dem sehr verlustreichen Sturmangriff deutscher Freiwilligenregimenter (v. a. aus Studenten und Schülern); dort gibt es einen deutschen Soldatenfriedhof mit 45 000 Gräbern!* Ein lieber, begabter Mensch.

d. Anna Helene Elisabeth Therese Senf,
geboren am 06. Oktober 1903 in Haynau, verheiratet mit Vetter Johannes (*Hans*) Reichardt (*siehe unten*) in Göttingen (getraut in der Kirche Wang am 16. Dezember 1933). *Ein Kind: Otfried Reichardt, siehe unten. Therese soll laut Stammbaum-Eintragung in den Ulrich-Senf-Stammbaum in Göttingen im Frühjahr 1989 gestorben sein.*

IV. Anna Trübenbach,
geboren am 10. Juni 1867 in Kayna, wurde am 19. Februar 1892 in Kayna vom Vater mit Architekt Kurt (*Curt*) Reichardt aus Hannover getraut.
(*Das Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Kayna, Kirchenbuch 1878-1913, Jahrgang 1892, Seite 35, Nr. 4 enthält folgende Angaben dazu:*

Bräutigam: Reichardt, Curt, Geburtsdatum 2. 11. 1862, ledig, Architekt, Geburtsort Kayna, Wohnort Hannover, gestorben 4. 1. 1938 nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 75 Jahren, so die gedruckte Todesnachricht (Hannover, Heinrich-Schütz-Str. 30) seiner Witwe Anna R., der Kinder Gertrud und Dr. Hans R. und dessen Ehefrau Therese R. geb. Senf.

Trautag: 19. Februar 1892.

Braut: Trübenbach, Anna, (keine Berufsangabe), Geburtsdatum 10.6.1867, Geburtsort Kayna.

Eltern des Bräutigams: Reichardt, Karl Eduard Otto, Zimmermeister, Wohnort Kayna, und Ernestine Friederike Marie geborene Uhlich von Groß-Jahnern (muss Großfabner heißen, in Thüringen zwischen Gotha, Erfurt und Bad Langensalza gelegen).

Eltern der Braut: Heinrich August Trübenbach, Pfarrer, und Anna geborene Mothes von Leipzig, Wohnort Kayna.)

Ich war vom 17. bis 24. Februar 1892 deswegen in Kayna (und natürlich wegen seiner Braut Henriette, denn am 22. Sept. 1892 sollte die Hochzeit sein). Kurt (Curt) ist Kaynaer Kind (geboren am 02. November 1862 in Kayna, Sohn der Zimmermeisters Reichardt in Kayna, gestorben am 04. Januar 1938. Anna Reichardt geborene Trübenbach starb im Mai 1950 (in Hannover. Der Monat kann nicht ganz stimmen, denn ich besitze Kopie einer gedruckten Danksagung mit folgendem Text: „Für die beim Heimgang unserer lieben Mutter Anna Reichardt geb. Trübenbach bezogene warme Anteilnahme sagen wir, zugleich im Namen unserer Angehörigen, unseren herzlichsten Dank. Trude Reichardt, Dr. Hans Reichardt, Hannover und Göttingen, den 15. April 1950“. Sie soll als alte Frau dement gewesen sein. Da Hans in Göttingen wohnte, muss also Trude in Hannover gewohnt haben). Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor:

a. Frieda Gertrud (Trude) Reichardt,

geboren am 06. Dezember 1892 in Hannover, Lehrerin in Hannover.

b. Dr. phil. Johannes (Hans) Reichardt,

geboren am 01. März 1901 in Hannover, Assistent an der Aerodynamischen Versuchsanstalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute Max-Planck-Gesellschaft) in Göttingen; verheiratet seit 16. Dezember 1933 mit seiner Cousine Therese (geborene Senf. Siehe oben unter 4.). Gestorben am 26. November 1977 (Todesanzeige: Nach kurzer schwerer Krankheit entschlief heute mein innig geliebter, gütiger Mann, unser herzenguter Vater und Großvater, Dr. Hans Reichardt, Physiker, Em. Wiss. Mitglied des Max-Planck-Instituts für Strömungsforschung Göttingen im Alter von 76 Jahren. In tiefer Trauer Therese Reichardt geb. Senf, Otfried Reichardt, Dipl.-Sozialwirt, Renate Reichardt geb. Rückbrod, Markus, Christian, Anne. 3400 Göttingen, den 26. November 1977, Benfeyweg 5. Die Beisetzung findet am Donnerstag, den 1. Dezember 1977 um 13.00 Uhr von der Kapelle des Stadtfriedhofes Groner Landstraße aus statt.) (Es gibt also den Sohn Otfried, geboren 5. März 1943, verheiratet mit Renate geborene Rückbrod, die die Kinder Markus, Christiane und Anne R. hatten. Dieser Otfried R. verkaufte das von den Eltern gebaute Göttinger Wohnhaus im Benfeyweg 5 an ein Ehepaar Knust nach der Wende, das noch 2004 darin wohnte, und wohnt später in 79199 Kirchzarten-Burg, Breisgau, Markenhof 1a, Tel. 07661-3204. Ein tel. Kontakt kam am 22. August 2004 zustande, seine Mailanschrift ist Reichardt506@aol.com. Ich schickte ihm Auszug aus diesen Max-Schmiedel-Erinnerungen und Fotos per Mail. Er besuchte mich zweimal in Schneidhain in 2004, schenkte mir das kleine goldfarbene gerahmte Tuschebildchen von Heinrich Trübenbach vom 16. September 1846, das handschriftliche Original der „Chronik von Kayna“ von 1895 aus Heinrich Trübenbachs Feder und ermöglichte mir das Scannen vieler Familienfotos. Im Juni 2010 besuchte ich Otfried und seine Freundin Alicia in seiner Wohnung in Tossa de Mar in Spanien (Katalonien, Costa Brava, via Flughafen Girona). Dort bekam ich eine Nierenkolik rechts und flog deshalb nach 4 Tagen wieder heim, geplant waren 10. Der Ort ist sehr hübsch.

Zeigten Johanna, Else und Anna durch dunkles Haar und Augenfarbe die Trübenbachsche Abstammung, so

V. Magdalene (Lene) Trübenbach,

mit ihrem Hellblond die Mothes'sche. Für schwere Arbeit im Garten war sie weniger geeignet.

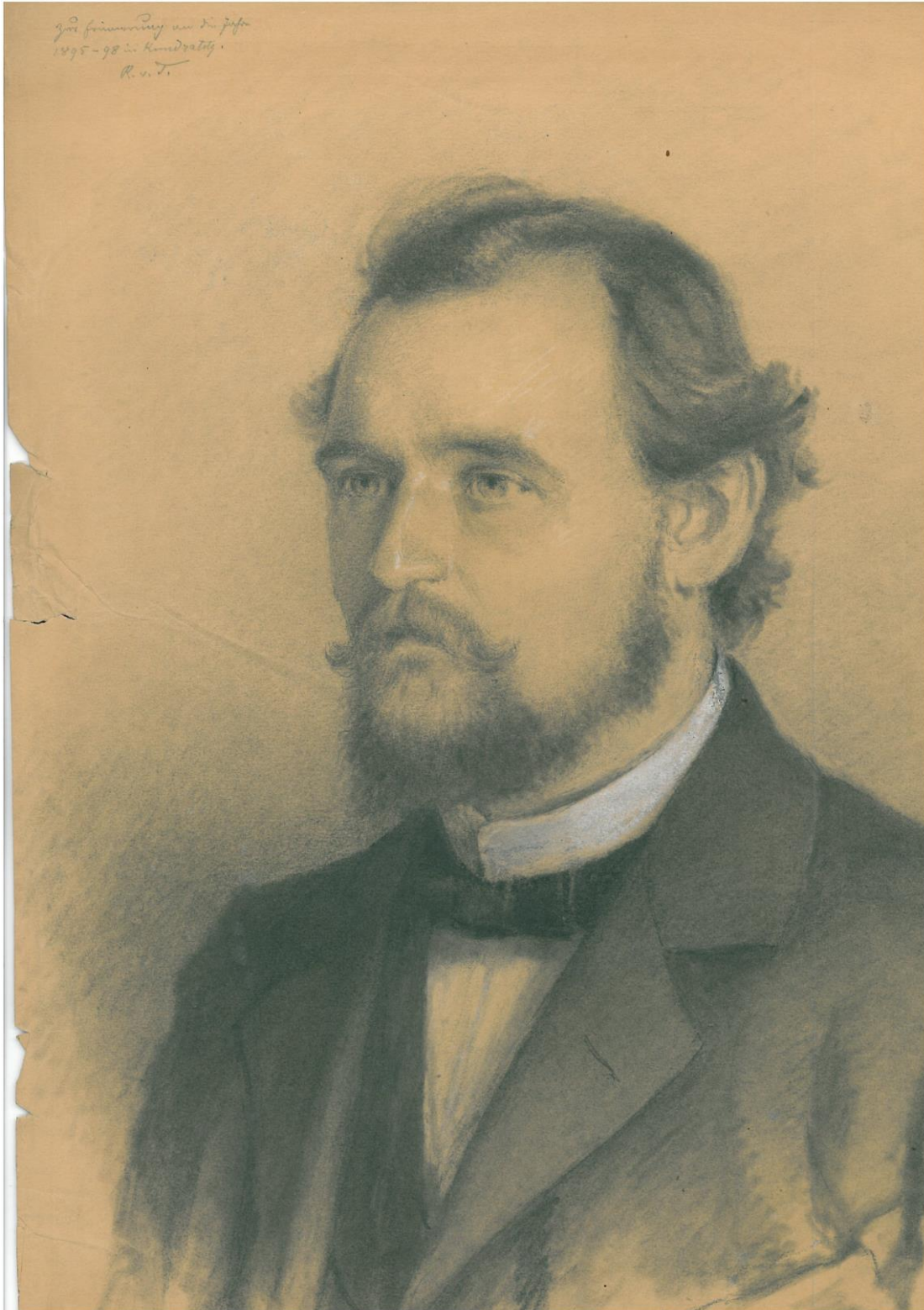
Sie sah in leichten, duftigen Sommerkleidern allerliebste aus. Sie konnte gut zeichnen und schrieb dafür um so miserabler. Gern war sie lustig. Sie ist am 06. Oktober 1868 in Kayna geboren, *(verlobte sich im Sommer 1893 mit dem Predigantwärter candidatus Georg Günther von Lumpzig; 04626 Lumpzig liegt auf der Verbindungslinie von Altenburg nach Gera ungefähr in der Mitte)* und wurde am 16. Juni 1896 in Lumpzig mit Georg Günther, Pastor in Pölzig (geboren in Lumpzig am 28. September 1867) vom Vater Günther getraut *(07554 Pölzig liegt westlich von Lumpzig. Erstaunlich, dass weder das übliche Trauerjahr wegen des Todes ihres Vaters eingehalten wurde, noch die Heirat an ihrem Ort, also in Kayna stattfand. Die Erklärung findet sich in den Lebenserinnerungen von Katharina Krusche, dem einzigen Kind von Lene und Georg Günther)*. Die Pfarrersfamilien von Kayna und Lumpzig waren schon längst miteinander bekannt. Bei meiner Hochzeit mußte Georg Günther als Brautführer einspringen und dabei spannen sich die ersten Fäden zwischen Lenes und Georgs Herzen an. Die Ehe war leider von ganz kurzer Dauer. Auf einem Urlaub besuchte Georg, anscheinend noch ganz gesund, einen Freund, um dann nach (Bad) Lippspringe zu gehen und dort die Lunge zu festigen; er fürchtete sich vor Lungenschwindsucht. Nach wenigen Tagen war er tot. Er starb am 21. Juli 1897 in Lippspringe und wurde nach (07554) Pölzig überführt. Auf Bitten der Schwiegermutter fuhr ich zur Beerdigung nach Pölzig am 25. Juli 1897, obwohl Jettel und ich zu der Zeit in (Bad) Kundratitz *(Bad Kunnersdorf in Böhmen, südlich Zittau)* auf Urlaub waren. Lene zog zur Mutter nach Dresden. *(Dort starb sie und wurde am 25. Feb. 1913 in der Grabstelle ihrer Eltern auf dem Inneren Neustädter Friedhof beerdigt.)* Hier wurde ihr Kind

a. Katharina Klara Günther

am 24. Januar 1898 geboren. Unter der Obhut der Großmutter und vor allem der Tante Marie wuchs das Kind heran, während die Mutter Lene den Lebensmut mehr und mehr verlor und langsam dem Tode entgegenseichte. *(Mein Vater Werner Schmiedel sagt, daß sie depressiv gewesen sei und meistens auf einem Sofa gelegen habe. Siehe oben. Sabine v. Kurnatowski sagt, Katharina sei von der Familie Max Schmiedel „wie das fünfte Kind“ mit aufgezogen worden, obwohl es dauernd schwere Geldsorgen gegeben habe)* Sie *(die Mutter Lene)* ist am 22. Februar 1913 in Dresden gestorben und am 25. Februar 1913 auf dem Neustädter Friedhof in der Familiengrabstätte im III. Land Nummer S.1.23 begraben worden. Katharina besuchte das Lehrerinnenseminar in Dresden, studierte in Leipzig und Rostock *(Germanistik und)* Theologie und lernte in Rostock den stud. theol. Waldemar Krusche kennen, mit dem sie sich in Leipzig-Gautzsch (zu Besuch bei Tante Johanna Hörig) am 16. Oktober 1923 trauen ließ. *(Die Ev.-Luth. Martin-Luther-Kirchgemeinde Markkleeberg-West teilt mir auf Anfrage am 16.01.2006 mit, dass die Eheschließung am 12. Okt. 1923 vor dem Standesamt I Leipzig 1663/23 stattfand, die Trauung am 16. Okt. 1923 in der Kirche Gautzsch (heute Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West) mit Orgel und Geläut. Aufgebot: 19. Sonntag nach Trinitatis zu Oeltzschau bei Borna und Gautzsch: Ernst Waldemar Krusche, Candidat der Theologie zu Zgierz, Polen, geb. am 11. Sept. 1897 in Rypin, ev.-luth., ledig. Clara Katharina Günther, Lehrerin zu Oeltzschau bei Borna, Rittergut, geb. am 24. Jan. 1898 zu Dresden, ev.-luth., ledig. Sie wurden von einem fremden Geistlichen getraut; ein Trauspruch ist nicht angegeben. Kirchenbuch Gautzsch S. 498, Nr. 55.)*

Nach dem ersten theologischen Examen in Leipzig war Krusche Hilfsgeistlicher in Warschau, bald darauf Pastor in Tuczyn bei Rovno (Wolhynien) und später Pastor in Rypin (Polen), wo er am 11. September 1897 geboren worden war. Er ist 1942 oder 1943 (=Irrtum) gestorben (in der Weichsel ertrunken). *(Siehe die Lebenserinnerungen von Katharina Krusche. Waldemar Krusche ertrank beim Baden in der Weichsel in Warschau am 2. August 1942 und wurde auf dem evangelischen Friedhof zu Zgierz beigesetzt. Später soll Katharina Krusche geb. Günther viel mit Hanni Regenhard zusammen gewesen sein. Sie habe dann in Fürth gewohnt, später im Altersheim in Coburg, wo sie auch starb, laut Frau Dora Krusche. Vom Städtischen Friedhof erfuhr ich, dass sie am 21. Juni 1969 gestorben ist und am 25. Juni 1969 im Viertel V, D begraben wurde. Die Grabstelle wurde im Jahr 2000 geräumt, jetzt ist das Gebiet eine große Wiese. Waldemar Krusche sei, laut Dora Krusche, 1939 Superintendent in Warschau geworden, allerdings habe seine Familie nicht in Warschau, sondern in Pabianice gewohnt, wo die Familie von Waldemar*

auch wohnte und er sei nur am Wochenende nach Hause gekommen.



Max Schmiedel, 1898 gezeichnet von Baron v. Turck in Bad Kunnersdorf

Katharina Krusche soll, laut ihrer Schwiegertochter Dora, immer der Ansicht gewesen sein, dass Waldemar nicht einfach ertrank, sondern in mörderischer Absicht unter Wasser gedrückt worden sei. Er habe sich damals auch bedroht gefühlt. Es bleibt die Frage, wer das getan haben könnte. Waldemar soll sich gegen die so genannten „Deutschen Christen“ gestellt haben und er soll auch von nationalsozialistischer, also deutscher Seite bedroht worden sein. Wahrscheinlicher ist, dass katholisch-polnische Kreise diesen deutsch sprechenden, protes-

tantischen Theologen hassten. Waldemar hatte noch einen Bruder (der Arzt in der DDR bei Leipzig gewesen sein soll, er habe zwei Kinder gehabt, einen Sohn und die Tochter Isa, wohl Isabell, beide waren Ärzte) und drei Schwestern Stefanie, Hilda und Irene, letztere war Lehrerin und kam in Zgierz bei einem deutschen Luftangriff ums Leben.)

Der Ehe entstammen drei (*vier!*) Kinder:

A. Peter Krusche,

geboren am 09. Juli 1924 in Tuczyn (*Ortsname war im Original falsch geschrieben. Mir liegt ein 4-seitiger Lebenslauf von Bischof Prof. D. Peter Krusche aus München vom 27. Dezember 1982 vor, mit einem 1-seitigen Anhang vom 22. Juni 1989 vor, den ich erbat anlässlich seiner Pensionierung als Bischof des Sprengels Hamburg der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche (seit 1983) im April 1992 und der gleichzeitigen Wahl der ersten Bischöfin der Welt, Frau Jepsen. Diesen Blättern entnehme ich folgenden Text:*)

Am 9. Juli 1924 wurde ich als Sohn eines lutherischen Pastors in Tuczyn / Wolhynien im damaligen Polen (heute Sowjetrußland) geboren. Die Vorfahren meines Vaters Waldemar Krusche waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus der Provinz Sachsen in den russischen Teil Polens eingewandert und hatten in der Nähe von Lodz eine der ersten Textilfabriken gegründet. Meine Mutter stammte aus einem thüringisch-sächsischen Pfarrer- und Juristengeschlecht; sie hatte meinen Vater während des gemeinsamen Theologiestudiums in Leipzig und Rostock kennengelernt (*nur Waldemar studierte Theologie, Katharina studierte Germanistik und Pädagogik*). Von 1923 bis 1931 versah mein Vater den Pastorendienst in Tuczyn, wo in einem Umkreis bis zu 80 km die wolhynischen Kolonisten zu sammeln waren, die erst kurz zuvor aus ihrer Verbannung nach Sibirien zurückgekehrt waren.

Meine Schulzeit verbrachte ich an einem deutschen Gymnasium nahe Lodz, wo ich 1942, inzwischen im sogenannten Warthegau, das Abitur bestand. Als Soldat bei der Luftwaffe war ich anschließend dreieinhalb Jahre Kriegsteilnehmer, zum Schluß im Rang eines Leutnants. 1945 geriet ich in Bayern in Kriegsgefangenschaft.

Da meine Familie heimatvertrieben war und ich bei Professor Althaus in Erlangen, dem theologischen Lehrer meines Vaters, mit dem Theologiestudium beginnen konnte, blieb ich in Bayern. Meine erste Frau, die bei der Geburt eines Kindes starb, war Fränkin (*Magdalena geborene Hecht aus Fürth, gestorben 1953*). Seit 1954 bin ich zum zweitenmal verheiratet. Meine Frau Dora, geb. Otto, stammt gleichfalls aus einer lutherischen Pastorenfamilie im Umkreis von Lodz. Sie ist ausgebildete Kirchenmusikerin, übt den Beruf jedoch nur nebenamtlich aus. Wir haben acht Kinder, von denen vier selbständig, vier in der Berufs- oder Schulausbildung sind. Zwei Söhne sind Theologen. (*Davon stammen drei Kinder aus der ersten Ehe: Gisela, Ute, Matthias. Aus der zweiten Ehe stammen die fünf Kinder Thomas, Markus, beide Pfarrer, letzterer in Au in der Hallertau, Christopher, Anwalt, Sabina und Bettina Dorothea. Letztere, die jüngste, lebt mit einem Mann, aber unter ihrem Mädchennamen Krusche, und kinderlos in (bei?) Bremen. Der jüngste Sohn hat mindestens einen Sohn. Eine Familie lebt in Gröbenzell, sie haben einen Sohn*).

1950 - 52 als Religionslehrer am Gymnasium in Hof. Von 1956 bis 1962 als Landesjugendpfarrer in Nürnberg tätig. Studienbeauftragter der Evang. Jugend Deutschlands und Beauftragter für die Jugendarbeit in der VELKD (1958 - 1962). Lehrauftrag der theol. Fakultät Erlangen 1955 - 1963. 1962 Dekan in Coburg. 1967 Ordinarius für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Uni München. Rundfunk- und Universitäts-gottesdienste. Seit 1988 Vorsitzender der Nordelbischen Kirchenleitung. (*Nach Mitteilung Frau Dora Krusche war er Bischof für Hamburg (im Sprengel Hamburg) von 1982 (1983?) bis 1992. 1992 emeritierte er, ging in Pension. Rückkehr an den Wohnort Grafrath bei München, wo er auch wohnte, als er an der Evangelischen Theologischen Fakultät in München tätig war, also bis 1983. Gestorben am 23. August 2000 in Fürstfeldbruck, begraben am 28.8.2000 in Grafrath, er war zuletzt dement. Seine Witve Dora Krusche wohnt weiterhin in der Fichtenstraße 8 in 82284 Grafrath, Amper. Ich telefonierte mit ihr am 23. August 2004 und schickte auf ihren Wunsch den Auszug aus diesen Erinnerun-*

gen über die Trübenbach-Töchter. In 2004 besuchte ich sie zweimal in ihrem Einfamilienhaus in Grafrath. Es gibt noch einen Lebenslauf von Peter Krusche in Stichworten, den mir Dora Krusche im Oktober 2007 gab, den ich in den PC abschrieb und weiter bearbeitete, der aber noch nicht fertig ist; er ist hier nicht eingearbeitet. (Siehe Lebenslauf Peter Krusche.doc.)

B. Mark Georg Krusche,

geboren am 07. Juni 1926, tödlich verunglückt am 05. Januar 1934 in Rypin (überfahren). (Werner Schmiedel sagt, er sei beim Rodeln an eine Wand gefahren und daran gestorben. Dora Krusche sagte mir Oktober 2004, dass er mit seinem Schlitten unter ein Fuhrwerk geraten und vermutlich gleich getötet worden sei. Dietrich Krusche schreibt: vor die Räder eines mit Getreidesäcken beladenen Fuhrwerks gerutscht.)

C. Helga Krusche (-Petri),

geboren am 18. Juli 1929. (Sie heiratete laut Frau Dora Krusche später den Dipl.-Ing. Architekten Gerhard Petri, jetzt (2004) lebt sie allein in der Griegstraße 31 in 22763 Hamburg-Othmarschen, Tel. 040-8810436. Sie hat wohl Depressionen. Sie war Lehrerin, ist als Märchenerzählerin tätig, wie sie mir am Telefon sagte, erzählt aber keine Grimmschen Märchen, liest nicht vor; hat einen weichen Ball, den die Kinder anfassen dürfen, damit sie später beim Erzählen schön still sein können. Außerdem dürfen sie sich dann etwas wünschen, dürfen es aber Niemandem sagen, ob aber der Wunsch in Erfüllung geht, weiß man nicht. Sie will nichts von Familiengeschichte wissen und ist offenbar psychisch gestört; das ist mein Eindruck nach zwei oder drei Telefonaten mit ihr. Das (inzwischen getrennt lebende) Ehepaar hat laut Dora Krusche und Gerhard Petri zwei Kinder: Tochter Elliot-Magdalena (Magdalene) Petri, die nicht verheiratet ist und sich später in Erinnerung an ihre Großmutter in Magdalena Petri umbenannt hat, und Ulrike Petri, die auch nicht verheiratet ist, aber die Tochter Clara Helene Petri hat, im Jahr 2000 geboren, und mit ihrem Partner (Patrick Seegers) zusammen lebt. Die beiden Schwestern betreiben ein Fachgeschäft für Kinderkleidung in Hamburg, Ottenser Hauptstr. 44, im Hinterhof, 22765 Hamburg (Vergißmeinnicht, Lieblingsstücke für Kinder, Magdalena und Ulrike Petri GbR, Tel. 040-29812593, Fax -29812594). Sie wohnen außerhalb Hamburgs: Achtern Schranken 3, 25489 Haselau, Tel. 04129-955259. Nicht im Telefonbuch zu finden.

2011 erzählte Frau Krusche, dass die Schwestern zwei verschiedene Geschäfte für Kinderkleidung und Spielsachen betreiben. Eins davon ist Ulrike Petri und Patrick Seegers GbR, Erikastraße 58, D-20251 Hamburg, Telefon +49. 40. 32 84 00 -02, Fax -03, post@luettundfien.de, www.luettundfien.de.

Der frühere Ehemann von Helga Krusche-Petri, Gerhard Petri, ist umgänglich, Rentner, war Architekt, ich mailte mit ihm: Bielfeldtstr. 14, 22763 Hamburg, Tel. 040-8800257, Mail petri@gmx.de.

Am 24. Dezember 2008 mailte er mir u.a.: „Die Günther-Familienchronik habe ich erstmal beiseite gelegt, obwohl Sie mit Ihren Sendungen soviel interessante Anregungen gegeben haben. Helgas Zustand hat sich zu Beginn des Jahres rapide verschlechtert, so dass sie sich nicht mehr allein in ihrer Wohnung zurecht fand. Die Töchter brachten sie in einem Pflegeheim unter. Dort lebt sie seit März in der Nähe von Ulrike und Clara, der Enkelin. Ich bin noch ganz fit und versuche zu helfen, wo es nötig ist.“

Er schickte mir die Todesanzeige, die folgenden Text hat: Helga Krusche-Petri, * 18. Juli 1929 + 4. Februar 2013. Du bleibst in unseren Herzen, Gerhard, Elliot Magdalena, Ulrike, Patrick und Clara. Wir laden Euch ein, mit uns Abschied zu nehmen am Dienstag, den 19. Februar 2013 um 11.00 Uhr in der Christianskirche, Klopstockplatz 4 in Hamburg-Ottensen. Bitte keine Kränze, bringt einfach eine Blume mit. Gerne treffen wir Euch im Anschluss im Röperhof, Agathe-Lasch-Weg 2. Mir war die Entscheidung, hinzufahren oder nicht, abgenommen: Am 17. Februar bin ich nach Holguin in Kuba geflogen. Erst im April resagierte 9ch mit einem längeren Mail an Herrn Petri. Er antwortete am 17. April u.a.: „Meine beiden Töchter und ich, wir können nach den schwierigen Jahren mit Helgas zunehmender Demenz wieder freier atmen. Helga hat uns bis zuletzt meistens noch erkannt, wenn wir sie im Haus Schwansen besuchten. Aber ihre Reaktionen waren zuweilen sehr seltsam und schroff, wie Sie es selbst auch bei ihrem letzten Telefonkontakt erfahren haben. Ihre sprachlichen Fähigkeiten verkümmerten. Telefonieren war in den letzten Jahren nicht mehr möglich. Manchmal brach es laut aus ihr heraus: "Ich will tot sein". Sie ist

schließlich nach nur wenigen Tagen mit Fieber und Atemproblemen gestorben. Eine Erlösung für sie. Wir haben ihre Urne unter einer 150 Jahre alten Buche in dem Friedwald bei Buxtehude beigesetzt. Siehe Helgas Gedicht "An eine Buche". Sie hatte eine Abneigung gegen Friedhöfe. Wie Sie schrieben, hat jetzt ein neuer Lebensabschnitt für mich und auch für meine Töchter begonnen. Meine Enkelin Clara mit ihren vielfältigen Begabungen ist mir eine große Freude. Sie wird am 5. Juni 12 Jahre alt. Ich habe im März ohne große Feierlichkeiten, aber bei guter Gesundheit meinen 80. Geburtstag hinter mich gebracht. Meine eigene Rente steht mir nun voll zur Verfügung. Ich bin mit Kammermusik, gelegentlicher Teilnahme an Orchesterprojekten, Deutsch-Russischem Chor und Beschäftigung mit der russischen Sprache voll ausgelastet. Mit vielen guten Wünschen grüße ich Sie herzlich!, Ihr Gerhard Petri. PS. Zur Krusche-Familiengeschichte während des Krieges und bei Kriegsende gibt es leider keine Aufzeichnungen von Katharina Krusche. Aber in Dietrich Kruschs Roman " Stimmen im Rücken " (A1 Verlag) sind einige Erlebnisse verarbeitet. Übrigens war Dieter mit seiner Frau Gisela zu Helgas Trauerfeier nach Hamburg gekommen. Ich bin mit Dieter seit meinen Studiensemestern in München 1953 bis 1955 befreundet. So lernte ich auch flüchtig seine Schwester kennen, allerdings erst richtig 1956 in Hamburg, wo ich einen Ferienjob in einem Architektenbüro gesucht und gefunden hatte. Ich studierte damals an der TU Berlin-Charlottenburg, wo ich 1960 mein Diplom machte.“

Hier noch ein Auszug aus dem Hamburger Abendblatt vom November 2001: „Märchen aus aller Welt erzählt Helga Krusche-Petri am kommenden Sonnabend Großeltern und Enkeln, Eltern und Kindern in Bad Oldesloe. In zwölf Jahren hat die Erzählerin einen großen Märchenschatz aus den verschiedenen Kulturen gesammelt. Helga Krusche-Petri kommt auf Einladung des TIK-Vereins ins Historische Rathaus. Ihre Vorlesestunde beginnt um 15.30 Uhr. Karten zu 12 Mark für Erwachsene und 8 Mark für Kinder gibt es in der Buchhandlung Willfang (Hude 5, Telefon 04531/26 76) und unter Telefon 04531/18 18 65“.

D. Dietrich Krusche,

geboren 1935, war Lektor für Deutsch an der University of Ceylon und der Universität Okayama / Japan, ehe er Professor für interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München wurde. Er war Gastprofessor an den Universitäten Princeton, USA, und Sao Paulo, Brasilien, und hat Vortragsreisen in zahlreiche außereuropäische Länder, vor allem in Süd- und Südostasien, unternommen.

Neben wissenschaftlichen Publikationen (u. a. "Haiku. Bedingungen einer lyrischen Gattung", 1970 ff, Taschenbuchausg. 1994 ff) "Kafka und Kafkadeutung", 1974, "Kommunikation im Erzähltext", 1978, "Literatur und Fremde", 1985, 2. Aufl. 1993, "Leseerfahrung und Lesergespräch", 1995) hat er Essays zur Erfahrung kultureller Distanz (u. a. "Japan, konkrete Fremde", 1970, Neuaufl. 1983, "Reisen. Verabredung mit der Fremde", 1989, Taschenbuchausg. 1994) sowie belletristische Arbeiten (Gedichtsammlungen, Romane, Erzählungen) veröffentlicht.

Seit 1997 lebt er in Condorcet (Frankreich): Dr. Dietrich KRUSCHE, Marre Vieille, F-26110 Condorcet

Département Drôme. Mail: kruschedg@club-internet.fr. Internet-Site: <http://dietchkrusche.de/>.

(aus <http://www.daf.uni-muenchen.de/DAF/PUBLI/KRUSCHE.HTM>).

Elisabeth Spang schrieb mir aus München im Juni 2012, dass „Meine Mutter und Dietrich Krusche samt Frau kannten sich jedoch gut und mochten sich.“

Er selbst beschreibt seinen Lebenslauf 1982 in dem Buch „Pfarrerskinder“ so:

Ich wurde am 25.1.1935 in Rypin (Rippin) in Polen geboren. Von 1940 bis 1945 lebte unsere Familie in Pabianice (Pabianitz) bei Lodz. Auf der Flucht wurden wir nach Fürth/Bay. verschlagen. Dort besuchte ich das humanistische Gymnasium, studierte dann Germanistik und klassische Philologie in München und Hamburg. Unmittelbar nach dem pädagogischen Examen für den höheren Schuldienst in Bayern ging ich für zwei Jahre (1961/1963) als Lektor für Deutsch an die Universität von Ceylon (heute Sri Lanka), kurz darauf für drei Jahre (1966/1969) an die Universität Okayama/Japan.

1959 hatten wir geheiratet. Meine Frau, Gisela, ist Medizinerin, Fachärztin für Psychiatrie und als Psychotherapeutin tätig. Unsere Kinder, Michael, Gerlind, Martin, sind zwischen 1960 und 1965 geboren.

Nach der Rückkehr aus Japan promovierte ich mit einer Arbeit über Kafka. Von 1971 bis 1981 war ich

Seminarlehrer für Deutsch und seit 1975 Leiter des pädagogischen Seminars für Neuphilologie am Wilhelmsgymnasium München. Seit 1981 bin ich Mitarbeiter am Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München.

Ich bin Mitglied der SPD seit 1968. 1980 bin ich aus der Kirche ausgetreten - ohne damit die christliche Tradition hinter mir zu kappen, im Gegenteil.

Wissenschaftliche Buchpublikationen: Kafka und Kafka-Deutung, 1974; Kommunikation im Erzähltext (2 Bde.), 1978.

Literarische Buchpublikationen: Das Experiment oder Die Fahrt nach Hammerfest, Roman, 1961; Haiku, Übersetzungen und ein Essay, 1970; Japan - konkrete Fremde, 1973; Obenauf, Roman, 1974; Das Ruder auf dem Dach, Gedichte, 1979; Kienspan steht auf, Roman, 1980; Der Fisch im Sand, Erzählungen, 1980. Im Frühjahr 1982 erscheint der Gedichtband »Verzögerte Geburt«.



Aus <http://www.ebook-bibliothek.org/?page=cat&catid=59> entnehme ich folgende Biographie:

Prof. Dr. phil. Dietrich Krusche, geboren 1935 in Polen, war von 1961 bis 1963 Lektor für Deutsch an der Universität von Ceylon (seit 1972 Sri Lanka), sowie von 1966 bis 1969 an der Universität von Okayama in Japan. Nach Deutschland zurückgekehrt, lehrte Krusche am Wilhelmsgymnasium in München. 1980 ging Krusche als Akademischer Rat an die Ludwig-Maximilians-Universität in München, wo er 1981 den Zweig Interkulturelle Hermeneutik, der wissenschaftlichen Methode der Auslegung von Schriften und Kunstwerken, begründete und als Professor vermittelte.

Krusche unternahm Vortragsreisen, die ihn in den Mittleren und Fernen Osten, sowie nach Amerika führten, wo er auch Gastprofessor an der Universität in Princeton (New Jersey, USA) und der Universität in Sao Paulo (Brasilien) war.

Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit ist Dietrich Krusche auch als literarischer Autor tätig. Zu seinen Werken zählen: »Der Fisch im Sand« (Erzählungen, Wilhelm Fink Verlag, 1980), »Reisen. Verabredung mit der Fremde.« (Ullstein Berlin Quadriga, 1989), »Haiku, Japanische Gedichte« (dtv, 1997) und »Das Haus im Haus« (Roman, A1 Verlag, 2002). Seit 1997 lebt Dietrich Krusche in seinem Haus im Südosten Frankreichs.

Er war laut Dora Krusche u.a. länger auf Ceylon und in Japan, lebt (2004) in Frankreich, ca. 40 km nördlich von Avignon in einem Bauernhaus, er schrieb mindestens sieben Bücher, u.a.: Reisen (Beck'sche Reihe, Band 1064); Zeigen im Text (Anschauliche Orientierung in literarischen Modellen von Welt. Die Arbeit handelt vom Lesen - nicht von Leseergebnissen, sondern davon, wie Leseerfahrung sich vollzieht); Haiku, Japanische Gedichte, dtv-Taschenbuch Band 12478 von 2002 (japanische Haiku-Gedichte, deutsch); Englisch für Tiger (siehe unten); Das Haus im Haus (Roman, 224 Seiten, A1 Verlags GmbH, 2001), Verabredung mit der Fremde; Besuch bei Galilei und die Eroberung Japans von den Bergen aus (zwei Stücke, 120 Seiten, erste Auflage 1995); Stimmen im Rücken (Roman über die Flucht aus Rypin in Polen); Der Fisch im Sand, Erzählungen (Wie komme ich in der Fremde an, so daß ich zugleich da und zugleich bei mir selbst bin?); Himalaya (Roman, 192 Seiten, A1 Verlags GmbH; Verzögerte Geburt, Gedichte; Klatschen mit einer Hand (Gedichte). Mitherausgeber des Jahrbuchs Deutsch als Fremdsprache im Institut für Deutsche Sprache (IDS), diverse Artikel von ihm dort, u.a. in Band 15 und 17. Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Er sei an Familiengeschichte interessiert, hält aber nur sehr losen Kontakt zu Dora Krusche. Er sei verheiratet mit einer Münchener Ärztin Dr. Gisela Krusche, die mit ihm in Japan war und die dann die Münchener Rauheit nicht gut aus-

setehen konnte. Dietrich und sie trennten sich für etwa 7 Jahre, aber jetzt lebt sie mit ihm in Südfrankreich.

Aus dem Internet:

(http://www.bol.de/shop/home/artikeldetails/englisch_fuer_tiger/dietrich_krusche/ISBN_3-927743-75-5/ID6142358.html): Dietrich Krusche, geboren 1935 in Rypin/Polen, war Lektor für Deutsch an der University of Ceylon und an der Universität von Okayama in Japan und von 1981 bis 1997 Professor für interkulturelle Literaturvermittlung an der Universität in München. Er ist seit 1995 Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Seit 1997 lebt er in Südfrankreich. Zahlreiche Veröffentlichungen. Darunter: *Englisch für Tiger* von Dietrich Krusche, erschienen März 2003 bei A1 Verlags GmbH (Inhalt: Sri Lanka im April 2000. Bei der Eroberung des Elefantenpasses durch die Tamil Tigers gerät der Ich-Erzähler, ein deutscher Journalist im Dienst einer New Yorker Zeitung, in die Hände der Rebellen. Entgegen der Regel der Tigers, dass keine Gefangenen gemacht werden, überlebt er. Die Aufgabe, die ihm zugedacht ist: für die Rebellen, von den USA als "terroristische Organisation" eingestuft, die Weltpresse auszuwerten. Eine Hütte im tropischen Busch, ein Bewegungsradius von zehn Metern, das Ausbleiben der Jahreszeiten; für den Gefangenen und für tot Erklärten wird das Zeitunglesen zur Ersatzwelt. Noch aus einem anderen Grund erwartet er die Zeitungslieferungen mit Ungeduld: Eine indische Kollegin, die ihn bei einem Besuch im Camp entdeckt hat, tritt über eine Artikelserie in ihrer Zeitung, der Madras Times, in Verbindung mit ihm. Eine Möglichkeit zur Flucht deutet sich an. Das Aufschreiben seiner eigenen Geschichte und der Englischunterricht für verkrüppelte "baby-tigers", wie die Kinder-Soldaten genannt werden, erhalten ihn am Leben. Seine Identifikation mit den Zielen der Tamil Tigers nimmt zu, der Fortschritt der Friedensverhandlungen wird zu seiner eigenen Sache - bis die Nummer der Madras Times vom 2. März 2002 eine Entscheidung unausweichlich macht. Der Roman führt hinein in den hochaktuellen Konflikt zwischen etablierter Macht und Partisanenbewegungen, die auf Unabhängigkeit bestehen. Unvermeidlich, dass sich die Grenzen zwischen "Freiheitskampf" und "Terrorismus" verwischen.

VI. Henriette (Jettel) Trübenbach.

(Anm.: Viel weiter unten kommt noch Nr. VII: Hedwig T.!)

Nach der hellblonden Lene kam "die Schwarze", die dunkelste von allen, mein liebstes Jettel. Henriette Therese Trübenbach wurde am 16. Mai 1870 in Kayna geboren und am Donnerstag, 22. September 1892 in Kayna vom Vater mit mir, dem Diakonus (seit 16. Juli 1892) an der Annenkirche in Dresden,

Ernst Max Schmiedel (geboren am 02. November 1864) getraut. Beide Eheleute sind in Kayna an gleicher Stelle getauft, konfirmiert und getraut, und zwar von demselben Geistlichen, Jettels Vater.

(Das Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Kayna, Kirchenbuch 1878-1913, Jahrgang 1892, Seite 36, Nr. 12 enthält dazu folgende Angaben - Abschrift erhalten 6.6.2002:

Bräutigam: Schmiedel, Ernst Max, geboren 2. November 1864, Geburtsort Kayna, ledig, Diakonus zu St. Annen, Wohnort Dresden.

Trautag: 22. September 1892

Braut: Trübenbach, Henriette Therese, geboren 16. Mai 1870, Geburtsort und Wohnort Kayna, ledig, keine Berufsangabe.

Eltern des Bräutigams: Schmiedel, Johannes Ernst, Schneider, und Marie Emilie geborene Groitzsch von Riesa, Wohnort Coelln bei Meißen.

Eltern der Braut: Trübenbach, Heinrich August, Pfarrer, und Anna, geborene Mothes aus Leipzig, Wohnort Kayna.)

(Aus dem Ausklang, hier Seite 161: Die Hochzeitsreise vom 23. bis 29. September 1892 führte in den Lindenhof nach Schandau. Ausflüge von dort aus: Über den Schillerplatz und die Ruine zur Schloßbastei. - Postelwitz, Zahngrund, Lattengrund, (Vorderes) Schrammtor, Wildschützensteig, Gratweg, Aussicht nach dem Heringgrund, Großer Winterberg, Wurzel, Schmilka, mit dem Dampfschiff zurück. - Carolahöhe bei Krippen, kleine Bastei, Rathmannsdorfer Hö-

he, Wendisch Fähre (nach der Wanderkarte ist diese Route schwer zu verstehen). - Wendisch Fähre, Lachsachtal, tiefer Grund, Brand, Waltersdorfer Mühle, Polenztal, Hockstein, Rathewalde, Amselgrund, Schwedenlöcher, Bastei, Rathen. Mit der Bahn zurück. - Mit Schiff nach Königstein, Pfaffenstein. Mit der Bahn zurück. - Mit dem Schiff nach Herrnskretsch (jetzt Hrensko in Böhmen, Tschechien), Edmundsklamm und zurück mit der Bahn. - Am 29. September 1892 zurück nach Dresden mit der Bahn.)

Jettel fuhr am 28. Juni 1896 nach Oppelsdorf ins Bad (jetzt Opolno Zdrój, Polen, östlich von Zittau).

(Henriette starb nach der mir vorliegenden Sterbeurkunde am 29. April 1936 13.30 Uhr (Tochter Hanni schreibt 13.25 Uhr) mit 65 Jahren in Dresden, Forsthausstraße 7. Sie war eine ernste, ruhige und zurückhaltende Dame. Mir liegt eine Kopie eines Blattes vor mit der Handschrift von Henriette Schmiedel, das, klein zusammengefaltet, Brigitte Schmiedel sehr lange mit sich herumgetragen haben soll. Es war eine Art Testament:

"Die Schmiedel-Großmutter

*schenkt ihrer ältesten Enkelin Brigitte Schmiedel die goldene Broche:
die 2 Blümchen.*

Dresden, d. 21. April 1934

Henriette Therese Schmiedel

geb. Trübenbach.

Mein Großvater: Dr. August Ludwig Mothes, Leipzig, trug die Blümchen an langen Nadeln im Spitzen-Jabot.

Meine Mutter: Frau Pastor Anna Trübenbach geb. Mothes trug die Nadeln in der Spitzen-Barbe auf dem Kopf.

Ich, Deine Großmutter, habe die Broche so wie sie jetzt ist viel und gern getragen.")

(Über Max Schmiedel stehen in dem Buch "Luther noch immer! Die evangelischen Geistlichen Dresdens im Reformations-Jubeljahr 1917" folgende Daten: 1892 dritter Diakonus, 1904 zweiter Diakonus, seit 1914 Archidiakonus an der Annenkirche in Dresden.)

(Obwohl Max Schmiedel manchmal wohl kein sehr umgänglicher oder diplomatischer Kollege war, schrieb ihm "Zum Abschied des Herrn Pf. Schmiedel" sein langjähriger Kollege Großmann im Annen-Gemeindeblatt, 7. Jahrgang Nr. 8, Dresden, August 1931, folgende Laudatio, versehen mit zwei Fotos von ihm von 1911 und von 1928:

"Am letzten Julisonntag wird Herr Pfarrer Schmiedel seine Abschiedspredigt halten und nach 39jährigem Dienste an der Annengemeinde, der seit dem Tage seiner Ordination sein ganzes Amtsleben gewidmet war, in den Ruhestand treten.

So bringen wir in der Nummer unseres Blattes, die kurz vor diesem Tage ausgeht, zwei Bilder des Scheidenden. Das große Bild der Beilage wurde im Jubiläumsjahre 1928 für die Festschrift aufgenommen. So steht der geschätzte Pfarrer vor unsrer Erinnerung aus den Jahren nach dem Kriege, den Jahren der Notzeit, die dem Zusammenbruch unsres Vaterlandes folgten. Daß diese Jahre, und nicht nur das zunehmende Alter, ihre Runen in unsre Gesichter geschoben haben, wird so recht deutlich, wenn man mit dieser Aufnahme das andere, kleine Bild vergleicht, das uns in die letzten sorglosen und glücklichen Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges zurückversetzt.

Ernst Max Schmiedel wurde am 2. November 1864 in dem Marktflecken Kayna bei Zeitz geboren, wohin die Familie einmal aus unserm Sachsen eingewandert war. Wie er öfters erzählt, ist Pfarrer Schmiedel immer dafür dankbar gewesen, daß er seine Kindheit auf dem Lande verleben durfte, wo der Natursinn in ihm reiche Nahrung fand, und er durch seine Schulkameraden früh mit allerlei Berufen in Fühlung kam. Gemäß der ihm angeborenen Veranlagung für das praktische Leben half der Knabe überall, wo er konnte, bei seinem Vater, einem Schneidermeister, in der Landwirtschaft, in der Bäckerei, im Kaufmannsladen usw. Und diese Teilnahme und das Verständnis für das handwerkliche Leben und verwandte Tätigkeiten ist ihm geblieben und hat

ihn manchem nahegebracht.

Pfarrer Schmiedel, der einzige Sohn der Familie, hat drei Schwestern, die heute noch am Leben sind.

Früh, mit etwa 8 Jahren, bekam der begabte Knabe Zeichenunterricht und Sonderstunden in Klavier und Violine. Bekanntlich hat er beides, Musik und Malerei, in seinen Mußestunden weiter gepflegt. Viele Bilder in seiner Wohnung und in befreundeten Häusern sind von ihm gemalt, und oft hat die Gemeinde ihn am Harmonium oder auf der Orgel zu hören bekommen.

Den Schulanfang konnte er nicht erwarten und bekam Erlaubnis, schon vor der Zeit am Unterricht teilzunehmen. Und sehr bald stand es bei ihm fest, er wolle einmal Lehrer werden. Demgemäß hätte man ihn eigentlich auf die Vorschule eines Seminars schicken müssen. Aber da dem Vater niemand zur Seite stand, der ihn hierin beraten hätte, wurde dies verpaßt.

So gab man den lerneifrigen Schüler mit zwölfenhalb Jahren nach Riesa, wohin eine Schwester sich kurz zuvor verheiratet hatte. Dort hat er ein Jahr lang die Höhere Bürgerschule besucht. Hier wäre Gelegenheit gewesen, neben dem Französischen auch das Lateinische, welches er später brauchen sollte, in freiwilligen Unterrichtsstunden zu lernen. Doch auch das wurde wieder versäumt, denn er dachte, daß er es als Volksschullehrer nicht brauchen würde. Auch daß er, nach Quinta versetzt und mit dem Schwager und der Schwester nach Meißen, damals Cölln bei Meißen, verziehend, dort in die Realschule kam, entsprach nicht seinem künftigen Lebenswege. Man hätte ihn auf das Progymnasium schicken müssen. Als er ein Halbjahr in Quinta gesessen hatte, sagte der Lehrer zu ihm: "Du mußt ins Progymnasium und studieren!" Man folgte diesem Rate. Der Anfang war nicht leicht, denn der künftige ausgezeichnete Lateiner und Grieche mußte in kurzer Zeit die gesamten Anfangsgründe des für Gymnasium und Studium notwendigen altsprachlichen Wissens nachholen.

Entsprechend seiner Begabung brachte er das fertig und kam 1880 auf die Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen. Nach Ablegung der Reifeprüfung, Ostern 1886, bezog er zum Studium der Theologie die Universität Leipzig. Die bekannten Theologen jener Zeit Luthardt, Fricke, Delitzsch, Lechler, Brieger, Zahn und Bauer, deren Namen noch heute in guter Erinnerung sind, waren seine Lehrer. Auch wurde er Mitglied der theologischen Studentenvereinigung "Lausitzer Predigeresellschaft" (Societas Sorabica).

Michaelis 1889 bestand Max Schmiedel die erste theologische Prüfung. Damit trat er in die Kandidatenzeit ein, in der die jungen Theologen als Schullehrer, Hauslehrer oder Pfarrvikare tätig zu sein pflegen. Kandidat Schmiedel bekam infolge seiner guten Zeugnisse gleich drei Stellen angeboten, zwei Hauslehrerstellen und eine Anstellung als Oberbelfer in der bekannten Erziehungsanstalt, dem "Rauben Haus" bei Hamburg.

Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er hatte 1883 gelegentlich des 50jährigen Jubiläums dieser Anstalt zuerst Bilder vom Rauben Hause gesehen und war gleich für das große Werk begeistert gewesen. Johann Wichern, der Sohn des Gründers, kam nach Leipzig, um die ihm von D. Dibelius empfohlenen Kandidaten kennenzulernen. Die letzte Wahl stand zwischen Dibelius' Pflegesohn, dem späteren Pfarrer Götttsching, und Schmiedel. Da Götttsching noch weiter studieren wollte, erhielt Schmiedel den ihm hocharbeitenden Auftrag. Er wurde Lehrer am Realgymnasium des Rauben Hauses und "Leiter", Erzieher, einer Knabenfamilie in dem Paulinum genannten Anstaltsgebäude.

Gerade für diese Erziehertätigkeit sollte ihm seine praktische Ader von großem Nutzen sein. Längst vor dem jetzt üblichen "Werkunterricht" hat das Raube Haus die Handfertigkeit seiner Zöglinge gepflegt. Pfarrer Schmiedel beschäftigte sich nun viel mit Tischlerei und Kerbschnitt. Er hat damals auch, was wenige wissen, im Auftrag der Anstaltsleitung ein Büchlein "Der junge Kerbschnitzer" (Verlag Spamer in Leipzig), mit selbstgezeichneten Illustrationen, herausgegeben. Und er bekennt, bei der vielseitigen Tätigkeit und Anregung im Rauben Hause viel fürs Leben gelernt zu haben.

Im Herbst 1891 war die Zeit herangekommen, wo er in Dresden die zweite theologische Prüfung vor dem Landeskonsistorium machen konnte. Noch während er dieselbe mit gutem Erfolg ablegte, bekam er einen Ruf als Diasporapfarrer nach Schurgast in Schlesien. Sein Schwager hatte bislang diese Stellung innegehabt. Er lehnte jedoch ab, denn der damalige, bekannte Pfarrer an der Ev.-Luth. Johanneskirche in Meißen-Cölln, Pfarrer Hickmann, bat ihn zu bleiben und seinem damals kranken Sohne Hugo, dem heutigen Vizepräsidenten unsrer Landessynode und des Landtages und Gründer des Evangelischen Laienbundes, Privatunterricht zu erteilen und ihm selber, dem Vater Hickmann, im geistlichen Amte beizustehen. Er ließ sich dazu bestimmen, und es war für ihn als künftigen Pastor gewiß von Vorteil. Denn Pfarrer Hickmann war ein Praktikus ersten Ranges. Von ihm konnte man nur profitieren, bekam bei ihm aber auch gehörig zu tun. In der Zeit, die der junge Theolog bei Hickmann verbrachte, Herbst 1891 bis Juli 1892, hatte er neben seiner Lehrtätigkeit ei-

gentlich das ganze Amt eines Hilfsgeistlichen zu versehen. So kam er schnell in die pastorale Praxis hinein. Seine Wohnung hatte er bei den Eltern, die schon in seiner ersten Fürstenschulzeit nach Meißen-Cölln verzogen waren, sächsische Staatsangehörigkeit erworben hatten und nahe bei der Johanneskirche wohnten (auf der rechten Elbseite).

Pfingsten 1892 bewarb sich Schmiedel gleichzeitig um Langenbach im Vogtland und St. Annen in Dresden. Er wurde an beiden Stellen gewählt und sagte für die Annenkirche zu. Am 17. Juli des Jahres wurde er von dem damaligen Stadtsuperintendenten D. Dibelius in unsrer Annenkirche ordiniert und in das Amt des dritten Diakonus eingewiesen.

Kurz darauf verheiratete er sich mit der Tochter seines Heimatpfarrers, Henriette geb. Trübenbach. Die erste Wohnung des jungen Paares war Poppitz 15. Der Poppitz war damals reizend, halb dörflich, eine sehr angenehme Wohnlage. Der Schmiedelschen Ehe sind bekanntlich drei Söhne und eine Tochter entsprossen, die heute alle verheiratet sind und Kinder haben. Die Tochter teilt mit ihrem Gatten den elterlichen Rubesitz in Blasewitz.

Seitdem ist, wie gesagt, Pfarrer Schmiedel an der Annenkirche geblieben. Er rückte mit der Zeit bis in das seinerzeit hervorgehobene Archidiaconat auf. Dann kam die demokratische Neuordnung, die dieser feineren Gliederung ein Ende bereitete und allen Geistlichen den gemeinsamen Pfarrertitel beilegte.

Die Amtstätigkeit des Herrn Pfarrer Schmiedel ist uns allen noch so wohlbekannt, daß wir darüber nicht viel zu sagen brauchen. Nur einige Einzelheiten seien erwähnt! Er gab wesentlich den Anstoß zum Bau des neuen Pfarrhauses. Über 12 Jahre Leiter des Jünglingsvereins, verschaffte er ihm nach den bedrängten Anfängen in der Speiseanstalt Am See eine würdige Unterkunft, zuerst auf der Liliengasse. Entsprechend der damals die Fünfhundert überschreitenden Konfirmandenzahl und bei dem Eifer des jungen Vorsitzenden war es ein starker Verein; Pfarrer Schmiedel hat ihn später nochmals geführt und wiederholt auch unter den alten günstigen Verhältnissen und in den späteren weniger günstigen Zeiten den Jungmädchenverein geleitet.

In seiner Tätigkeit über das Kirchspiel hinaus war er lange Jahre stellvertretender Vorsitzender, dann Vorsitzender der Westgruppe des Dresdner Evangelischen Arbeitervereins und weit über 10 Jahre Vorsitzender des Dresdner Hilfsbibelvereins.

Dann gründete er mit dem Lehrer am Vitzthumschen Gymnasium, unserm rührigen Kirchenvorsteher Professor Schäfer, die Hausvätervereinigung (jetzigen Gemeindebund) der Annengemeinde. Den Vorsitz übernahm Dr. Schäfer. Wir werden also im Herbst beim 25jährigen Jubiläum des Gemeindebundes Herrn Pf. Schmiedel unter den wenigen noch am Leben befindlichen Bundesgründern als Ehrengast begrüßen können.

Die geschäftlich-kaufmännische Veranlagung des Scheidenden hat sich auch in seinem Amte vielfältig ausgewirkt. Er war lange Jahre Vorsitzender des Finanz- und Bauausschusses - als musikalischer Mann auch Vorsitzender des Chorausschusses - und Kassierer des Parochialvereins, der es mit der Liebestätigkeit der Gemeinde zu tun hat. Pfarrer Schmiedel hat, wie das unsre Gemeindegeschichte in diesem Blatte im einzelnen erweist, mit seinem Rate der Gemeinde manchen finanziellen Nutzen gesichert, so bei dem Verkauf des alten Pfarrhauses, der Bestimmung der Rechte der verschiedenen Gemeinden auf dem Neuen Annenfriedhof in Löbtau, den Ablösungsverhandlungen mit der Zionsgemeinde und den Verhandlungen mit dem Rat über die Überlassung ehemaligen Friedhofslandes zum Bau der Ortskrankenkasse am Sternplatz.

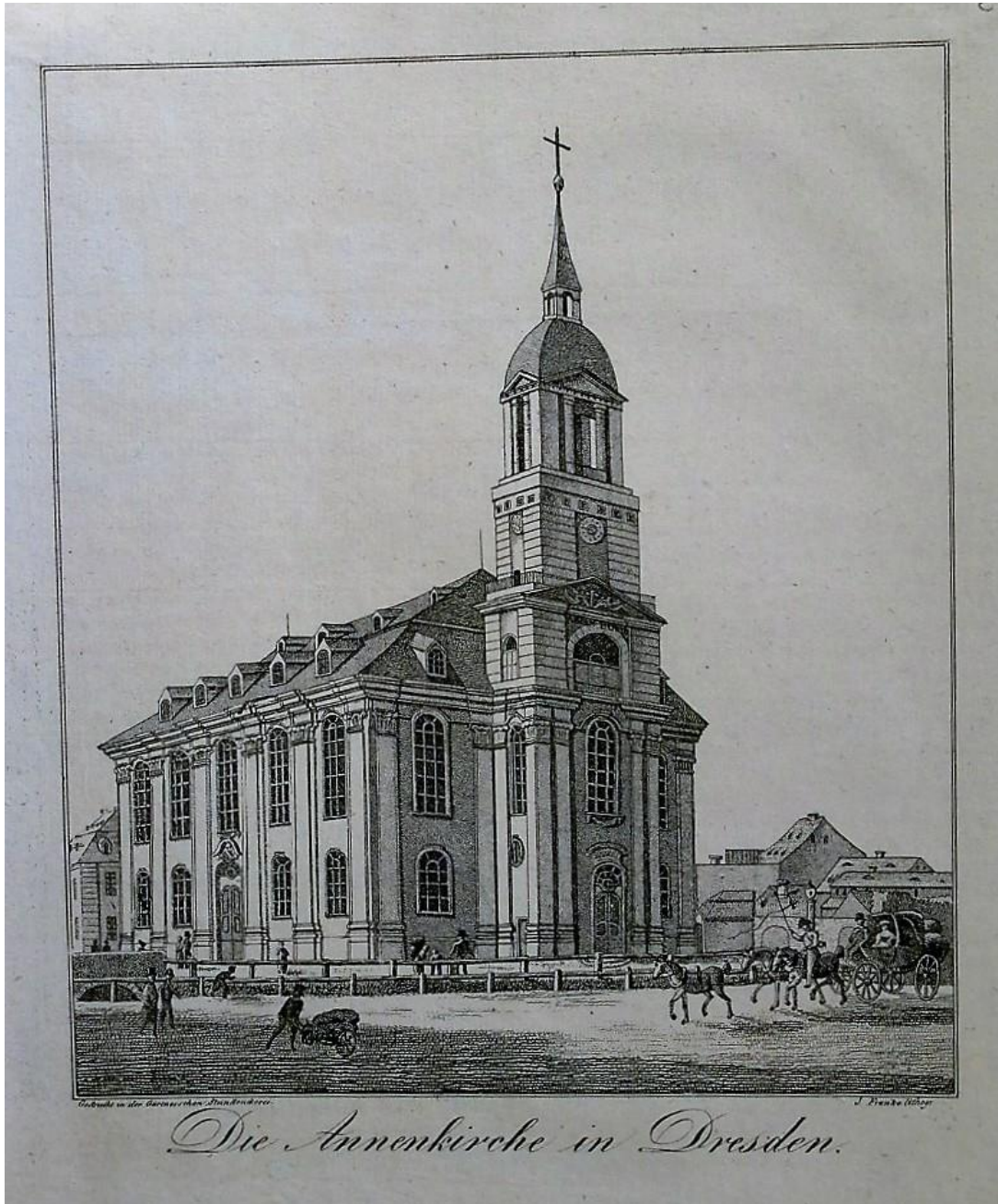
Außerdem hat er an 20 Jahre in der Kinderbeilanstalt wöchentlich einmal "Schwesternstunde" gehalten, und noch länger die Ansprache bei der Weihnachtsfeier, die ebendem durch die Teilnahme des Königlichen Hofes und der Behörden ausgezeichnet war. - Mit Pfarrer Heise verpflanzte er die heute so beliebte Christvesper, die es zuerst nur in zwei Dresdner Kirchen gab, frühzeitig in unsre Annenkirche. Und noch ist zu erwähnen, daß er in den 90er Jahren 4 Jahre lang Religionsstunden an der Elisabethschule erteilte, dann noch einmal, etwa 1 Jahr lang, nach der Revolution als Religionslehrer an der 16. Volksschule ausgeholfen hat.

Pfarrer Schmiedel war ein volkstümlicher Prediger mit logisch scharfem Gedankengang und lebensnaher Rede-weise, die den plastisch-derben Ausdruck nicht scheute.

Er hat sich durch seine langjährige Tätigkeit und seine markante Persönlichkeit dem Gedächtnis der Gemeinde tief eingepreßt, und unsre besten Wünsche begleiten ihn in den Rubestand.")

(Max Schmiedel wohnte nach der aktiven Zeit (letzter Tag im Amt 26. Juli 1931) in der Forsthausstraße 7 in Dresden-Blasewitz bei Eckhards (oder Eckardts) (ab 16. Mai 1931; das Haus existiert nicht mehr) und später (ab Anfang April 1937) in der Goethestraße 2 in Freiberg, in beiden Wohnungen gemeinsam mit

Hanni, Fritz und Christa Regenhard. Der Umzug nach Freiberg ergab sich aus der Berufung (?) von Fritz Regenhard als Rechnungsdirektor nach Freiberg. Max Schmiedel starb in Freiberg am 13. Juni 1945 an Darmverschlingung und ist begraben auf dem Donat-Friedhof, Grabstelle Nr. II/IIIa/18/1, in der Nähe kam später die Familiengrabstätte Regenhard dazu; beide Grabstätten bestehen heute (1995) noch. Sie bestehen auch 2022 noch.)



Aus der Ehe von Max und Henriette Schmiedel stammen vier Kinder:

- a. Johannes Oskar Schmiedel,
geboren am Donnerstag, 20. Mai 1897, vormittags halb neun Uhr, in Dresden, Taufe in der Annenkirche 24. Juni 1897, 14 Uhr. Eingezogen zum Militär am 22. August 1914 (am 01. August 1914 hatte Deutschland an Rußland den Krieg erklärt, am 03. August an Frankreich, am 04. August Kriegserklärung Englands an Deutschland). Am 03. Oktober "ins Feld". Am 07. Mai 1915 wird er Vizefeldwebel, am 17. Mai 1915 wieder "ins Feld", am 10. August 1915 wird er Leutnant. Am 01. Mai 1917 wird er Batterieadjutant. Am 16. April 1918: Bailleul (ein Städtchen in Frankreich, in

Flandern, nahe der belgischen Grenze). Am 01. Oktober 1918 muß Oskar nach einem Urlaub "ins Feld". Am 09. Oktober wird er (in Frankreich von der französischen Armee) gefangen; am 14. Oktober trifft die Nachricht von der Gefangenschaft ein; am 26. November kommt sein erster Brief. Am 15. Februar 1920 kommt Oskar in Konstanz an, am 20. Februar 1920 kommt er in Dresden an. Verlobung Sonntag, 31. Dezember 1922 (in der Verlobungsanzeige bezeichnet er sich als Oberleutnant a.D.), z.Zt. (1938) Hauptmann im Reichskriegsministerium in Berlin, verheiratet mit Annemarie Elisabeth Erika Heinrich, geboren am 24. Juli 1904 in Dresden. Ich habe das Paar am 28. Juni 1924 in der Annenkirche zu Dresden getraut. Er und seine Familie wohnten zeitweise in Lübeck, wo es ihnen wirtschaftlich nicht gut ging. Als Erich Schmiedel die Firma HeiCo in Dresden übernahm, war eine seiner ersten Handlungen, die von seinem Bruder Oskar betriebene Zweigstelle in Lübeck zu schließen, auch die in der Lausitz wurde geschlossen. [Er wurde im (Zweiten Welt-)Kriege bis zum Generalmajor befördert und war als solcher in Berlin im Ministerium. Bei Kriegsende war er mit seiner Frau, Irmela und Sabine bei Brünn (Brno) und kam von da aus nach Bergen in Bayern. Hier kam er im Mai 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft bis Anfang 1947. Er arbeitete danach in der Firma Willi Vogel in Berlin und verstarb am 03. Juni 1954 in Bergen am Chiemsee an einem Herzinfarkt (Im Terminkalender von Charlotte Schmiedel ist der 02. Juni 1954 als sein Todestag verzeichnet; das stimmt auch, denn in der Geburtstagsliste von Hanni Regenhard steht ebenfalls der 2.6.1954 als Todestag. Bei Charlotte steht auch die Roeckstraße 42 in Lübeck als seine Anschrift, allerdings ohne Datumsangabe.). Seine Frau Erika lebte weiter in Bergen, zusammen mit Sabine; am 30. September 1961 verstarb sie an einem Krebs.]

(Siehe auch die eingehenderen, z.T. abweichenden Angaben fast am Ende dieser Datei.)

(Von der Witwe von Hellmuth Simon erhielt ich im November 1996 einen Feldpostbrief, den Oskar Schmiedel am 17. Juni 1915 an seinen Cousin schrieb:

„S.H. Herrn Hellmuth Simon, Meißen 3, Dresdnerstr. 10, Sachsen“, Abs. O. Schmiedel, Vzfdw. d.R. 7./177“ (Vizefeldwebel der Reserve). Soweit die Umschlag-Beschriftung. Zwei Stempel: „Feldpostbrief. S.B. 7./J.-R. 177.“ und

„Feldpostexpedition der 3. (K.S.) Inf. Div. Nr.32 17.6.15. 4:5 N“ (3. Königlich Sächsische Infanterie-Division Nr. 32).

Ob die Anrede „S.H.“ = Seine Hoheit nur ein Scherz war oder auch der Erhöhung des Ansehens des Vizefeldwebels der Reserve bei den anderen Landsern diente?

Inhalt:

„den 17.6.15. Gare Stellung bei Condé (es handelt sich um Condé sur Marne, zwischen Metz und Paris gelegen, ca. 110 km Luftlinie ostnordöstlich vom Stadtrand von Paris entfernt). Lieber Hellmuth. Gestern Abend Deinen l. Brief erhalten. Besten Dank, Du faules Luder. Ich war vorgestern mit der ganzen Komp. in Guignicourt (bei Neufchâtel, 25 km nördlich von Reims), wo Möbius ist. Wir hatten dort übungsweises Schnellbrückenbauen über Aisne und Kanal (Canal des Ardennes), darauf Gefechtsannahmen, bei denen wir Zugführer funktionieren mußten. Möbius ist jetzt Futtermeister in Guignicourt. Ich ließ ihn holen, er war aber leider nicht da. Hesse gen(annt) „Topsu“ macht sich sehr gut. Er wird manchmal etwas verlacht, seiner Eigenheiten wegen, ist aber im Allgemeinen nicht unbeliebt, da er viel für seine Gruppe, in der er ist, arbeitet, wie z.B.: Wasserholen, Feuer machen u.s.w. Am meisten lachen die Landser über seinen Beruf, den sie nicht verstehen. Er hatte auf die Frage des Feldwebels gesagt, er sei „Mulus“ (= eigentlich Maultier; hier ironische oder Corpsbrüder-Bezeichnung für einen angehenden Studenten). So steht es auch in den Papieren. Niemand weiß was das ist. Ferner hat Hesse eine sehr große Ruhe. Neulich stand er im Graben Posten bei sehr großem Artillerie Feuer. Sein Zugführer sagte ihm, dem Neuling, er solle sich auf den Boden legen, da während dieser Zeit die Franzosen nun wohl nicht angreifen, er also auch nicht so scharf aufpassen brauche. Hesse aber blieb ruhig stehen und sah sich höchstens verwundert um, wenn die Sylith gar zu dicht um ihn brummt. Mir gegenüber ist er riesig zackig, ich kann ihn anreden, so oft ich will, er steht stramm und rührt sich nicht, und antwortet nur „zu Befehl“. Kannst Du Dich noch auf das Kriegsspiel besinnen, wo auch der kleine freche, aber kluge Kerl dabei war, der immer so „klugscheiste“? Da war Hesse mein Führer. (entschuldige die Schmiererei ich schreibe auf den Knien.) Übrigens bin ich mit dem 21. (Juni 1915) zum Inf. Reg. 102 versetzt. Da ich noch nicht

weiß, welche Kompanie, so schreibe bitte bis auf weiteres noch an 7./177. Ich habe bei 102 Aussicht, viel schneller befördert zu werden, denn bei 177 sind jetzt viel zu viel Säbeltragende. Auch ist mein Vetter, Oberleutnant Märker, dort Adjutant, also Macher für alles. Er hat auch meine Versetzung erwirkt. Das Regiment 102 liegt direkt neben uns, auf Höhe 100. Sieh es Dir mal bei uns auf der großen Karte an. Sage bitte Vatern meiniges, ob er mir nicht meine Karte von Berry-au-Bac schicken könnte, (also Abschnitt Reims). Schreib bald mal, fauler Kanaker. Gruß Dein Vorgesetzter in spe.“)

(Von Ursula (Ulla) Schmiedel erhielt ich im Oktober 2001 ein Exemplar der Verlobungsanzeige geschenkt; sie hat folgenden Text:

„Die Verlobung ihrer Kinder

Erika und Oskar

beehren sich hierdurch anzukündigen

Richard Heinrich und Frau

Elsa geb. Menzel

Dresden-A., Bendemannstr. 2

Pfarrer Schmiedel und Frau

Henriette geb. Trübenbach

Dresden-A, Annen-Pfarrhaus.

Meine Verlobung mit

Fräulein Erika Heinrich

zeige ich ergebenst an.

Oskar Schmiedel

Oberleutnant a.D.

Sylvester 1922.“)

Der Ehe entstammen drei Töchter:

A. Erika Brigitte Schmiedel,

geboren am 21. April 1925 in Lübeck, mein erstes Enkelchen (*da war Max Schmiedel bereits sechzig-einhalb Jahre alt*), von mir daselbst im Elternhause getauft. [Nach dem Pflichtjahr auf einem Gut in Pommern und einer Volontärzeit auf einem Gut in Kärnten kam ein Jahr Arbeitsdienst bei Posen, danach Ausbildung zur Krankenschwester in Dresden. Dort blieb ich (*Brigitte*) bis 1947, meinem Umzug nach Bayern. In München 1949 Krankenpflegeexamen und 1951 ½ Jahr Handelsschule. Von 1952 bis 1985 Chefarztsekretärin im Kreiskrankenhaus Wolfratshausen.] *Sie blieb unverheiratet und wohnte lange allein in Wolfratshausen-Waldram, Rothbachstr. 8 im 3. Stock, bis es ihr in 2005 nicht mehr möglich war, die Treppen zu steigen infolge eines Tumors im Kopf, der nach einer Zeit im Klinikum Großhadern eine Ganzkopfbestrahlung im Krankenhaus in Weilheim erforderlich machte. Schon vor längerer Zeit hatte sie unter Brustkrebs gelitten, der Tochtergeschwülste gebildet hatte trotz Operation und Bestrahlungen an der Achsel. Im Juli 2005 sei sie als austherapiert entlassen worden, so Sabine v. Kurnatowski. Nun lebt sie im katholischen Alten- und Pflegeheim St. Korbinian in Baldham, Tel. 08108-999000. Dort starb sie am 7. Juni 2006. Sie wird eingäschert.*

B. Marianne Irmela Schmiedel,

geboren am 18. November 1927 in Lübeck, getauft von mir in der Annenkirche zu Dresden am 20. Mai 1928. [Irmela *verheiratete Viola*, verheiratet ab 17. September 1969 mit Karl Viola in Bremen, ab 1974 bis Juni 1998 wieder in Bergen, danach in Traunreut; Karl Viola verstarb hier am 04. September 1978. Irmela arbeitete erst im Landratsamt Traunstein, dann bei der Firma Siemens in Traunreut.] *Sie hat keine eigenen Kinder, nur angeheiratete.*

C. Eva Sabine Schmiedel,

geboren am 30. September 1943 in Dresden. [Sabine heiratete am 21. Mai 1971 in Traunreut Rainer von Kurnatowski, Diplomkaufmann bei Firma Siemens in München. Zwei Söhne: Florian, geb. 02. März 1976 und Mathias, geb. 26. September 1977. Sie wohnen in Pöring bei Zorneding.]

Am 5. Dezember 2009 übergab mir Ulla Schmiedel in Dresden einen dicken DIN A4-Ordner, halb voll mit z.T. sehr alten Fotos, Anzeigen, Briefen usw. von Sabine.

b. Johanna (Hanni) Elisabeth Schmiedel,

geboren am 03. Oktober 1898, 13.15 Uhr, in Dresden, getauft Mittwoch, 02. November 1898 14 Uhr in der Annenkirche. (Während die drei Söhne das "Wettiner Gymnasium" bis zum Abitur besuchten, ging Hanni auf die "Höhere Töchterschule" in der Zinzendorfstraße 15. Oder Lange Gasse 30).

Verlobung Sonntag, 01. Oktober 1920; getraut Freitag, 06. Juni 1924 in der Annenkirche zu Dresden mit dem Bankrevisor in Dresden Hermann Robert Friedrich (Fritz) Regenhard, geboren am 15. Dezember 1893 in Leipzig, Sohn des Gendarmerieoberinspektors Hermann Regenhard in Tharandt und seiner Ehefrau I. geborene Schiffmann.

Ich habe einen handschriftlichen Brief von Mutter Henriette an ihre Tochter Hanni:

"Meine Liebe Hanna

wie gern würde ich Dir mal die Hand geben, aber da ich nicht fort kann will ich Dir hierdurch Alles Gute wünschen. Viel Worte kann ich nicht machen, das weißt Du, aber dass ich Tag und Nacht Deiner gedenke, wirst Du mir glauben. Gott erhalte Dir Dein Glück u. schenke Dir in Zukunft das Gute was Du Dir jetzt denkst und ausmalst. Deinem Fritz sag herzliche Grüße von mir, und wenn er mir mein Mädels glücklich machte, soll er mir in meinem Hause herzlich willkommen sein. Gott behüte Euch Beide. Viel Herzliches von Eurer Mutter. 1922, 13. Juli - unser Verlobungstag 1888! Werner hat kein Fieber und fühlt sich heute viel wohler, hat weniger Schmerzen - Gott sei Dank! Sorg Dich nicht, die Pflege ist nicht schwer u. ich hoffe es geht gut weiter. Mir geht es gut."

Von Hanni wird gesagt, sie sei in ihrer Ehe sehr dominant gewesen und ihr Ehemann habe immer mal "die Flucht ergriffen" zu netteren Verwandten. Ihre Tochter Christa habe sie überfüttert, so dass sie ziemlich dick und kränklich war. Der Hinweis meiner Mutter Charlotte, dass sie etwas weniger zu essen bekommen sollte, wurde mit dem Hinweis abgetan, ihr eigener Sohn Klaus sei ja auch furchtbar dürr. Meine Mutter hielt Hanni für ziemlich herzlos. So habe mein Vater, der zur Beerdigung ihres Mannes nach Freiberg gekommen war, von ihr keine Einladung zu einem Kaffee oder dergleichen nach der Trauerfeier bekommen, so dass er gleich wieder nach Annaberg zurückfahren musste. Nur einmal habe meine Mutter sich gewundert, als nämlich meine Eltern sich bei Regenhardts in Freiberg verabschiedeten, als sie 1969 "nach dem Westen gingen", also in die Bundesrepublik nach Kelkheim umzogen. Da habe Hanni geweint und sei meinen Eltern um den Hals gefallen. Allerdings hätte meine Mutter zu gern von Hanni erfahren, wie ihr Schwiegervater Max Schmiedel reagiert oder sich geäußert hatte, als er sehen musste, dass der Krieg verloren ging und das „Dritte Reich“, also das Nazireich, zerstört wurde. Aber sie ließ sich zu keiner diesbezüglichen Äußerung bewegen.

Auch Sabine v. Kurnatowski hat mir (Klaus) eine solche Geschichte erzählt, aus der hervorgeht, dass Hanni ihre Gefühle nur sehr selten zeigen konnte. Als Sabine ihren ersten Sohn, Florian, bekommen hatte, und ihr Mann und seine Familie nach Montreal in Canada gehen wollten (Rainer von Kurnatowski war schon dort), bat Hanni, die bereits in ihrem Altersheim (Pfarrtöchterheim Neufriedstein zu Radebeul bei Dresden) als Witwe wohnte, dass sie das Baby zuvor sehen möchte. Also nahm Sabine mit dem Baby die beschwerliche Eisenbahn-Reise von Wolfratshausen in die DDR nach Dresden auf sich, um Hanni diesen Wunsch zu erfüllen. Sie logierte dort nicht bei Peter und Christiane Schmiedel in der Halbkreisstraße, sondern in der Bernhardstraße 100, wo die Firma mindestens seit dem Kriegsende war (ich sah einen Firmenbriefumschlag mit dem Aufdruck „Richard Heinrich & Co., Dresden A27, Bernhardstr. 100, Fernruf 45870, Gegründet 1901, Werkzeuge, Werkzeugmaschinen“) und "Onkel Erich und seine Tochter Ulla" wohnten und bat Pe-

ter, sie samt Baby mit dem Auto zu Hanni zu fahren. Er meinte aber, zur Hanni könne sie doch nicht gehen. Erst als Peters Vater, Erich, Peter direkt aufforderte, jetzt Sabine und Baby hinzufahren, tat er es. Dort wollte er sogar mit hinaufgehen, aber nun bat Sabine, ohne ihn gehen zu dürfen. Hanni hat sich riesig gefreut und Sabine hat sie noch nie so strahlend und glücklich gesehen, als in dem Moment, dass sie den kleinen Florian in den Armen hatte. Hanni war immer kränklich und hatte Husten oder sogar Asthma, musste ein wenig bedient werden und man musste Rücksicht auf sie nehmen. Als ihr Mann Fritz gestorben war, half Mari-
anne Schmiedel ihr, von Freiberg in das Pfarrtöchterheim nach Radebeul umzuziehen, wo sie weit mehr als 10 Jahre bis zu ihrem Tode wohnte.

Hierher gehört auch noch eine weitere Anekdote, die um Weihnachten 1944/45, also gegen Kriegsende pas-
sierte und die mir meine Mutter Charlotte viele Jahre später erzählte. Ihr Schwiegervater Max Schmiedel wohnte damals als Pensionär zusammen mit der Familie seiner Tochter Hanni Regenhard in Freiberg, Goethestraße 2¹. Obwohl er sich sonst kaum meldete und wenig Anteil am Geschick der Familie seines Sohnes Werner nahm, schrieb er zu diesem Kriegsweihnachten, dass er es nicht gut finde, wenn wir wie üblich das Weihnachtsfest im Hause der Schwiegereltern Angermann im Zentrum Dresdens erleben würden, schließlich herrsche große Bombengefahr. Falls das doch geplant sei, wolle er bspw. Hanni für diese Zeit wenigstens den Klaus in Freiberg beherbergen. Meine Mutter meinte, da hätte ich "ja was erleben" können, bei der herzlosen Hanni. Sie antwortete also kühl, wir führen doch nach Dresden, und wenn etwas passieren sollte, würden wir eben alle drei zusammen umkommen. Es musste ihr unmöglich vorkommen, ausgerechnet Weihnachten unterm brennenden Christbaum ihr einziges Kind nicht dabei zu haben. Mir selbst scheint dieser Anstoß meines Großvaters Max, den ich übrigens mit Bewusstsein nur als Kind einmal gesehen habe, wenigstens ein Fünkchen von politisch-strategischem Denken zu zeigen, das ich sonst in unserer engeren Familie dem "Dritten Reich" und dem Kriegsgeschehen gegenüber so sehr vermisse.



Die Höhere Mädchenschule in Dresden-Altstadt, Zinzendorfstraße 15

Ich habe ein großformatiges Foto von Hanni, das sie als bildhübsche junge Frau zeigt. Es stammt aus Dresden, Juni 1922:



[Hanni Regenhard ist am 07. Dezember 1979 im Altersheim Neufriedstein bei Radebeul gestorben (Neufriedstein ist eine Straße in Radebeul. Das Haus, in dem sie wohnte und auch starb, hatte die Hausnummer Neufriedstein 2. Sie sei nachts 3 Uhr 30 gestorben sein. Soweit die tel. Auskünfte des Altersheims im Jahre 2002, die Todesursache ist dort unbekannt, Krankenakten gibt es auch nicht mehr, der Arzt,

der sie behandelte und auch der Arzt, der den Totenschein ausstellte, sind in den noch vorhandenen spärlichen Unterlagen nicht verzeichnet. Sie soll laut Sabine v. Kurnatowski an Kehlkopfkrebs gestorben sein. Hanni soll nicht dement geworden sein. Mir liegt die Todesanzeige vor, die gezeichnet ist mit "PETER SCHMIEDEL im Namen der Hinterbliebenen". Sein Vater Erich hat sich sehr darüber geärgert, dass er nicht mit genannt war. Dass mein Vater als zweiter noch lebender Bruder weder genannt wurde, noch überhaupt die Anzeige erhielt, war damals leider familienüblich. Text der Todesanzeige: „Nach langem, mit großer Geduld ertragenem Leiden, ist für immer von uns gegangen Johanna Regenhard geb. Schmiedel *3.10.1898 + 7.12.1979 in der liebevollen Obhut des Pfarrtöchterheimes zu Radebeul bei Dresden. PETER SCHMIEDEL im Namen der Hinterbliebenen Dezember 1979, 8027 Dresden, Halbkreisstraße 2. Die Urnenbeisetzung findet im engsten Familienkreis in Freiberg/Sa. statt". Die Beisetzung erfolgte erst am 22. April 1980 auf dem Donatsfriedhof, ihr Mann Fritz Regenhard war schon vorher gestorben, am 29. Oktober 1966 in 09599 Freiberg, Urnenbeerdigung am 1. November 1966 im Familiengrab der Regenhards auf dem Donatsfriedhof in Freiberg. Er soll lange in Kriegsgefangenschaft gewesen sein und krank wiedergekommen sein.] Von den vier Kindern (drei Söhne starben bald nach der Geburt) lebt das an zweiter Stelle geborene Kind

B. Ursula Christa Regenhard,

geboren am 18. Januar 1927, ca. 18.30 Uhr, in Dresden, getauft 09. April 1927, gestorben (06.) Oktober 1949 in Freiberg. (Innerhalb von wenigen Tagen, an spinaler Kinderlähmung, durch Herzversagen. Beisetzung am 10. Oktober 1949 im Familiengrab der Regenhards auf dem Donatsfriedhof. Die drei totgeborenen Söhne sind in Dresden auf dem Inneren Neustädter Friedhof in der Familiengrabstätte S.1.23 im III. Land beerdigt worden, in der Heinrich und seine Frau Anna Trübenbach und deren Töchter Marie und Magdalena beerdigt sind.)

c. Ernst Theodor Erich Schmiedel,

geboren am Sonnabend, 15. Dezember 1900, 1.30 Uhr nachts, in Dresden, getauft am 31. Januar 1901 in der Annenkirche. Am 01. Mai 1918 wird Erich zum Militär eingezogen, bleibt aber zum Glück in der Heimat (am 4. Oktober 1918 richtet Reichskanzler Prinz Max von Baden auf Veranlassung der Obersten Heeresleitung an den amerikanischen Präsidenten Wilson das Ersuchen, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes herbeizuführen). Am 01. April 1919 kommt Erich zum Grenzschutz. Am 20. Dezember 1926 verlobt sich Erich. Er ist z.Zt. (1938) Prokurist im Geschäft seines Schwiegervaters Heinrich in Dresden (HeiCo), verheiratet seit 25. Mai 1928 (Trauung in der Annenkirche in Dresden) mit Edith Johanna Marianne geborene Heinrich, geboren am 20. Dezember 1906 in Dresden (ihr Vorname wurde in der Familie oft scherzhaft bzw. kindersprachlich zu "Mananne" verballhornt). Marianne habe ich im Elternhause auf der Rosenstraße getauft, wie ihre zwei Schwestern konfirmiert und wie Erika getraut. (Die jüngste Schwester Eva habe ich auch im Hause getauft.) [Erich Schmiedel baute nach dem Kriege die völlig zerstörte Firma Richard Heinrich & Co. (HeiCo) wieder auf. Seine Frau Marianne verstarb am 10. März 1976 (soweit ich weiß an Unterleibskrebs. Todesanzeige: "Die Beisetzung hat ihrem Wunsch entsprechend in aller Stille stattgefunden. Erich Schmiedel im Namen aller Hinterbliebenen. Von Beileidsbesuchen bitten wir abzusehen." Hier hat Erich offenbar nicht nötig gefunden, die Kinder von Marianne, Peter und Ulla, mit zu nennen, oder die Schwester Eva. Das passt zu der obengenannten Anzeige von Hannis Tod), Erich am 13. November 1980.]

(Brigitte Schmiedel erzählte mir, dass die Brüder Erich und Werner einander sehr ähnlich waren, bis in die Bewegungen hinein, auch das Handzittern sei gleich. Frappierend sei, mit wie völlig gleicher Bewegung mein Vater als alter Mann sich seine Baskenmütze aufsetzte, wie dies Erich tat, obwohl sie sich bestimmt darin nicht gegenseitig beeinflusst haben.

Erich habe als junger Mann eine schwere Bauchspeicheldrüsenentzündung gehabt, bei der er sehr abgemagert sei. Seine spätere Todesursache war Krebs des Bauchspeicheldrüsenkopfes; er ist in Wolfratshausen verstorben. Er studierte zunächst Hochbau, wechselte dann zum Maschinenbaustudium, das er aber nicht abschließen konnte, wohl wegen der Inflation.

Er filmte in den Jahren ca. 1935 bis ca. 1939 mit einer Normal-acht-Millimeter-Kamera; acht solcher Filme lieb mir Ursula Schmiedel im November 1994. Ich ließ diese fast sechzig Jahre alten Filme, trotz teilweise schlechter Qualität, im Januar 1995 komplett und in Zeitlupe auf zweimal zwei VHS-Videokassetten überspielen. Eine Kopie ist für meine Kinder bestimmt, die andere für die Söhne von Sabine und Rainer v. Kuratowski. Ich übergab sie am 20. Februar 1995. Mit Hilfe von Sabine und ihren Schwestern sowie Eva geb. Heinrich schrieb ich auf, wer bzw. was gezeigt wird. Siehe die Datei [g_inhalt_videokassetten_filme_erich_schmiedel.doc](#).)

Am 5. Dezember 2009 erzählte mir Ulla, dass ihr Vater Erich in jungen Jahren eine Tischlerlehre absolviert habe und mit einem Tischler zusammen im Keller seines Hauses Bernhardstraße 100 in Dresden eine Tischlerwerkstatt eingerichtet hatte, dort wo später die Firma HeiCo weitergeführt wurde, die zuvor in dem großen, schönen Gebäude oberhalb der Annenkirche eingemietet war, in dem jetzt die Krankenkasse ist. Am gleichen Tage übergab sie mir ca. 32 Filme, die Erich gedreht hat, meist Normal-Acht, aber wohl auch größere; Agfa und Kodak; offenbar auch Farbfilme, leider praktisch nicht beschriftet. Eine Kodak-Schachtel von vor der DDR-Zeit (Hindenburg-Briefmarke „Deutsches Reich“ an Erich Schmiedel, Dresden A19, Augsburgstr. 49) ist mit „Diverses, Tante Else Erfurt“ beschriftet, aber sie ist leer; es gibt aber Filme ohne Schachtel. Dazu den Vorführapparat für Normal- und Super-Acht mit oder ohne Ton in einer hellbraunen Leder-Transporttasche von der Firma RUSS, Leningrader Optisch-Mechanische Vereinigung, mit deutscher Bedienungsanleitung.

Im Januar 2013 stellte ich (Klaus Schmiedel) u.a. die Lebenserinnerungen von Max Schmiedel auf meiner Internet-Site www.quelle-optimal.de ins Internet, allerdings nur in der Version mit den Bearbeitungen bis ins Jahr 2005. Dies ist die Version mit den Nachträgen bis Juni 2022.

Am 20. März 2013 erhielt ich daraufhin folgendes Mail:

Sehr geehrter Herr Dr. Schmiedel, mit großem Interesse habe ich auf Ihren Seiten über das Leben der Familie Schmiedel gelesen. Darauf gestoßen bin ich bei unseren (sprich Archiv des Sächsischen Bergsteigerbundes) Recherchen zum Klettern in der Sächsischen Schweiz. Es geht aus Ihrem Familientext nicht hervor, aber Erich Schmiedel - Ihr Onkel, wenn ich das richtig abgeleitet habe - war, zumindest einige Jahre lang, begeisterter Kletterer in der Sächsischen Schweiz und offensichtlich auch in den Alpen. Er wurde 1920 Mitglied im Sächs. Bergsteigerbund (SBB), war ebenfalls Mitglied in der Sektion Dresden des Deutschen Alpenvereins (für kurze Zeit ab 1919 und dann wieder ab 1927). Zum Klettern gekommen ist er wahrscheinlich durch den Turnverein am Wettin-Gymnasium in Dresden, dort gab es einen Studienrat Dr. Oswald Peschel, der Schüler bzw. Turner mit zum Klettern nahm. Sollten Sie Interesse daran haben, kann ich Ihnen zwei Auszüge aus sog. Gipfelbüchern zusenden mit Eintragungen von Erich sowie Werner und Oskar Schmiedel (1919, 1920). - Auf den Felsen der Sächs. Schweiz liegen Bücher, in denen sich die Besteiger eintragen; viele historische Bücher sind in unserem Archiv eingelagert.

Noch mal zu Erich Schmiedel: Er gilt als Erstbesteiger der Gipfel Saurier (1922) sowie Poblätzschspitze (1923), d. h. er war der erste Kletterer, der diese bis dahin "jungfräulichen" Felsen bestieg. Aus diesem Grund habe ich auch eine Bitte: Haben Sie entl. für unser Archiv ein Foto von Erich?

Vielleicht sind diese Informationen von einem gewissen Interesse für Sie.

Freundliche Grüße und alles Gute, Michael Schindler, Geschäftsstellenleiter Sächs. Bergsteigerbund.

Unsere Geschäftsstelle liegt übrigens ganz in der Nähe der Wirkungsstätte von Max Schmiedel, Annenstraße/Annenkirche (jetzt sind wir auf der Schweriner Straße, vorher Ehrlichstraße). Im Übrigen gibt es jedes Jahr im Dezember ein Weihnachtskonzert des Chores des Sächs. Bergsteigerbundes in eben dieser Annenkirche. Womit sich ein über 100-jähriger Kreis schließt.

Ich antwortete am 28. März und schickte sechs Fotos:

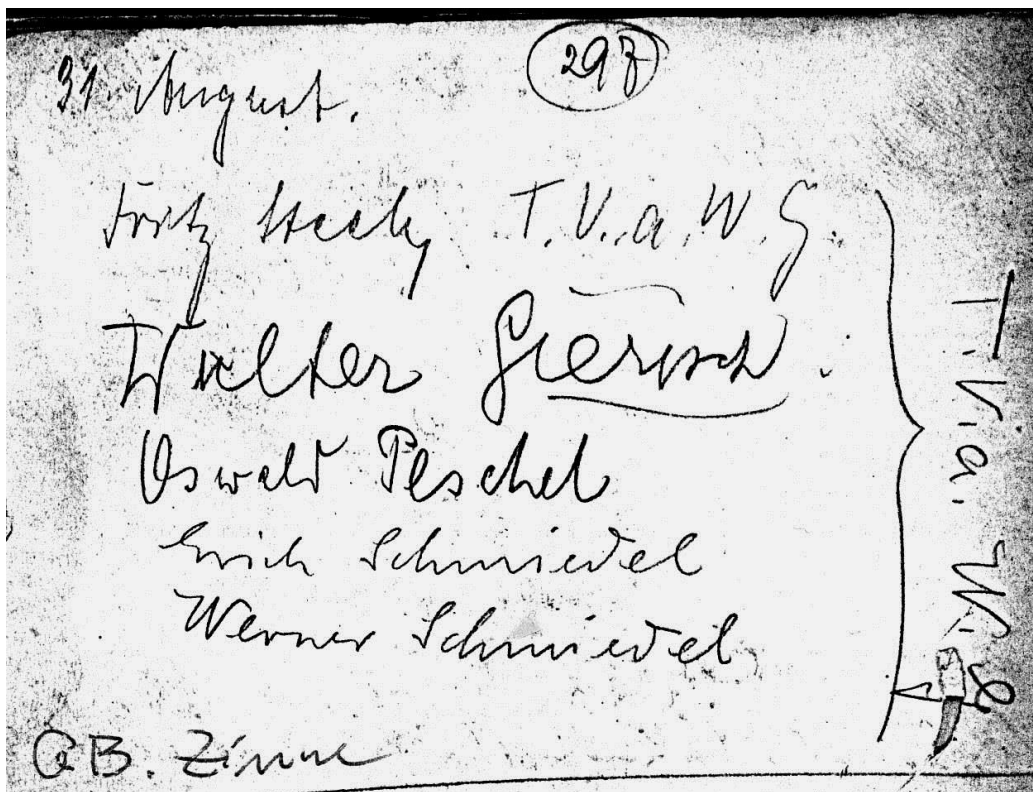
Sehr geehrter Herr Schindler, nochmals sehr herzlichen Dank für Ihr Mail und anbei einige von mir beschriftete Bilder. Max Schmiedel, mein Großvater, war wohl der eigentliche Initiator der Berg-Liebe, er fuhr fast jedes Jahr in die Alpen, meist nach Oberstdorf. Ich habe zwei Vorträge von ihm überliefert bekommen und abgeschrieben, Sie finden sie auf meiner Site www.quelle-optimal.de. Er und meine Großmutter Henriette geborene Trübenbach (die zeitlebens kränklich war) hatten vier Kinder: Oskar, Marianne (Hanni), Erich und meinen Vater Werner. Die Söhne sind alle aufs Wettiner Gymnasium gekommen, aber der Name Peschel ist mir trotz vielfältiger Familienforschung nicht untergekommen. Allerdings muss der Mathelehrer Dr. Georg Paech meinen

Onkel Erich besonders ins Herz geschlossen haben, denn er malte gelegentlich in der Gemäldegalerie Canalettos in Originalgröße ab; er hatte dann dort eine Staffelei stehen. Ein solches sehr großes Bild, Pirna und der Sonnenstein, hatte er wohl erst in der Schule hängen, dann in dem Schullandheim in Dönschben, als er in Pension ging, schenkte er es meinem Onkel Erich, samt Rahmen. Er hatte es zeitlebens in seiner Wohnung hängen, dann erbte es sein Sohn Peter, der es in seiner Wohnung auf der Halbkreisstraße hängen hatte. Gegen Ende der DDR-Zeit konnte er in Kleinnaundorf ein kleines Eigenheim von einem Bergmann kaufen, der Krebs bekommen hatte, was er dem Bergbau anlastete und deshalb unbedingt in den Westen gehen wollte, was schließlich erlaubt wurde. In diesem Häuschen gab es keine Wand für dieses große Bild, und als ich um die Wende herum Peter und seine Frau Christiane besuchte, wollte er mir das Bild schenken. Aber die Behörden verboten die "Ausfuhr". Einige Zeit später konnte ich es mir doch holen, es schmückt meine Diele hier in Königstein. So viel für heute, ggf. können wir ja noch etwas weiter korrespondieren, wenn Sie wollen. Jedenfalls bin ich an den Auszügen, die Sie erwähnten, schon sehr interessiert. Herzlichst, Klaus Schmiedel.

Am 1. April 2013 schickte Herr Schindler diese zwei Gipfelbuch-Auszüge und schrieb:

Sehr geehrter Herr Schmiedel, vielen Dank für Ihre Mail, die ich mit großem Interesse gelesen habe, und für die Bilder. Im Anhang finden Sie zwei Gipfelbucheinträge. Einmal "Zinne" (1919), ein Klettergipfel im Schrammsteingebiet, und dann "Kleine Herkulesssäule" (1920) im Bielatalgebiet. Dort ist also fast die ganze Familie Schmiedel vertreten. Werner war wahrscheinlich nur gelegentlich mitgenommen worden, während Erich und Oskar Schmiedel beide im Jahr 1920 in den Sächsischen Bergsteigerbund eintraten, was darauf hindeutet, dass sie aktive Kletterer waren. Dass es bei Max Schmiedel eine Liebe zu den Alpen gab, erkennt man auch an seiner Mitgliedschaft im Deutschen Alpenverein. Er trat 1901 der Sektion Dresden bei, war dort mit einer kurzen Unterbrechung bis ca. 1930. Auch Erich war dort Mitglied; er wurde dort 1927 als "Architekt" geführt. Wir haben immer gerätselt, was das verschlungene Zeichen hinter Oskar Schmiedel bedeutet (was man in der damaligen Zeit häufig sieht), konnten es aber nicht 100-%ig aufklären - vermutlich das Zeichen einer Schüler- oder Studentenverbindung. Soviel erst mal für heute. Herzliche Grüße und alles Gute, Michael Schindler.

g_erich+werner_gipfelbucheintragung_zinne_elbsandsteingebirge_31aug1919_turnverein_am_wettiner_gymnasium:



Und das ist ein Bild der Zinne im Elbsandsteingebirge – es ist nicht zu fassen:



g_erich+oskar_gipfelbucheintragung_kleine-herkulessäule_bielatal_4jul1920_alpenverein_sektion_dresden_sächsischer_bergsteigerbund:

4. Juli. GB W. Herkules-
säule
122. Fritz Hoch, J. M. H.
Erich Schmiedel
J. 03. d. V. Sektion Dresden.
J. B. B.
W. Schmiedel. J. M. H.

Das ist die Kleine Herkulesssäule – man glaubt es nicht:



Ich antwortete am 3. April:

Sehr herzlichen Dank! Das sind die ältesten Unterschriften, die ich bisher habe. Oskar ist sehr selbstbewusst gewesen, durchsetzungsfähig und so weiter, Werner überhaupt nicht. Das Zeichen hinter seinem Namen ist ein so genannter Zirkel, also das Zeichen einer Studenterverbindung. Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Zirkel_von_Studentenverbindungen. Ähnlichkeit gibt es mit Saxo-Montania, aber von diesem Verein habe ich nie etwas in den Familienunterlagen gefunden. Wohl bezüglich Max von den Arionen, das waren Sänger, und der Lausitzer Prediger Gesellschaft, beide aber nicht in Verbindung mit Oskar. Es würde mich nicht

wundern, wenn es "Amtsanmaßung" war. Auch das mit dem Architekten bei Erich stimmt nicht. Er hatte angefangen, Architektur zu studieren, aber musste aus finanziellen Gründen abbrechen. Er führte die Maschinenhandelsfirma seines Schwiegervaters Heinrich (HeiCo) weiter. Mein Vater Werner wollte am damals neu installierten Pädagogischen Institut der TH Dresden studieren und Lehrer werden, aber sein Vater drückte ihn in eine ungeliebte Lehre als Maschinenhandelskaufmann - nicht bei HeiCo. Erst nach absolvierter Lehre setzte seine Mutter durch, dass er studieren durfte. T.V.a.W.G. heißt, das wissen Sie ja, Turnverein am Wettiner Gymnasium. Ich besitze noch einen Meißner Wandteller mit der Enle des Wettiner Gymnasiums und der Umschrift Gymnasium Wettinianum, Humanitati, Virtuti, Modestiae, 1879 - 1929. Hier noch die Lebensdaten von Max: Kayna 02.11.1864 - Freiberg in Sachsen 13.06.1945; Oskar: Dresden 20.05.1897 - Bergen, Chiemgau 02.06.1954; Erich: Dresden 15.12.1900 - Wolfratshausen 30.11.1980; Werner: Dresden 27.03.1903 - Königstein im Taunus 16.06.1996. Vielen Dank und beste Grüße, Klaus Schmiedel.

Am 6. Mai 2013 gab Herr Michael Schindler noch folgende Informationen:

Fritz Stech: Uns ist (bisher) lediglich bekannt, dass er in Dresden gewohnt hat, 1921 in den SBB eingetreten ist und am 09.10.1921 den Gipfel Drohne im Schrammsteingebiet erstbestiegen (hier waren Erich und Oskar Schmiedel mit dabei) hat. (Ulla Schmiedel weiß, dass er immer mit dem Fahrrad in die Sächsische Schweiz gefahren ist und von ihren Eltern gelegentlich eingeladen wurde.)

Walter Gierisch: Nichts bekannt, wahrscheinlich war er kein aktiver Kletterer, sondern ein Turnkollege und/oder Mitschüler vom Turnverein am Wettiner Gymnasium.

Am 17. Oktober 2013 rief mich ein Herr Salzsieder (Patrick, Taunusstr. 1, 63526 Erlensee, Rückingen???) aus Frankfurt an, weil er mich im Internet gefunden hatte. Er und seine Familie haben vor kurzem, in dem Jahr 2013, das denkmalgeschützte und bestens renovierte Haus Dresden, Bernhardstraße 100 von dem pensionierten Atomwissenschaftler Straßberger (der in der DDR-Zeit im Atomforschungszentrum Dresden-Rossendorf arbeitete) gekauft, der in ein noch im Bau befindliches altengerechtes Haus umziehen will. Im Oktober 2014 wollen Salzsieders umziehen; er fragte nach Informationen über das Haus bzw. seine Geschichte. Ich gab ihm die Namen von Irmela und Sabine und Ulla und die Tel.-Nr. von Christiane. Er will mich hier besuchen. Das Haus Bernhardstraße 100 soll von dem bekannten Architekten Fritz Schumacher (siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Schumacher oder http://www.architekten-portrait.de/fritz_schumacher/) 1905 für eine Arztfamilie gebaut worden sein, fast baugleich zu einem 1903 für den Architekten selbst gebautes Haus direkt daneben. Erich und Familie kauften das Haus ca. 1938. Es soll innen wenig abgetrennt sein, sodass es schwer zu heizen sei, so Christiane.

Der Ehe (von Erich und Marianne Schmiedel geborene Heinrich) entstammen zwei Kinder:

A. Claus Peter Schmiedel,

geboren am 29. März 1929, nach 1/4 11 Uhr, in Bischofswerda in Sachsen (getauft von mir in Dresden, Annenkirche am 09. Mai 1929). (Es wird erzählt, dass Peter seine Denkfähigkeit schon als sehr kleiner Junge dadurch gezeigt habe, dass er auf die Bitte, doch die Petersilie mitzuessen und nicht auf dem Teller liegen zu lassen, sie sei gesund, geantwortet haben soll: "Nein, ich esse meine Silie nicht!") [Peter Schmiedel ist verheiratet mit Christiane geb. Neitzke, er übernahm die Firma Richard Heinrich nach dem Tode seines Vaters.] (Brigitte sagt, dass Peter die Firma Heico schon lange vor seines Vaters Tod übernommen habe. Die Heirat mit Christiane wurde in 01825 Liebstadt auf dem Kuckuckstein gefeiert; ich habe ein Exemplar der Hochzeitszeitung. Peter starb am 12. April 1993 an Krebs der Lymphdrüsen und der Lunge, er ist beerdigt in Freital-Kleinnaundorf in der Nähe des Einfamilienhauses, das er und Christiane sich kurz vor der Wende kauften: Steigerstr. 57, 01705 Freital-Kleinnaundorf, Tel. 0351-4014797. Christiane verkaufte dieses Haus im Sommer 2011, weil ihr besonders die Pflege des Gartens zu viel wurde, und mietete sich in Dresden eine Wohnung: ab Sept. 2011, Teplitzer Straße 112 Hochparterre in 01219 Dresden.)

Christiane Schmiedel geborene Neitzke übergab mir (Klaus Schmiedel) im April 2013 brieflich eine 13-seitige Kopie eines Schreibmaschine-Texts „Das Geschlecht „Reichardt“ aus Erfurt in Thüringen.“ Auf der letzten Seite ist die Abstammung von Christiane zu lesen:

VIII. Erich Reichardt, * Endschütz bei Weida 28.8.1878, Dr. jur., Königlich Preussischer Regierungs-

rat a.D. zu Stettin, + 6.7.1964 zu Wolgast, Heirat Berka an der Ilm 26.5.1906 mit Amalie Bertha Hedwig Luise Johanna Marie Schweitzer, * Gerstungen an der Werra 18.6.1880 (Tochter des Hermann Schweitzer, * Ilmenau 22.10.1843, + Weimar 7.9.1908, Großherzoglich Sächsischer Forstmeister zu Berka, Heirat Eschwege 11.6.1878 mit Marie Wilhelmine Luise Eichler, * ebenda 20.3.1857, + 24.7.1935 in Weimar. (Marie Reichardt geborene Schweitzer + 29.10.1968).

Kinder:

1. Ursula Eva, * Jena 6.4.1907, Heirat Stettin 11.3.1933 mit Siegfried Neitzke, Landwirt zu Kicker, Kreis Naugard in Pommern, + 26.1.1970 in Greifswald,
2. Sibylla, * Meiningen 5.3.1913, + ebenda 24.6.1917,
3. Marie-Luise Masuria, * Neidenburg in Ostpreußen 4.5.1919, Heirat am ??? mit Hans-Rudolf Kable, Farmer in Eahero bei Okahandja, Süd-Westafrika.

Kinder zu Ursula Neitzke, geborene Reichardt:

1. Peter Nikolaus Johannes, * 15.5.1934 in Stettin, Heirat mit Ingrid Hlavka, * 19.2.1940 in Graz in Österreich. Beide Landwirte,
2. Christiane Maria Luise, * 16.12.1935 in Stettin, Heirat mit Peter Schmiedel, * 29.3.1929, wohnhaft in Dresden,
3. Gerd Friedrich Wilhelm, * 5.2.1939 in Stettin, Ingenieur, Heirat mit Marie Luise Subras, * 29.3.1942 in Ostpreußen (Insterburg?), wohnhaft in Nordhausen am Harz.

Kinder von Peter Neitzke:

1. Petra
2. Hartmuth

Kinder von Gerd Neitzke:

1. Katharina
2. Klaus Peter.

Außerdem schickte Christiane mir eine Kopie einer handschriftlichen Abschrift ihrer Mutter, offenbar eines Zeitungsausschnitts aus dem Jahr 1939, wahrscheinlich aus Stettin:

„Familien Reichardt“ (Zeitungsausschnitt)

Für den 9.4.1939 hat Oberlehrer a.D. Reichardt in Wilkau-Haßlau in Sachsen die Angehörigen der Familie Reichardt zu einem ersten Sippentage nach Ronneburg in Thüringen eingeladen.

Der mündlichen Überlieferung nach sollen alle Träger obigen Namens einem alten, niedersächsischen Geschlecht angehören, das südlich vom Harz seinen Stammsitz gehabt hat. Ein Reichardt soll als Reiterführer Ottos I. ins Pleißener Land gezogen sein und sich dort als Siedler niedergelassen haben. Zwei Linien können den Nachweis erbringen, dass ein Lorenz R. als Gutsbesitzer in Naulitz (heute zu Gera eingemeindet) 1611 gestorben ist. Die Nachkommen leben noch heute auf dem Gute. Die andere Linie weist u.a. einen Christoph R. nach, der 1621 geboren wurde und 83 Jahre alt in Korbusen starb. Ältere Urkunden sind bisher nicht erbracht worden. Tatsache ist, dass heute noch viele Mitglieder im Pleißnerland und den angrenzenden Gebieten wohnen.

Auch nach den Vereinigten Staaten sind männliche Familienmitglieder ausgewandert. In den Staaten Wisconsin und Iowa wohnen über 100 Nachkommen, die leider für das Deutschtum verloren sind, da Kinder, Enkel und Urenkel die Muttersprache schon nicht mehr beherrschen.

Aus der Notiz über die Reise von Ursula, Raissa und Klaus in 2020 nach Chemnitz, Freiberg, Dresden und Pillnitz, betreffend Geschenk Porzellan-Service:

Vor der Rückfahrt nach Schneidhain am 24. Juli besuchten wir Christiane Schmiedel in ihrer Wohnung Teplitzer Straße 112, die Witwe von meinem Cousin oder Vetter Peter Schmiedel, gestorben 1993, Sohn von Erich und Bruder von Ulla. Sie wird am 16. Dezember 85 Jahre alt, ist intelligent wie immer und einigermaßen gesund, allerdings mit gravierenden Problemen, z.B. ausreichend Luft zu bekommen. Sie erwähnte auch eine Diagnose (Krebs?), die ihr nur noch 4 – 5 Jahre Lebenszeit geben soll, außerdem ist sie ziemlich dick und schwerfällig. Freiwillig hat sie sich einen Betreuer gesucht, der aber nur begrenzte Vollmachten hat. Das Rauchen hat sie aufgegeben. Es war schön, sie wiederzusehen. Wir

führen zusammen nach Leubnitz in die Gaststätte Leubnitzer Höhe zum Mittagessen.

Christiane schenkte mir, wie schon seit längerem angekündigt, einige Stücke Meißner Porzellan, eingepackt in drei Päckchen. Das ist ein unvollständiges Kaffeeservice mit sehr schöner Blumenbemalung (Unterglasur!), das Peter und sie zu ihrer Hochzeit am 22. Juli 1962 in Liebstadt geschenkt bekamen. Die älteren Teile davon stammen sehr wahrscheinlich von Richard Heinrich, dem Gründer und Eigentümer der Werkzeugmaschinenhandlung HeiCo, und seiner Frau Elsa, geborene Menzel. Onkel Oskar Schmiedel und seine Ehefrau Erika geborene Heinrich hatten das Service geerbt, die aber beide auch schon gestorben waren. Von ihnen geerbt haben dieses Service die drei Töchter von Onkel Oskar und Tante Erika, Brigitte, Irmela und Sabine, die in Bayern lebten; das Service aber lag in Dresden. Sie konnten nicht zur Hochzeit von Peter und Christiane kommen, weil kurz zuvor die DDR das letzte "Schlupfloch" zwischen Ost- und Westdeutschland geschlossen hatte: Am 13. August 1961 begannen DDR-Grenzpolizisten, die „Berliner Mauer“ zu bauen. Also haben diese drei Schwestern das Service „brieflich“ geschenkt. Christiane, die aus Norddeutschland stammt, meinte, dass dieses Service von der Schmiedelseite stammt und auch dort bleiben soll, zumal ihre Verwandtschaft Meißner Porzellan nicht so zu schätzen weiß wie die Sachsen. Nun bin ich der fünfte Besitzer!

Diese Porzellanmanufaktur in der Meißner Burg der Wettiner Herzöge war die erste europäische und im 18. Jahrhundert lange Zeit führende Manufaktur, die von ihrer Gründung bis zum Jahr 1863 auf der Albrechtsburg in Meißen produzierte. Das Service ist in Unterglasurmalerei vielfältig mit unterschiedlichen Blütenmotiven bemalt. Die Unterglasurmalerei ist ein Genre mit langer Tradition bei MEISSEN. Die spezielle Technik verlangt jahrelange Erfahrung und höchste Präzision und wird lediglich von spezialisierten Unterglasurmalern durchgeführt (Eigenwerbung). Die Teile stammen aus drei verschiedenen Produktionsjahren, ersichtlich an unterschiedlichen Schwerterzeichen auf der Unterseite. Sie sind alle zweite Wahl, ersichtlich an zwei Ritzungen quer durch die Schwerter, und alle ohne Goldrand. Im Einzelnen handelt es sich um folgende Teile:

Neun verschieden bemalte Tassen (oberer Durchmesser ca. 95 mm, Höhe ca. 55 mm) mit motivmäßig dazu passenden Untertassen (oberer Durchmesser 155 mm, Höhe ca. 25 mm, ohne die heute übliche runde Vertiefung in der Mitte für die Tasse). Sechs Tassen und dazu passende Untertassen haben die Schwerterzeichen mit Knauf, stammen also aus der Zeit 1860-1924. Die drei anderen Tassen und Untertassen haben Schwerter mit einem Punkt oben in der Mitte, was in der Zeit von 1924 bis 1934 benutzt wurde. Nur eine Tasse und eine Untertasse haben je eine kleine Absplittung am oberen Rand, die aber kaum auffallen.

Zwei verschieden bemalte Untertassen, die zum selben Service gehören, unbeschädigt, aber ohne dazu passende Tassen. Eine Untertasse hat Schwerter mit Knauf (1860-1924), die andere Schwerter ohne Attribut (1950 bis heute), letztere ist von Christiane und Peter nachgekauft worden, wie sie mir telefonisch bestätigte.

Das größte und von der Bemalung her großartigste Teil ist eine Anbietschale (so würde ich diese große, ungefähr ovale, flache Platte, mit Rand, für Kuchen bezeichnen), Länge ca. 430 mm, Breite ca. 325 mm, Höhe ca. 20 mm, Schwerter mit Knauf, das sind kleine Punkte an den Unterenden der Schwerter. In der Produktion als Zeichen verwendet von 1860 bis 1924. Leider gibt es am Rand fünf sehr kleine Absplittungen, die aber nur bei genauem Hinsehen auffallen.



Außerdem gibt es nur zwei Kuchenteller, ebenfalls schön bemalt, diese mit geschwungenem Rand. Das ist das Handikap dieses Service, das nach Nachkauf ruft. Christiane erwähnte, dass sie nie Kuchenteller dazu besaß; man verwendete Glasteller, die aber nicht mehr dabei sind.

Als sogenannter Kaffeekern (alles mit Schwertern mit Knauf, also irgendwann von 1860 bis 1924 produziert; die Deckel haben keine Schwerter) sind unbeschädigt vorhanden:

Eine beidseits unterschiedlich und repräsentativ bemalte Kaffeekanne (Höhe ohne Deckel ca. 175 mm, größter Bauchdurchmesser ca. 125 mm), mit Deckel (Durchmesser ca. 90 mm) mit halbgeöffneter Rose als Griff, ebenfalls bemalt.

Ein beidseits (unterschiedlich) bemaltes Sahnkekännchen (Höhe mit Griff ca. 135 mm, größter Durchmesser ca. 95 mm).

Eine einseitig bemalte Zuckerdose (Durchmesser ca. 120 mm, Höhe ohne Deckel ca. 70 mm), mit Deckel (Durchmesser ca. 120 mm), ebenfalls bemalt und mit halbgeöffneter Rose als Griff.

Man könnte aus Privathand nachkaufen und auch Goldränder machen lassen, denn die sind sowieso überglasur.

Ich bitte meine Kinder, ihre Kinder zu fragen, ob jemand Interesse hat und dann zu entscheiden, wer dieses „Familiensilber“ bekommen soll. Vorläufig behalte ich es hier in Schneidhain, im Sideboard.



B. Ursula (*Ulla*) Schmiedel,

geboren am 08. August 1938 in Dresden (getauft vom (*Groß-*)Vater in der Annenkirche, Oktober 1938). [Ursula Schmiedel lebt in Dresden und arbeitete als Dipl.-Ing. für Statik.] (*Vor der Wende war sie nicht berufstätig. Nach der Wende arbeitete sie im Sächsischen Staatsministerium des Inneren im Referat Bautechnik, später in der Stadt und prüfte Hausbauanträge. Sie ging in Pension im Herbst 1998. Sie ist unverheiratet. Sie soll ihren Geschmackssinn verloren haben und sie litt langjährig unter den Nachwirkungen eines Autounfalls, den sie im Dienst in der DDR-Zeit erlitt. Sie wohnt zwar in Dresden, war aber sehr oft in Meißen bei ihrem Lebenspartner Ramon-Joachim Gerhardt, der Lehrer war und wohl etwas ungeschickt war, weswegen sie den Garten und das Haus und ihn versorgte. Er hatte ein schönes Haus am Oberrand von (01662-) Meißen, Sachs, Stadtparkhöhe 6, Tel. 03521-454262 01662. Am 22. Juli 2006 fuhr er allein mit öffentlichen Verkehrsmitteln an die Moritzburger Teiche, um zu baden. Dort erlitt er einen Herzanfall und starb unbemerkt, aber die Polizei schloss Fremdverschulden aus. Er wurde am 4. August auf dem Stadtfriedhof in Meißen an der Nossener Straße in der Familiengrabstätte beerdigt, ohne dass sein Name dort extra erwähnt wird. Ulla besitzt nun sein Haus, da es lebende Familienmitglieder von ihm nicht gibt. Sie hat es bald verkauft.*)

Zum Kindtaufe-Fest für Ulla am 15. Oktober 1938 verfasste der Großvater Max Schmiedel folgendes Gedicht, das mir Ulla am 11. April 2001 in Abschrift übergab:)

*Bei fröhlichem Kindtaufsfeste,
da jubeln und schmausen die Gäste;
das Kindlein aber – o Hohn!
hat ganz und gar nichts davon.*

*Und geht dann das Leben zu Ende,
dann ringen die anderen die Hände;*

*sie weinen und feiern den Toten
mit Blumen und Reden nach Noten.
Der Gefeierte aber – o Hohn!
hat ganz und gar nichts davon.*

*Dazwischen nun lieget das Leben.
Mög's, Ursula, immer dir geben
viel Freude und Sonnenschein;
und mögst du auch selber es sein:
ein Sonnenschein Eltern und andern.
Das ist ein fröhliches Wandern.
Dann findet alle Arbeit den Lohn –
und du selber hast auch was davon.*

d. Max Otto Werner Schmiedel,

geboren am Freitag, 27. März 1903, kurz nach 6 Uhr früh, getauft am Dienstag, 05. Mai 1903, 15 Uhr, in der Annenkirche in Dresden, Verlobung am 21. November 1928 (offiziell 13. Januar 1929), verheiratet seit 28. Juli 1930 mit meiner ehemaligen Konfirmandin Marie Charlotte (Lotte) geborene Angermann in Dresden, geboren am 29. Oktober 1906 in Dresden. [Werner Schmiedel und seine Frau Lotte leben *seit 1969* in Kelkheim.] (*Mein Vater Werner war der Ansicht, daß seine Mutter Henriette ihn ganz besonders geliebt habe, wenn auch auf ihre sehr ruhige Art; er war als Jüngster ihr Nesthäkchen und ihr in allem sehr ähnlich. Aber er glaubte auch, daß sein Vater Max ihn nicht so geschätzt habe wie etwa seinen ältesten Sohn Oskar und seinen Schwiegersohn Fritz Regenhard. So habe der Vater wegen des knappen Geldes zunächst verhindert, daß er seinen Wunsch nach einem Pädagogikstudium erfüllt bekam, er mußte in eine ungeliebte Lehre geben. Als er später doch noch studierte, nahm er eine Anleihe bei seinem Vater auf, deren Rest er noch nach seiner Verlobung zurückzahlen mußte, was insbesondere seinen Schwiegervater Hugo Angermann erregte. Als er sich mitten im Krieg in Freiberg von seinem Vater verabschiedete, weil er zur Wehrmacht eingezogen wurde, sagte dieser nach knapp 10 Minuten, daß er jetzt zu seiner Skat-Runde gehen müsse. Werner Schmiedel starb am 16. Juni 1996 in tiefer Demenz an den Folgen eines Oberschenkelbruchs in Königstein-Schneidhain im Hause seines Sohnes und ist auch in Schneidhain begraben.*)

Der Ehe von Werner und Lotte Schmiedel entstammt ein Kind:

A. Werner Klaus Schmiedel,

geboren am 02. Februar 1932 in Dresden. [Er lebt in Königstein und ist Dr. der Chemie. Er hat einen Sohn und zwei Töchter.] (*Erste Heirat am 16. September 1959 in Annaberg-Buchholz mit der in Halbstadt bei Braunau in Böhmen am 10. Oktober 1933 geborenen Diplomchemikerin aus Halle, Saale, Marianne Dorothea geb. Gramer, Trauung in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Geyersdorf bei Annaberg durch Pfarrer Peter Gay. Kinder Ute, geboren 23. Mai 1962, Martin, geboren 01. Mai 1964 und Ursula, geboren 28. April 1968. Dorothea litt in den letzten Monaten ihres Lebens unter Depressionen und starb durch Selbsttötung in Frankfurt am Main am 23. September 1986. Zweite Heirat am 26. Oktober 1990 in Königstein im Taunus, kirchlich in der Ev. Johannes-Kirche in Schneidhain am 28. Oktober mit Friederike geschiedene Ehrlacher, verwitwete Hofmann, geborene Lang aus Reinheim-Spachbrücken.) Diese Ehe war nicht glücklich, die Partner blieben nur ca. 3 Jahre zusammen, trennten sich einvernehmlich; die Scheidung ohne gegenseitige Ansprüche erfolgte 2020.*

Alle meine Kinder und Enkel sind von mir getauft, meine Kinder und drei Schwiegertöchter konfirmiert, Marianne und Lotte auch getauft worden. Alle vier Kinder habe ich in der Annenkirche zu Dresden getraut.

Das jüngste Trübenbach'sche Kind ist

VII. Margarethe Hedwig Trübenbach,

geboren am 06. November 1872 in Kayna, getraut (von dem Vater der Braut, Pastor Heinrich Trübenbach) daselbst am 01. Oktober 1891 mit dem Apotheker Adolf Stohmann in Kayna, geboren am 11. April 1861 in Leipzig als Sohn des Universitätsprofessors (Friedrich) Stohmann⁵.

5.) Hier einige Angaben über ihn aus dem Internet:

Friedrich Stohmann. Kein Photo verfügbar. Geboren: 25. April 1832 Bremen, gestorben: 1. November 1897 Leipzig, Konfession: evangelisch-lutherisch. Vater: Kaufmann, Fabrikbesitzer.

Bereits als Schüler interessierte sich Stohmann für die Arbeitsabläufe in der väterlichen Chemiefabrik (in Neusalzwerl bei Qynhausen). Mit 16 Jahren verließ er die Schule, um eine chemisch-technische Ausbildung zu beginnen, die er jedoch bald für ungenügend hielt, so dass er sich extern auf das Abitur vorbereitete (unter anderem besuchte er das Collège évangélique zu Lille (Frankreich)). Von 1851 bis 1853 studierte er an der Universität Göttingen Chemie bei Friedrich Wöhler, danach setzte er seine Studien in London am College for Chemistry fort. Dort erhielt er eine Assistentenstelle und erwarb sich durch zahlreiche Reisen ein umfassendes Wissen über chemische Technologie. 1856 übernahm er die Fabrik des Vaters, die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft verlief jedoch nicht erfolgreich, so dass Stohmann aus dem Unternehmen ausscheiden musste. Ende 1856 trat er in das Laboratorium der Königlich Hannoverschen Landwirtschaftsgesellschaft (Celle, ab 1857 in Göttingen-Weende) ein. Hier arbeitete er an den Grundlagen der Tierernährungslehre mit. 1857 promovierte Stohmann an der Universität Göttingen mit der Dissertation »Die Hilfsdüngemittel« zum Dr. phil. 1862 nahm er einen Ruf nach Braunschweig an und gründete hier eine landwirtschaftliche Versuchsstation. 1865 wechselte er nach München, wo ihm der Aufbau einer Versuchsstation übertragen worden war. Doch noch im selben Jahr nahm er einen Ruf als Professor für Agrikulturchemie an die Universität Halle an, zugleich übernahm er die Leitung der von Salzünde nach Halle verlegten landwirtschaftlichen Versuchsstation. Stohmann empfand die Praxisorientierung des hallischen Landwirtschaftsinstituts zunehmend als beschränkend und wechselte 1871 an die Universität Leipzig. Hier gründete er ein landwirtschaftlich-physiologisches Institut, das ausschließlich der Grundlagenforschung dienen sollte. Obwohl nur kurze Zeit mit praktischen Fragen befasst, leistete Stohmann wichtige Beiträge zu Fragen der Düngung, zur Methodik der Bodenuntersuchung und zu Pflanzenernährung, außerdem zur rationellen Fütterung der Wiederkäuer. Er verfasste mehrere technologische Handbücher über die Zucker- und Stärkefabrikation und initiierte die von seinen Mitarbeitern vollendete »Enzyklopädie der technischen Chemie«. In Leipzig befasste er sich vor allem mit experimentellen Untersuchungen zum tierischen Stoffwechsel. Das Ehrenmitglied zahlreicher Landwirtschaftsgesellschaften und der sächsischen Akademie der Wissenschaften starb während einer Influenzepidemie.

Quellen: Leopoldina-Archiv MM 2984 Stohmann; Böhm; ADB Band 54, S. 543 ff., Dissertation.

Stohmann, Friedrich Karl Adolf, Agrikulturchemiker und Technolog, geb. 25. April 1832 zu Bremen, studierte in Göttingen und London, war 1853-1855 Assistent von Graham und arbeitete in der Folge in mehreren chemischen Fabriken. 1857 wurde er Assistent von Henneberg erst in Celle, dann in Weende bei Göttingen, und hier beteiligte er sich an den klassischen Untersuchungen Hennebergs über die Ernährung der Haustiere. 1862 begründete er die landwirtschaftliche Versuchsstation in Braunschweig, 1865 folgte er einem Ruf nach München, ging aber noch in demselben Jahr nach Halle und übernahm 1871 die Leitung des landwirtschaftlich-physiologischen Instituts in Leipzig. Er schrieb: "Handbuch der technischen Chemie" (auf Grundlage von Payen, Précis de chimie technique, mit Engler, Stuttg. 1870-1874, 2 Bde.); "Biologische Studien" (Braunschw. 1873); "Handbuch der Zuckerfabrikation" (2. Aufl., Berl. 1885); "Die Stärkefabrikation" (das. 1878); "Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie" (auf Grundlage von Muspratts "Chemie", 4. Aufl. mit Kerl, Braunschw. 1886 ff.). (Meyers Konversationslexikon, Band 15, Seite 343).

Stohmann (Friedrich Karl Adolf), chimiste né à Brème le 25 avril 1832, mort à Leipzig le 1er novembre 1897. D'abord préparateur de Graham à Londres (1853-55), il travailla ensuite dans des fabriques, puis, à partir de 1857, se consacra à la chimie agricole et, en 1862, fonda à Brunswick une station d'essais agronomiques. Il devint, en 1871, directeur de l'Institut de physiologie agricole et, en 1887, de l'Institut de chimie agricole de l'Université de Leipzig. Il s'est beaucoup occupé, avec Henneberg de l'alimentation des animaux. Parmi ses autres travaux de chimie et de physiologie, une mention spéciale est due à ses recherches sur la thermogénèse animale. (Imago Mundi, Dictionnaire biographique, <http://cosmovisions.com/Stohmann.htm>).

Technische Chemie. Zum 175. Jahrestag der Einrichtung der ordentlichen Professur

Im Jahr 1830 erfolgte im Rahmen der Reformwelle an der Leipziger Universität die Vergabe einer ordentlichen Professur „Technische Chemie“ an der Medizinischen Fakultät an Otto Linné Erdmann, der bereits seit 1827 ein Extraordinariat für „Theoretische, Experimentelle und Technische Chemie“ an der Philosophischen Fakultät innehatte.

Mit seiner Berufung zum Ordinarius in der Medizinischen Fakultät, ab 1836 in der Philosophischen Fakultät, übernimmt Erdmann 1830 das chemische Laboratorium in den Kellerräumen der Pleißenburg. Inspiriert von seinen Aufenthalten bei Liebig in Gießen und Paris engagierte sich O. Erdmann für die studentische Ausbildung in einem modernen chemischen Laboratorium, welches im Jahre 1843 im Friedericianum bezugsfertig war, das ab 1846 als „Erstes chemisches Laboratorium“ der Universität bezeichnet wird.

Ausgehend von seinem Wirken in der Nickelhütte widmet er seine ersten Arbeiten der Gewinnung von Nickel und der Analyse von Erzen, Mineralien und Hüttenprodukten. 1840/41 studiert Erdmann die Eigenschaften von Derivaten des Farbstoffs Indigo, die er in drei größeren Abhandlungen niederlegt. Im neuen Laboratorium widmet sich Erdmann verstärkt Fragen der organischen Chemie. So findet er unabhängig von Laurent den Farbstoff Isatin und die Isatinsäure. Durch Einwirkung von Salpetersäure auf Harze gewinnt Erdmann im Jahr 1846 Styphninsäure. Weitere Arbeiten befassen sich mit Euxanthinsäure, Hämatoxylin und Mellithsäure.

(Das Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Kayna, Kirchenbuch 1878-1913, Jahrgang 1891, Seite 33, Nr. 13 enthält dazu folgende Angaben (Abschrift erhalten 6.6.2002):

Bräutigam: Stohmann, Adolph, geboren 11. August 1861, ledig, Besitzer der Apotheke.

Trautag: 1. Oktober 1891

Braut: Trübenbach, Margarete Hedwig, Geburtsdatum 6. November 1872, ledig, (keine Berufsangabe), Wohnort Kayna.

Eltern des Bräutigams: Prof. Friedrich Karl Adolf Stohmann und Charlotte Johanne geborene Brohr von Weende (das heute zu Hannover gehört), 1. Ehefrau, verstorben, Wohnort Leipzig.

Eltern der Braut: Heinrich August Trübenbach, Pfarrer, und Anna, geborene Mothes von Leipzig, Wohnort Kayna.)

Nach verschiedentlicher Tätigkeit in Stettin (Drogerie), Coburg, Dresden und Lobositz (Zementfabrik) erhielt Stohmann die Konzession zum Betrieb der neuen Bismarck-Apotheke in Zwickau⁶. (Der Vater Heinrich Trübenbach schrieb 1895, daß die Eheleute Stohmann zu der Zeit in Grimma waren.) Nach Verkauf seines Sommerheimes in Hartenstein siedelte er sich in Bad Berka in Thüringen an. Hedwig hat ihrem Mann in weniger günstigen Zeiten tatkräftig geholfen (Schreibmaschinenarbeit). Sie hat es verstanden, sich bis in ihr Alter hinein Jugendfrische und Elastizität zu wahren. Gestorben am 04. Mai 1950, Selbstmord. Die Ehe blieb kinderlos.

In den Jahren 1848, 1854, 1855 und 1862 war O. Erdmann Rektor der Universität Leipzig. Das Bestreben Erdmanns, seine „Professur für Technische Chemie“ in eine „Professur für Allgemeine Chemie“ umzuwandeln, was schließlich 1864 erfolgte, hat eine Vielzahl von Gründen. Zum einen ist dieser Wunsch im Zusammenhang mit generellen Entwicklungstendenzen im höheren Bildungswesen Deutschlands zu verstehen. So setzt sich auch an der Leipziger Universität eine auf W. v. Humboldt zurückgehende neuhumanistische Strömung einer „reinen zweckfreien Menschenbildung“ durch. Wissen über die Tätigkeiten in Manufakturen, im Gewerbe und in der industriellen Produktion zählen dabei nicht zu den Inhalten, die an einer Universität zu vermitteln sind.

Die Hinwendung zur „reinen Lehre“ ist nicht nur für Leipzig, sondern für ganz Deutschland zutreffend. Die vorwiegend theoretisch interessierte organische Chemie verdrängte die chemische Technologie für Jahrzehnte von den Universitäten. 1880 gab es kein Ordinariat für Technische Chemie mehr an den deutschen Universitäten. Der letzte Ordinarius war R. von Wagner in Göttingen. Die chemisch-technologische Ausbildung wird jedoch an der Universität Leipzig weiterverfolgt. Zwischen 1850 – 1872 durch den Dozenten für Chemie und Technologie Carl Huldreich Theodor Kerndt, anschließend durch den a.o. Professor Friedrich Karl Adolph Stohmann und den Extraordinarius für Organische Chemie Ernst von Meyer sowie den a.o. Professor mit Lehrauftrag Technische Chemie Anton Johann Julius Weddige. (http://www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeeen/2005/techn_chemie.html).

Blomeyer hat den Aufbau des Instituts und das neu eingerichtete Landwirtschaftsstudium in Leipzig in den „Mitteilungen des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Leipzig“ (1875) und in „Erster Bericht vom neuen landwirtschaftlichen Institut der Universität Leipzig“ (1881) detailliert beschrieben.

Die Vorlesungen fanden anfangs in den vorhandenen Räumlichkeiten der Universität statt, einschließlich in den zur Verfügung gestellten Räumen in der Pleißenburg (für das agrikulturchemische Praktikum). Einen abgeschlossenen Kreis von Professoren und Dozenten für die Landwirte gab es nicht. Die Studenten hörten die naturwissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen und juristischen Fächer bei den entsprechenden Ordinarien. Blomeyer betont, dass es nur drei Landwirte als Professoren gibt (Blomeyer selbst, den 1867 berufenen a.o. Professor für Landwirtschaft Karl Birnbaum und als dritten meint er wohl Wilhelm Knop, der Agrikulturchemie (Pflanzenernährung) las). Im Interesse der Landwirte seien jedoch zwei weitere Professoren berufen worden, Anton Zürn für Tierheilkunde und Friedrich Stohmann als Direktor des Chemisch-physiologischen Instituts, beide, ebenso wie Birnbaum und Knop, hervorragende Wissenschaftler. (<http://www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeeen/2005/blomeyer.html>).

Die Weender Futtermittelanalyse ist ein älteres Standardverfahren zur Ermittlung der Inhaltsstoffe von Futtermitteln. Es wird nach Rohasche (CA oder XA), Rohfaser (CF oder XF), Rohprotein (CP oder XP), Rohfett (CL oder XL) und stickstofffreien Extraktstoffen (NfE) unterschieden; die Ergebnisse sind meistens auf die Trockenmasse, seltener auf die Frischmasse bezogen. Henneberg und Stohmann entwickelten bereits 1864 die heute noch geltenden Weender-Methoden. (Weende ist ein Stadtteil von Göttingen). (Wikipedia).

Der berühmte Forscher Wilhelm Ostwald moniert in seiner Selbstbiographie (Lebenslinien II), Leipzig 1887 - 1906, die sehr unerfreulichen Formen einer Polemik zwischen Thomsen und Stohmann, betreffend die Ergebnisse elektrochemischer Messungen an Messketten mit Quecksilber.

(http://www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-8404/KNT_06b_text.pdf).

6.) Diese Apotheke heißt heute (2006) Schiller-Apotheke, gehört der Apothekerin Ulrike Dempe, 08058 Zwickau-Pölbitz, Leipziger Straße 90, Tel. 0375-215160, hatte im Februar 2005 einhundertjähriges Bestehen, deshalb hat sich Frau Dempe mit der Geschichte der Apotheke befasst.

(Der Leipziger Jurist Rudolf Mothes schrieb in seinen Erinnerungen dazu Folgendes:

Als ich die Niederschrift (meiner Dissertation) fertig hatte, ging ich damit zu meiner Kusine Hedwig Stobmann, die ein Büro zur Anfertigung schriftlicher Arbeiten unterhielt. Sie arbeitete viel mit dem Freiherrn (Georg von) Ompteda (1863 bis 1931) und begleitete ihn auch nach seinem Sommeraufenthalt Innichen in Tirol. Auch für Wolf Grafen Baudissin schrieb sie, der sich als Schriftsteller Freiherr von Schlicht nannte. Hedwig Stobmann tat mir den Gefallen und stellte mir verhältnismäßig rasch eine Reinschrift der Doktorarbeit über die Beschlagnahme nach Wesen, Arten und Wirkungen mit der Schreibmaschine her, die ich der Fakultät einsandte. Wie ich erfahren konnte, bestellte die Fakultät Karl Binding zum Referenten, Adolf Wach zum Korreferenten. Sie nahm meine Arbeit an und erteilte mir im Doktordiplom das Prädikat: „Summa cum laude“. Darauf hatte ich es abgesehen. Die Arbeiten mussten damals gedruckt werden. Die Fakultät bot mir einen Druckkostenbeitrag von 120.- Mark an und erklärte sich bereit, meine Arbeit in die Sammlung ausgewählter Dissertationen aufzunehmen, die sie bei Veit & Comp. in Leipzig herausgab. Ich fragte den Verleger Theodor Weicher, ob er meine Arbeit verlegen wolle. Er war sofort dazu bereit, es ohne Druckkostenzuschuss zu tun. Ich teilte dies der Fakultät mit. Diese übernahm nunmehr die gesamten Druckkosten. Sie erschien 1903 bei Veit & Comp. in Leipzig und war nicht als Dissertation bezeichnet, was der Direktor Schulz von der Reichsgerichtsbibliothek in dem Fachliteraturverzeichnis rügte, das er in der Deutschen Juristen Zeitung allwöchentlich gab.)

8 8 8 8 8 8 8 8 8 8 8 8

Nach einer Mitteilung von Dr. Rudolf Mothes in Leipzig verkehrte in Luthers Haus in Wittenberg ein gewisser Schneewind (wohl als Student), ein Vorfahr der Familie Mothes. Als er heiraten wollte, versagte ihm die Mutter die Einwilligung. Da sagte Luther: Er wolle die Einwilligung für seinen Pflegesohn geben. Der Schwiegervater war der Goldschmied Döring in Wittenberg, der Luther den Wagen zur Fahrt nach Worms (*Verhör Luthers, geboren 1483, beim Reichstag Karls V., April 1521*) lieh.

Hoch interessant ist in diesem Zusammenhang eine Veröffentlichung aus dem Jahr 2016 von Christoph Wilbelmi, Paul-Lincke-Str. 20 in D-70195 Stuttgart, christoph_wilbelmi@yahoo.de, die ich im Internet fand und die die offenbar irrtümliche Namensangabe Schneewind in Johannes Schneidewein korrigiert: <https://www.renaissance-port.de/katalog/76-d%C3%B6ring/116-unbek-k%C3%BCnstler-johannes-schneidewein.html>: Erstveröffentlichung / bearbeitet Februar 2016

Hans Döring Johannes Schneidewein

71.08-UK---Schneidewein 240Im Landesmuseum Hannover (früher: Niedersächsische Landesgalerie) befindet sich ein Bildnis eines 20jährigen (Öl auf Eiche, 57 x 40,7 cm. 1539. Nr. KM 334) von einem unbekanntem Künstler.



Es stellt einen jungen Mann vor mit sanftem Gesicht und kräftiger Nase, doch namenlos, denn für ihn gab es bisher keine Auflösung seiner Identität. Das Museum hat die Herkunft des Portraits als oberdeutsch eingestuft. Offenbar blieb bisher die Möglichkeit, über die im Bild enthaltenen Daten hinauszukommen, ungenutzt.

Oben rechts hat der Maler das Bild auf 1539 datiert; oben links wurde das Alter der Person mit XX d.h. 20 Jahren angegeben. Somit kommt ein Mann des Jahrgangs 1519 infrage. Um im Alter von 20 Jahren einen Portraitauftrag zu finanzieren, war eine vermögende Herkunft Voraussetzung. Unter diesen beiden Vorgaben wurde die Suche aufgenommen. Für Oberdeutschland fand sich ein Schweizer Theologe und Schwiegersohn Huldrych Zwinglis, Rudolph Gwalther (1519–1586). Ein Altersporträt dieses Mannes ist zwar vorhanden (Wolfenbüttel A 8488), zeigt aber einen Mann mit völlig anderen Zügen sowie Vollbart und langer spitzer Nase. Selbst bei Berücksichtigung des großen Zeitabstands ist keine Ähnlichkeit zu erkennen. Im übrigen befand sich Gwalther seit 1517 in Frankreich.

Somit wird die Einstufung des Portraits als oberdeutsch fraglich, zumal die weitere Suche einen Mann des Jahrgangs 1519 aus Mitteldeutschland ins Spiel brachte, der mit dem Dargestellten deutlich in Verbindung gebracht werden kann. Es handelt sich um Johannes Schneidewein (1519–1568), der im Harz geboren wurde. Dieser kam als Jüngster von 15 Geschwistern im Haus 'Der reiche Winkel' in Stolberg zur Welt. Es wird nicht überliefert, aus welchem Grund die Eltern ihren Sprößling mit neun Jahren fortgaben. Offenbar fiel seine Intelligenz schon frühzeitig auf, denn er wurde bereits im zehnten Lebensjahr an der Universität Wittenberg immatrikuliert; d. h. vier bis sechs Jahre früher als üblich. Er wird als letzter auf S. 136 als Joannes Schnydewin de Stolberg im Album Academiae Vitebergensis I verzeichnet. Martin Luther nahm sich — trotz eigener Kinder — seiner an d.h. Schneidewein lebte während des Studiums als familiaris mit in seinem Haus.

»Im 20. Lebensjahr verließ S. Luthers Haus und schloß frühzeitig — der Zeit üblicher als heute — die Ehe mit Anna Döring. Luther vermittelte und betrieb diese Eheschließung sehr ernsthaft. Die schon verwitwete Mutter Schneideweins widerstrebte längere Zeit (von Jacobi).

Kulturgeschichtlich aufschlußreich sind die in Luthers Briefen zu dieser Angelegenheit enthaltenen Ansichten zu den Themen: elterliches Einverständnis und ungerechtfertigte Ablehnung des Einverständnis. »Die 'schöne Braut von guter Extraction' entstammte einer angesehenen Familie in Wittenberg. Ihr Vater, Christian Döring (Döringk, wie er sich selbst schrieb) war ursprünglich Goldschmied, handelte aber auch mit anderen Artikeln, trieb Geldgeschäfte und verlegte in Gemeinschaft mit Lucas Cranach einen großen Theil von Luther's Werken. Mit Döring's Wagen und Pferden wurde Luther nach dem Reichstage zu Worms befördert« (v. Jacobi). Diese Angabe erscheint nicht ganz zutreffend, da Werner Schade (S. 410, Fußnote 171) anmerkt: »Dank an den Rat der Stadt für die gestellte Fuhre«. Dazu muß man wissen, daß Döring (wie Cranach) im Rat der Stadt saßen, Döring also für den Transport Luthers plädiert hatte. »Cranach und Goldschmied Christian Döring, mit dem der Künstler und Ratsherr zusammengewirkt hatte, waren die Geldgeber bei Luthers erster Teilübersetzung der Bibel, dem berühmten Septembertestament von 1522« (Schade S. 43).

Der Anlaß zum Portraitauftrag war demnach bei Schneidewein die Brautwerbung, auch wenn hier die sonst meist abgebildete Nelke fehlt. Offenbar sah sich Schneidewein veranlaßt, durch diese, in vermögenden Kreisen übliche Werbung standesgemäß aufzutreten, um Dörings Einverständnis zu erlangen. Es überrascht allerdings, daß sich Schneidewein als ausführenden Künstler nicht Lucas Cranach ausgesucht hat, mit dem Luther befreundet war, sondern einen anderen gewählt hat.

Hier wird ein Einschub erforderlich. Einige Monate nach Veröffentlichung der Erstfassung dieses Beitrags erschien eine Künstlermonographie über 'Hans Döring (um 1483 — 1558). Im Schatten von Lukas Cranach d. Ä. Studien zu einem Renaissancekünstler'. In dieser Broschüre wird Christian Döring (vor 1490—1533) erwähnt: »Cranachs Kompagnon, besaß das Haus Schlossstr. 4, gleich neben Cranachs Immobilie« (Heinz-Peter Mielke S. 33). Der Autor gab dankenswerterweise den Hinweis, daß Hans Döring stilistisch als Maler des vorliegenden Portraits infrage kommt. Die familiären Bande sprechen ebenfalls stark dafür.

Da Johannes Schneidewein in der Familie seiner Braut offenbar wohl gelitten war, lag es für ihn nahe, zu seinem Portrait den Onkel (?) seiner Braut, Hans Döring (s.o.) heranzuziehen, zumal ein Portrait von dessen Hand gewiß preislich günstiger angesetzt wurde, als eines von dem renommierten und vielbeschäftigten Lucas Cranach. Damit ist neben der Entdeckung der Identität von Johannes Schneidewein zugleich der ausführende Künstler des Portraits wiedergefunden: Hans Döring. Dieser stand in Kooperation mit der Werkstatt Cranachs. Schade (S. 69) berichtet jedenfalls, daß Hans Döring Werke Cranachs kopieren durfte, wahrscheinlich, um die Nachfrage des Marktes zu befriedigen. Schade nennt S. 69 als Beispiel die Lucretia; »diese ist in zwei Exemplaren in Schweizer Privatbesitz und in Basel bewahrt und bereits 1514 von Hans Döring kopiert worden«.

Doch zurück zu Johannes Schneidewein. Luthers Autorität ebnete seinem Pflegesohn den Weg, und die beiden durften heiraten. Schneidewein studierte Jura bei den Wittenberger Kapazitäten, u.a. bei dem Juristen Hieronymus Schurpf (1481—1554). »Wegen seines 'sonderbaren Fleißes' bald bekannt geworden, wurde er 1544, nachdem er zum Licentiaten promoviert war, von dem Grafen Günther von Schwarzburg an dessen Hof nach Arnstadt berufen. 1549 ist er sodann Professor der Institutionen in Wittenberg geworden, 1551 zum Doctor juris utriusque creirt... Die Scripta publice proposita a gubernatoribus studiorum in academia Witebergensi (1560—1572 in Wittenberg gedruckt) geben Zeugniß von seinem großen mit Wohlwollen gepaarten Ernst, mit welchem er wiederholt die Rectorats- und Decanatswürde bekleidete« (v. Jacobi). Seine umfangreiche Publikationsliste ist bei Zedler abgedruckt.

Sein Arbeitspensum bestand jedoch nicht nur aus Lehre und Publikationen. Der sächsische Kurfürst zog ihn auch als Unterhändler heran, um Streitfragen mit den Nachbarterritorien zu schlichten. Auf einer dieser Dienstfahrten starb Schneidewein Ende des Jahres 1568 in Zerbst. Er wurde dicht neben Luther in der Schloßkirche von Wittenberg beigesetzt. In der Nähe der Kanzel wurde ein Epitaph für ihn und seine ebenfalls abgebildete Familie (16-18 Kinder, von denen 9 überlebten) aufgehängt, das im Siebenjährigen Krieg 1760 beim Brand vernichtet wurde. »Joh. Schneidewein's Thätigkeit ist auch auf die bedeutendsten Gesetzgebungen des 16. und 17. Jahrh.: die sächsischen Constitutionen von 1572 und das württembergische Landrecht, Ausgabe von 1610 von wesentlichem Einfluß gewesen« (v. Jacobi).

Die Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel verfügt über ein graphisches Portrait Schneideweins von 1568 (A 19450), das ein etwas durchschnittliches Gesicht zeigt und ihn als jurisconsultus bezeichnet. Da fast eine ganze Generation zwischen beiden Portraits liegt, kann es zu einem Vergleich wenig beitragen. Weil Schneidewein im Gemälde nach links (heraldisch rechts) blickt, könnte es ein Seitenstück mit dem Portrait der Döring-Tochter gegeben haben, das aber bisher nicht aufgetaucht ist.

Literatur

Album Academiae Vitebergensis I 1502—1602. Aachen 1976
Die deutschen und niederländischen Gemälde bis 1550. Hannover 1992. Nr. 74
von Jacobi. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 32 Berlin 1971
Hans-Peter Mielke: Hans Döring (um1483-1558). Bunsob 2015 S. 33
Werner Schade: Die Malerfamilie Cranach. Dresden 1974
Johann Heinrich Zedler: Das Grosse vollständige Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig 1732-54

Bildnachweise

Verzeichnis der ausgestellten Gemälde in der Niedersächsischen Landesgalerie Hannover. Hannover 1968
Die Porträtsammlung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel. München u.a. 1989 Reihe A Bd. 21
A 18850

(Verhör durch den Gesandten des Papstes Leo X., Kardinal Cajetan, 12. bis 14. Oktober 1518, der angewiesen war, nicht zu diskutieren, sondern zu untersuchen und einen Widerruf zu fordern. Luther schrieb nach Hause, "der Kardinal sei nicht besser geeignet, die Frage zu behandeln, als ein Esel zum Harfespielen". Cajetan soll zu Luthers Ordensvorgesetztem Staupitz gesagt haben, "ich will nicht mehr mit dieser Bestie reden. Seine Augen sind tief wie ein See, und es sind wunderliche Gedanken in seinem Kopf". Luther mußte den Scheiterhaufen fürchten: "Nun muß ich sterben. Ach, wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein!". Die Rückreise war eher eine Flucht aus Furcht vor Verhaftung. Er kam am 31. Oktober in Wittenberg an. Luthers sächsischer Fürst, der streng katholische Friedrich der Weise, war sich nicht im Klaren, was er tun sollte, aber schützte Luther vorsichtig, weil einige Gelehrte meinten, Luther sei im Recht. Luther bot ihm seine Auswanderung an. Er war geneigt, dieses Angebot anzunehmen, aber der päpstliche Nuntius habe ihm zu verstehen gegeben, daß Luther unter Aufsicht vielleicht weniger gefährlich sei als in voller Ungebundenheit. Friedrich der Weise hatte zuvor erreicht, daß die Untersuchung gegen Luther nach Deutschland verlegt wurde; der Augustinermönch Luther fürchtete, daß eine Zitation nach Rom ihn den Dominikanern ausgeliefert hätte. Rom sei kein sicherer Ort, auch nicht bei freiem Geleit, in jedem Falle aber habe Luther als Bettelmönch nicht die Mittel zur Reise nach Rom.)

Und nun zu mir.

Also ich wurde geboren, und zwar am 02. Nov. 1864 vormittags halb zwölf Uhr, soviel mir erzählt worden ist, in (06724) Kayna bei Zeitz. Mein Geburtshaus steht am Marktplatz auf einer kleinen Anhöhe und gehörte zur sogenannten "neuen Schmiede", "bei Vollraths", neben dem damaligen Böttcher Föttsch. Mit seiner Breitseite schaut es nach dem eigentlichen Markt und über den Schnauderbach (*dieses ziemlich lange Flüsschen fließt durch Kayna und mündet bei Pegau in die Weiße Elster*) hinweg zum Rittergut und nach der Kirche. Die Eltern bewohnten das obere Stockwerk, vornheraus Wohnstube, zugleich Arbeitsraum, dem Hofe zu die Schlafstube. Im Parterre wohnte eine Familie Müller. Sie hatte später den Gasthof in Lumpzig an der Straße nach Altenburg, wo ich als Kind öfter weilte, um Kirschen zu holen und mich an den Stachelbeeren im Garten satt zu essen. Das zweite Kind Marie, später verheiratete Lehrer Schinkel, wurde die Freundin meiner Frau; eine jüngere Schwester, verh. Eckardt in Dresden, Forsthausstr. 7, unsere Hauswirtin in Dresden, als ich mich zur Ruhe setzte. Sehr gut erinnere ich mich noch der lieben Großmutter, der "Kreiter-Müllern", von Apolda aus wohlhabender Familie stammend, die bei ihrer Tochter wohnte. Einmal gab sie mir in Lumpzig eine wundervolle "Bemme", über das ganze Brot weg geschnitten (Achtpfund-Brote!), mit Butter und herrlichem Ziegenkäse belegt. Die Hälfte hatte ich gegessen, da merkte ich, daß auf der unteren Seite des Ziegenkäses eine Menge Kellerschaben, fettgemästet, sich tummelten. Ich verließ schnell die Gaststube und ließ das köstliche Brot verschwinden, aber nicht in meinem Magen, der Mühe hatte, die bereits verzehrten Tierchen zum Bleiben zu bewegen. Hinter dem Hause war, soviel ich mich besinne, ein überdachter Raum, wo der Vater das Holz hackte; dann kam, rechts von der Schmiede, der große Misthaufen. An ihm vorbei gelangte man aufwärts durch ein Tor in den großen Obstgarten. Nicht weit vom Eingang stand ein großer Spilgenbaum (*der Spilling ist ein Pflaumenbaum mit gelben Früchten*), dessen Früchte ich in einer kleinen Zinnkanne

sammelte. Etwa in der Mitte stand ein Marunkenbaum (*die Marunke ist, ostmitteldeutsch, eine Pflaume*). Kein Apfelbaum, aber trotzdem war es für mich der bewußte Baum des Paradieses, von dem die ersten Menschen naschten, wie der ganze Garten hinter der Schäferei für mich das Urbild des Paradieses war und geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Rechts oben an der Treppe war ein kleines Zimmer, das der Vater als Niederlage für Stoffe benutzte. Ich sehe noch die Hosenträger an der Türpfoste hängen, sehe mich auch noch die Treppe mit einem Teller, mit grüner Ranke verziert, herunterstolpern. Ich sollte ihn wohl bei Müllers abgeben. Der Teller zerbrach, Schwester Ida sammelte die Scherben und brachte mich wieder zur Höhe. Ich muß ein sehr artiges Kind gewesen sein. Meinem Vater schien das gar nicht recht zu passen für einen Jungen. "Wenn er nur wenigstens einmal eine Fensterscheibe einschmis", sagte er. Das habe ich gehorsamst schleunig beim Nachbar neben dem Gasthof zum weißen Roß besorgt. Ich bekam für diese Heldentat fünfzig Pfennig Belohnung. Meinen ersten Wein, süßen Malaga oder so was, trank ich in geringer Dosis am Wochenbett der Mutter, als Minna geboren war. Ich war damals etwas über drei Jahre alt. Auch das weiß ich noch, daß ich vom Vater zum Onkel Heinrich geschickt wurde, ihm die Freudenbotschaft zu melden. Die Schulzeit konnte ich nicht erwarten. Mit viereinhalb Jahren brachte mich die älteste Schwester Ida, zugleich mit meinem gleichaltrigen Freunde Emil Sommer (Schäfers Emil, wie er allgemein genannt wurde, weil sein Vater der Rittergutsschäfer war), zur Schule. Wir haben nebeneinander gesessen, so lange ich in Kayna war. Der Lehrer hieß August Seifert (später in Oschatz).

Der Schäfer war einer, wie er im Buche steht, ein lieber, treuer Mann. Mein Schwiegervater mochte wenig von ihm wissen, weil er nie in die Kirche kam. Sicher war er kein gottloser Mensch. Aber sonntags hatte er alle Hände voll zu tun, um die Kranken aus der Umgegend mit seinen selbstbereiteten Schmierem und Salben zu heilen. Er "besprach" auch Krankheiten. Mich hat er auch einmal besprochen, als ich Zahnschmerzen hatte. "Du mußt aber daran glauben, Maxe!" sagte er zu mir. Als ich das bejahte, bestrich er meinen Mund mit einem dünnen Haselstübchen und murmelte dazu unverständliche Worte. Ich bin die Zahnschmerzen von damals losgeworden. Bei seinem Schafhüten strickte er Strümpfe. Emil und ich trieben uns viel im Schafstall, auf dem großen Heuboden über dem Stall (wobei ich einmal tief ins Heu rutschte und beinahe erstickt wäre) und in seiner Schnitzwerkstatt herum. Im Garten bemalten wir gern mit selbst geschnittenen Schablonen und aus roter Holzasche hergestellter Farbe die Holzwand eines Schuppens. "Maxe und Emil," sagte der Schäfer oft, "ihr beiden müßt im Leben zusammenhalten". Nach der Konfirmation habe ich Emil nicht wiedergesehen. Er war Stellmacher in einem Dorfe, etwa eine Stunde (*zu Fuß*) von Kayna entfernt; vor etwa drei Jahren lebte er noch.

Eine Zuckertüte bekam ich nach dem ersten Schulgang auch. Meinen älteren Schwestern muß ich wenig getraut haben. Ich gab sie unserem Lehrling, Richard Bräutigam hieß er wohl, zum Aufheben. Mein Vater hat nur den einen Lehrling gehabt. Ihm arbeiteten andere Leute viel zu langsam, und ehe er sich mit Anderen herumärgerte, machte er lieber alles allein. Nur die Mutter hat ihm treulich geholfen, besonders beim Hosennähen. Nebenbei verdiente sie sich als gelernte Putzmacherin mancherlei durch Anfertigung von Frauenhüten und besonders Samtkapuzen, wie sie damals Mode waren. Diese Kapuzen bedeckten Kopf und Schultern. Viel bekam sie nicht für ihre Arbeit.

Der Vater hatte sich eine Nähmaschine gekauft, eine der ersten, bei Kiel in Leipzig gebaut, wohl November 1884, für achtzig Taler. Ein höchst einfaches Werk. Was hat diese Maschine in langer Zeit geleistet! Mein Vater benutzte sie bis an sein Lebensende und nähte auf ihr nicht nur feine Stoffe, sondern auch Teppiche aus Winterstoffresten, Anschrot (*oder Tuchschröt, Gewebe-Ränder, mit denen sie beim Weben am Webstuhl befestigt wurden*) und dergleichen für den Hausgebrauch. Unermüdlich war er tätig. Am frühesten Morgen schon war er bei der Arbeit, das zweite Frühstück wurde während der Arbeit eingenommen, das Mittagessen in längstens zehn

Minuten. Dann gönnte er sich einige Züge aus der langen Pfeife, um bald wieder auf seinem Schneidertische zu sitzen, oft bis in die Nacht hinein. Wenn es dunkel war, zumal im Winter, so saßen Vater und Mutter am Tisch inmitten der Stube bei dem Galgen, einem Holzgestell mit zwei großen, mit Wasser gefüllten Glaskugeln (sogenannte Schusterkugeln), die wie ein Vergrößerungsglas wirkten. Das Licht spendete eine sogenannte Küchenlampe, die mit Solaröl (*die zwischen 130 und 240 Grad Celsius siedende Fraktion des Braunkohlenteeröls*) gespeist wurde. In der Dämmerzeit wurde, um Licht zu sparen, wohl eine kleine Ruhepause eingelegt. Dann saß oft die Mutter auf der Hirtsche (*einer kleinen, niedrigen Holzbank*) hinter dem Ofen, in dem das Feuer knisterte und wir zwei Kleinen schmiegtens an sie und ließen uns Geschichten erzählen. Das konnte sie vortrefflich. Viele erfand sie selbst. Ihre Erholung war vor allem das Geschichten- und Romane-Lesen. Spielte an Winterabenden der Vater mit einigen Bekannten Skat (reihum in den Familien) bei uns, dann las die Mutter gleichzeitig Romane vor.

Das Essen war sehr primitiv. Zweimal in der Woche gab es in der Regel Fleisch. Ein halbes Pfund in der Woche für die Eltern und uns zwei Jüngste, sonntags gewöhnlich ein halbes Pfund Kalbfleisch und ein halbes Pfund Schweinefleisch zusammengebracht. Das Pfund wurde aber nicht auf einmal aufgegessen. Ein kleines Stück Butter erhielten wir nur sonntags früh, dazu auch Semmel, sonst selbstgebackenes Brot. Die große Schulbemme wurde mit selbsteingesottenem Pflaumenmus oder Fett bestrichen, oder wir erhielten trocken Brot mit Obst. Zum Abendbrot begnügte sich der Vater mit Brot, ganz wenig Butter und einem halben Dreierkäse. Selten, daß ich ihm mal einen marinierten Hering beim Kaufmann holen mußte. Minna und ich mußten davon einen Kostehappen bekommen. In der Fastenzeit gab es sonntags Nachmittag auch manchmal Brezeln (groß, das Stück zwei Pfennig), Kuchen wurde nie gekauft. Wohl aber zu Weihnachten, zur Kirmse (*jährliche Kirchweihmesse*) und an den Jahrmärkten wurde Kuchen beziehungsweise Stollen gebacken, und dann nicht zu knapp. Kam doch auch, zumal zur Kirmse und an den Jahrmärkten, viel Besuch aus der Umgegend. Buk (*backte*) die Mutter Brot, dann gab es auch manchmal einen Kuchen aus Brotteig, und zur Pflaumenzeit einen vortrefflichen Pflaumenkuchen. Kochen und backen konnte die Mutter gut. Sie selbst liebte ein fettes Essen. Sonntags leistete sie sich hin und wieder ein Appetitswürstchen. Einige Male wurde auch ein selbstgemästetes Schwein geschlachtet. Das war ein großes Fest, an dem ich ohne weiteres schulfrei bekam. Mittags gab es, wie überall dort bei solchem Anlaß, Thüringer Topfbraten mit Mehlklößen (Wellfleisch in einer Art Sauerbratensauce). Jedes Kind bekam eine kleine, runde Rosinenleberwurst, ebenso die nächsten und am besten befreundeten Kinder, während ihre Eltern eine Blut- und eine Leberwurst erhielten. Selbstverständlich ging das auf Gegenseitigkeit.

Schokolade und Naschwerk kannten wir so gut wie nicht, höchstens gab es an Geburtstagen eine Schokolade aus Schokoladenpulver. Andere Geschenke waren nicht üblich. Eine Apfelsine für zehn Pfennig, die Minna mit mir teilte, war unser Jahresverbrauch in dieser Fruchtart. Zum Spielen (tippen et cetera) (*et cetera = usw.*) hatten wir als Zahlgeld die sogenannten Brustkugelchen (flache, gewölbte, kleine Zuckerplätzchen in den verschiedensten Farben, die zuletzt oft nur mangelhaft zu erkennen waren), oder Kürbiskerne. Das Spielgeld diente zuletzt als Genußmittel. Doch ich bin vorausgeeilt.

Ich war etwa fünf Jahre alt, als meine Eltern zu Weihnachten umzogen. Weinecks hatten das größte Geschäft am Ort und waren sehr wohlhabende Leute, er ein stiller, guter, fleißiger Mann, von dem man nie ein heftiges oder gar böses Wort hörte. Sie half mit ihrer unverheirateten Schwester im Laden, war gutmütig und etwas geschwätzig. Das Grundstück liegt am Markt, gegenüber der Schnauderbrücke, besitzt einen größeren und einen kleineren Hof, ersterer von drei Seiten von Gebäuden umsäumt. Im Laden erhielt man fast alles, Kolonialwaren, Tabak, Zigarren (Zigaretten gab es noch nicht), Öle, Porzellan- und Glaswaren, Werkzeuge, Nägel, Draht, Nietens, Schusternägel, Schnittwaren, Zuckerwaren, Brillen, Angelgeräte, Pfeifen,

nur nicht Stoffe für Herrenanzüge. Weineck besaß auch eine homöopathische Apotheke und kurierte nach einem homöopathischen Apothekerbuch⁷. Der Markt vor dem Hause war gepflastert. Davon hatte in Kayna niemand eine Ahnung, bis bei einem Wolkenbruch das Pflaster zum Vorschein kam. Die Wege, auch über den Markt, waren damals grundlos oft (*also schlammig*), und es gehörten gutes Schuhwerk und oft Turnkünste dazu, um durchzukommen, ohne einen oder beide Schuhe oder Stiefel zu verlieren. Straßenbeleuchtung gab es natürlich auch nicht. Schien nicht der Mond, leuchteten nicht im Winter die Sterne, so blieb man eben zu Hause oder ging mit der Laterne.

Ich durfte beim Umzug, das weiß ich noch, mein kleines Stühlchen tragen. Der Vater übersah von seinem Sitz am Fenster aus fast den ganzen Markt und kannte jedes Pferd aus Kayna und Umgegend, das vorüber kam. Viel Platz hatten wir auch hier nicht, da eine alte Frau, Frau Freitag, einen Teil der ersten Etage bewohnte. (*Schmiedels sind also bei Weinecks in einen Teil des ersten Obergeschosses eingezogen.*) Der Abort war im Hofe, was zumal im Winter nicht immer angenehm war. Im Vorraum, der sich offen an die Treppe anschloß, war die Kochmaschine (Stubenofen mit Kochgelegenheit) (*Kochmaschine ist ein aus Berlin stammender Ausdruck, er war darum in Preußen üblich, nicht jedoch in Sachsen. Er bezeichnet eine Art gußeisernen Ofen für feste Brennstoffe zum gleichzeitigen Heizen, Kochen, Backen und Erwärmen eines Wasserbehälters.*) und was sonst zur Küche gehört, auch der Bornständer, ein größeres hölzernes Faß auf Füßen, das ich oft füllen mußte. Das Wasser mußte an dem Brunnen nahe unserer früheren Wohnung geholt werden. Dazu nahm ich zwei Eimer, die ich an einem "Joch" trug. Auf dem (*Dach-*)Boden lag im Winkel eine schwarze Modellpuppe, die die Mutter früher bei ihren Putzarbeiten gebraucht hatte und vor der ich mich fürchtete, zumal wenn ich im Dunkeln Holz vom Boden holen sollte. Auch eine alte Krinoline und eine gedrechselte "Pyramide", die früher als Weihnachtsbaum gedient hatte, befand sich dort. Von unserem Boden konnte ich durchs Fenster auf ein flaches Zinkdach steigen. Dort habe ich dem Klempner Hödel, dem späteren Kaisermörder, bei der Arbeit zugeschaut. (*1878 wurden zwei Attentate auf den alten Kaiser Wilhelm I. verübt, beide ohne tödlichen Ausgang, das erste am 11. Mai von Max Hödel mittels zweier Revolverschüsse auf den in offener Kutsche fahrenden, weithin beliebten 81-jährigen Kaiser, sie trafen nicht. Das zweite geschah am 2. Juni durch Dr. Karl Eduard Nobiling mittels einer Doppelladung Schrot, die ihn schwer verletzte.*) Rechts über der Schnauder befindet sich die Apotheke. Jeden Tag punkt zwölf Uhr mittags ging der dicke Apotheker, der mit seiner Frau und deren Schwester dort hauste und mit niemand sonst verkehrte, über die Brücke zum Frühschoppen in die „Sonne“. (Wimmel mit Namen). Er war zugleich Postmeister (die Marken wurden damals noch mit der Schere geschnitten), ein mürrischer Mensch, den kein Kind gern hatte. Er aß gern gebratene Sperlinge. Einige böse Pastorstöchter haben ihm einen Korb voll lebendige, die sie gefangen hatten, hingetragen. Sie haben nicht gewartet, bis sie im Zimmer umherflogen. Ich habe ihm nur zu Weihnachten zu verdienen gegeben, wenn ich ganz heimlich - wie ich dachte - für den Vater für fünfzig Pfennig Grünsiegel Rauchtabak und ein Loth extraen Schnupftabak holte (*"Extraer" Schnupftabak war eben besonders gut. Ein Lot war 14,6 bis 17,5 Gramm, je nach Land. Das Lot war ein altes Apotheker- oder Medizinergewicht, es hatte vier Drachmen oder 12 Skrupel oder 24 Obulus oder 240 Gran.*)

Weinecks hatten drei Mädchen (ein Knabe, etwas älter als ich, starb bald nach unserem Umzug): Helene, etwa so alt wie meine Schwester Minna, Marie, etwa zwei Jahre jünger und die kleine Hedwig, letztere starb auch bald an Scharlach. Ich fing mit dieser Krankheit an, die anderen folgten. Ich habe mich damals schon gewundert, wie leicht Weinecks den Verlust trugen. Aber echt bäuerlich: "Da kriegen wir schon wieder eine andere Hedwig". Und sie haben

7.) Die Firma Weineck gab es mindestens bis 1949, wie ich aus einem „Wegweiser Zeitz, Stadt und Kreis“ weiß, einer Art gedrucktem Heft wie ein Branchenadressbuch, von dem mir der damals 90-jährige Herr Heinrich Späte eine Kopie gab (Titel und die betreffende Seite), als ich am 25. Mai 2005 in Kayna war, um die Buchexemplare „Heinrich Triibenbach, Chronik von Kayna“ zu übergeben. Darin befindet sich (wohl auf Seite 119) eine Anzeige: „G.A.Weineck, Inh. Paul Gerhardt, Lebensmittel, Tabak- und Fischwaren, Textilien, Kayna, Karl-Marx-Platz 5“ (so hieß offenbar damals der Markt).

sie auch bald bekommen.

Helene und Minna, meine Schwester, waren meine Spielkameraden im Haus und Hof. In einer Ecke des letzteren wurde zu meiner Zeit ein Brunnen gegraben, von einem Holzbau überdacht. Das Wasser war nicht zu genießen; es schmeckte, wie man sagte, nach Jauche, setzte gelben Stein an den Kochtöpfen an und färbte die Fliesen unter dem Ausfluß gleichfalls gelb. Oha, sagte man, da ist früher hier eine Jauchegrube gewesen. Wir Kinder tranken oft von dem Wasser.

Als zu meiner Fürstenschulzeit in (01665) Gruben bei Meißen ein Schneidermeister auf seinem Grundstück einen Brunnen grub, entdeckte man bei chemischer Untersuchung, daß das Wasser schwefel- und eisenhaltig sei und noch anderes Gute in sich habe. Ich habe als Student das Kaynaer Wasser untersuchen lassen; dabei wurde festgestellt, daß es viel besser sei, als das Grubener Wasser. Kayna hat in der Tiefe, jedenfalls ebenso wie die Meißener Gegend Braunkohlenlager. - Ich hoffte Kayna zum Badekurort und Sommerfrische erheben zu können, aber Weinecks Gustav ließ die Sache auf sich beruhen. Der Brunnen aber hätte mir beinahe den Tod gebracht. Ich kletterte mit Affengeschwindigkeit in dem Balkenwerk empor und stieß mit dem Kopfe - nicht ans Dach, wohl aber in einen Zimmermannsnagel, der durchs Dach geschlagen war. Wäre ich einige Millimeter größer gewesen, so wäre er mir sicher durch die Hirnschale gedrungen. So gings noch leidlich ab.

Neben dem Brunnen war ein betonierter Keller, zu dem einige Stufen hinabführten. Er stand meist offen. Hier lagen außer anderem zwei große Syrupfässer mit weißem und braunem Syrup; unter jedem Faß ein Gefäß für die abfallenden Tropfen, umschwärmt von Wespen. Kinder lecken Syrup gern. Aber wir wollten frische Ware. Irgend wer von uns drehte also einen Hahn auf, aber vergaß, ihn später zuzudrehen. Als wir etwas später von Neuem die Stätte unserer Schandtät betreten wollten, sahen wir, daß der ganze Kellerboden mit braunem Naß bedeckt war. Gustav, so nannte Frau Weineck ihren Mann, wenn sie nicht noch öfter und lieber "He, Weineck" sagte, hat auch hier nicht gezankt, so gutmütig war er. Auch dann, als er zum Glück noch rechtzeitig dazukam, wie ich, im Drange das Material zu beherrschen, die Sandsteinstufen vor der Haustür mit einem Hammer wenig kunstgerecht bearbeitete. Eine Ecke hatte ich glücklich schon abgeschlagen.

Andererseits habe ich mich auch nützlich erwiesen. Ich half ihm, wenn er in einem großen Kübel aus Ruß (in Rußbutten) und Schwefelsäure Wichse bearbeitete. Man vertraute mir selbst (*sogar*) die große Kaffeetrommel an, um Kaffee zu rösten. Vor allem aber half ich beim Tütenkleben (*Max Schmiedel schreibt, wie früher üblich, "Düte"*). Da saßen wir abends zu fünf und mehr zusammen; eins schnitt das Papier zurecht, eins strich den Kleister auf, die anderen klebten, spitze Tüten und Säcke, möglichst ohne Löcher und Ecken.

Einmal sind wir drei, ich voran, dann Helene und Minna, über die Balken der ehemaligen Tenne im Hofe geklettert und haben uns dann auf dem Bauche in dem dreiwinkligen engen Raume, der von der Hauswand, dem Dache und den Tragbalken der Dachbodens gebildet wird, im Seitengebäude vorwärts geschoben. Wir kamen an eine Öffnung, die nach dem großen Dachboden führte. Innerhalb unseres Kriechraumes lag ein Sack mit Korken. Auf dem Boden stand eine große Kiste voll langer dünner Zigarren, sicher Zweipfennig-Zigarren, die nicht mehr verkauft werden sollten. (Vielleicht waren sie besser, als heute unsere Acht- und Zehnpfennig-Zigarren). Die Versuchung war zu groß. Mit Beute beladen traten wir den Rückzug an. Geraucht habe ich keine der Zigarren. Das sollte später geschehen. So vergrub ich sie in der von Haselnußsträuchern besetzten Höhle in Weinecks Garten oberhalb der Schäferei - wo sie noch ruhen.

Auch dem Vater mußte ich frühzeitig helfen, Schuhe putzen (bei dem Schmutz der Straßen oft langwierige Arbeit), Holz hacken, Kohle holen. Unser Kohlenraum befand sich über dem Schweinestall bei der ehemaligen Tenne, auf einer Leiter erreichbar. Hätten meine Eltern echt altenburgisch-kaynaer Deutsch gesprochen, so hätten sie gesagt: "Du, Moxa, gieh, hul amol an Bäuert (Weidenkorb in Eimerform) voll Kulle vum Bune" (*also vom Dachboden. Max Schmiedel hat später ein lustiges Gedicht zum Vortragen bei einer Hochzeit geschrieben, in Kaynaer Mundart, das mir dank Ulla Schmiedel vorliegt. Ich schrieb es ab und Volker Thurm in Kayna korrigierte es, um die Mundart möglichst genau wiederzugeben. Ich füge es hier als Fußnote ein.*⁸). Abends mußte ich oft mit einer klei-

8.)

Liesel!
 Michel, wülte mich nich freie,
 Bin ich nich e schienes Kend,
 Och, es ward Dich nich gereie (Ach)
 Harzer Michel, sei nich blend. (Herzer)
 Ich hob Hinner un o Gänse (Hühner)
 Un mei Vater veeles Vieh (vieles)
 Grufse Uchsen, die han Schwenzge!
 Michel na, die mußte sieh.

Sochste mich beim Karmesstanze
 Mit än nauen Mieder stiehn,
 Mit dann grußen bunten Kranze
 Un mit Butthohns Meedchen giehn?
 Sochste nich die naue Scharze (neue Schürze)
 Un dann uffdressierten Kupp
 Un das uffgetreemne Harze
 Un wie buch stond mir dor Zupp?

Siehste nich die grufse Weese
 Wu de huchen Beeme stiehn?
 Olles olles is dor Liese
 Un o olles Hammelvieh.
 Och, ich koon schunn lange freie,
 Awer ich hoobs nich geton,
 Denn ich weeßer marre all dreie,
 Awer keener stund mor obn.

Michel fiehlste keene Lieve?
 De biste doch wuhl o kee Stuck!
 Sich nor oon die fetten Kiebe
 Un dann stulzen Zeechenbuck.
 Un ich bin dos eenzge Meedchen
 Olles, was te siebst, is meine
 Wie wuhl ich Dich wart zun pflache,
 Dummer Karl, do schloh doch ei.

Nauroths Hanne hot zwee Brieder
 Letztens koom dor Ältste här,
 Un su koom o Schulzens Frieder,
 Awer dar siecht wie e Bär
 Un mocht olle Tag drei Neesel,
 Wenn morrn siecht, hot er en Stich;
 Mochs nu wie te willt, du Esel.
 Willte over willte nich?

Michel!
 Jo, ich will, Du Harzens Liese,
 Awer eens muß ich Der sabn:
 Ich muß olle Sunntog Kließer

nen Ölfunzel bei der Nähmaschinenarbeit leuchten, mußte Heftfäden ziehen und Zwirn wickeln. Dazu mußte ich anfangs die Zwirnwinde bei einem alten Flickschneider im Sandgraben holen. Der Flickschneider war ein Original, kam wohl sehr selten noch auf die Straße. Er trug noch eine rote Weste und blauen Frack, beide besetzt mit blanken Messingknöpfen. Später kaufte ihm der Vater die Winde ab. Über zwei verstellbaren Walgen wurde der Zwirnsträhn gespannt und der Zwirn auf Rollen abgewickelt. Von einer solchen Rolle mußte ich dann auch für die Nähmaschinenschiffchen die kleinen Messingrollen füllen. Dazu gab es eine kleine eiserne Maschine. War in der (anderen) "Maschine" (Stubenofen mit Kochgelegenheit) kein Feuer, so schickte mich der Vater in die Schmiede, um das Bügeleisen glühend zu machen. Dann ging ich zu seinem Freunde, Körners Theodor, der die alte Schmiede neben der Apotheke hatte, später auf der anderen Seite der Apotheke am Bach das Haus des Tuchmachers (Meuschke?) kaufte und die Schmiede hierher verlegte. Hier sah ich, wie Hufeisen geschmiedet wurden und Reifen für den Wagen, wie Pferde und (was viel schwieriger war) Ochsen beschlagen wurden. Für die letzteren gab es ein eigenes Holzgerüst, in das sie eingespannt wurden. (Das Rittergut hatte für seine vielen Zuckerrübenfahren statt der Pferde Ochsen eingestellt - die Wege wurden dadurch noch schlechter.)

Bei Winklers oberhalb der Pfarre (er war Stellmacher, hatte aber daneben etwas Landwirtschaft), den Eltern der Frau Weineck, half ich in Hof und Feld. Da mußte Häcksel geschnitten werden oder Krautstrünke, die Kühe gefüttert, Kartoffeln mit ausgenommen (das Kartoffelfeuer mit den schönen Bratkartoffeln fehlte auch nicht), Klee eingefahren, ich allein mit zwei Kühen den Lobas' er Berg herunter. In den Ferien verdiente ich mir pro Tag fünfzig Pfennig mit Rüben ziehen auf den Rittergutsfeldern.

Mancherlei habe ich dabei gelernt, vor allem auch dadurch, daß ich durch Schulkameraden

*Un des Montogs Marratsch han,
Un 'en Dienstag horte Eier
Un 'en Mittwoch Sauerkraut,
Do bin ich nich lang Dei Freier
Un morr warn o ball getraut.*

*En Dannerstch do kochste Suppe
Un en Freitich Zwinwelbrieh.
Och, wie ward Dei Michel hubbe,
Liesel, na, dos warschte sieh.
Sunnobmd mochte Worscht un Butter,
Olle Obend dicken Motz, (Quark)
Boß nor uff, bei silchen Futter
Plotz! dor letzte Knupp vun Lotz!*

*Olle Gobr vier naue Loppen,
In de Karbe en fein Ruck, (Rock, Anzug)
Grüße Stimmeln, die racht toppen,
Un en langen Karbenruck.
Liese, harzensguter Karl,
Dos ward ene wobre Procht.
Su en uffgeklärten Michel
Hättste Dir wubl nich geducht.*

*Konnte mir dos olles halle
Liese, dos is meine Hand!
Denn ich kann dor nischt vorhalle,
Un e Monn, dar hot Verstand.
Un do spreng mor full de Konne,
Un ich drenke: Vivat buch!
Liesel leb' mit ibren Monne
Un ebr Monn mit Lieseln buch!*

Gelegenheit hatte, in alle möglichen Betriebe zu schauen. Und war kein Schulkamerad da, so freuten sich die Handwerker damals auch, wenn man Interesse für ihre Arbeit zeigte, zuschautte und fragte. Wo habe ich damals alles zugeschaut: In der Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, bei Stellmachern, Schmieden, Schlossern, Töpfern, Steinmetz, beim Böttcher, Korbflechter, in der Brauerei (wo ich öfter den süßen Kofent trinken durfte), Ziegelei, Schäferei, Gerberei, Seilere, Bäckerei, in der Mühle, im Kaufmannsladen, beim Zimmermann und Glaser, beim Kürschner und Photographen und beim Scherenschleifer. Beim Photographen hatte ich Unterricht im Zeichnen. *(Kofent ist eine Verballhornung des lateinischen Wortes Convent, war früher ein gebräuchlicher Begriff für ein klösterliches Dünnbier oder später für ein billiges Nachbier, das man (nach der Einführung der industriellen Herstellung von Rohrzucker in Deutschland aus Zuckerrüben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) aus der vergorenen Maische als "zweiten Aufguß" machte durch Zusatz von gewöhnlichem Zucker. Dann war es, vor der zweiten Gärung, süß und alkoholarm.)*

Daneben ging immer wieder das Spiel. In der alten Tenne hing die Kautsche (Schaukel), im Frühjahr wurde geschnollert (Spiel mit kleinen Tonkugeln) oder Anschlag gemacht (ein Stück Eisen, am liebsten ein Stück einer Messerklinge wurde an die Hauswand geworfen; der nächste mußte mit seiner Klinge die erstere zu decken versuchen). Gern trieben wir Radreifen. Glücklicherweise, wer auf dem Boden das Rad eines alten Spinnrades dazu fand. Im untersten der "langen Teiche", die von wundervollen alten Weiden umgeben sind (hierher verlegte und verlege ich die Geschichte vom Erlkönig), wurde gebadet. Im Winter wurde geschusselt (geschindert), am liebsten auf abgelaufenen Holzpantoffeln, auf der Käsehitsche oder dem Schlitten gefahren, Schlittschuh gelaufen. Ich lief meist auf dem Dorfteich hinter der Apotheke mit seinem wunderbar klaren, grünen Eis, der Teich mit hohen Erlen umgeben. Stolz war ich, daß ich unter meinesgleichen der einzige war, der ganz eiserne Schlittschuhe besaß. Mein Vater hatte sie zu Weihnachten durch Körners Theodor besorgen lassen.

Auch mein Schlitten galt als der Beste. Körners Theodor hatte in der Mitte der Kufen aus Birnbaumholz (*je*) einen eisernen Rundstab eingelegt. Die meisten Schlitten, wenn nicht alle, waren ohne Beschlag. War der Schnee fest, so fuhr mein Schlitten in der Hauptsache nur auf dem Rundstab. Die Winter in den siebziger Jahren waren streng und schneereich. Sie dauerten in der Regel, selten unterbrochen, von November bis Ende März. Einmal war in der Nacht soviel Schnee gefallen, daß wir nicht zur Haustür heraus konnten, ein ander Mal waren früh die eben aufgebauten Jahrmarktsbuden unten der Schneelast zusammengebrochen.

Der Jahrmarkt war immer festliche Zeit. Die Hauptsache war für mich die zwei Reitschulen, die neue, etwas größere, und die alte, beide auf dem Marktplatz vor der Apotheke stehend. Vorher wurden die Pferde neu angestrichen, Braune, Schwarze, Schimmel, Apfelschimmel. Schon der Geruch der Farbe des Lackes war für mich ein Genuß, der durch die Kunst des Malers erhöht wurde. Als Jahrmarktsgehalt erhielt ich vom Vater zehn Pfennig, die im Sommer in Kirschen, sonst in einem Brathering oder zwei Saucischen, die damals in Kayna ihren Einzug hielten, angelegt wurden. Aber das war für mich nicht die Hauptsache, vielmehr das, daß mein Vater für mich für die beiden schulfreien Tage auf der neuen Reitschule "überheet" (*überböht*) bezahlte. Preis fünfzig Pfennig. Dafür konnte ich also jede Fahrt mitmachen. Und ich habe das so ausgenutzt, daß ich Mittags nach einer Fahrt nach Hause ging und so schnell aß, daß ich zur nächsten Fahrt gerade noch zurecht kam. Meine Mutter kontrollierte vom Fenster aus öfters, ob sie mich sah. Wenn nicht, so wußte sie, daß ich "oben" war, das heißt mit drehen half. Dann holte sie mich schnell herunter.

Auch einen Seiltänzer habe ich gesehen. Das Seil war von der Apotheke bis gegenüber zum Schornsteinfegermeister Konrad gespannt, über den ganzen Platz hinweg. Beim Teichfischer mußte ich einmal ein oder zwei Liter kleine Backfische holen. Ich war noch klein, in einer Schüssel standen die Fische auf dem Fußboden der Stube; ich saß daneben, nahm einen Fisch

in die Hand, er sprang empor und mir durch den offenen Mund in den Magen. Ich glaube, der Mund stand mir darnach noch weiter offen.

Gern zeichnete ich Handschriften, zumal alte Zierschriften, nach. Auch die Liebesbriefe, die meine Schwester Ida erhielt, schrieb ich so nach, daß zuletzt, wenn ich wollte, meine Handschrift von der des zukünftigen Schwagers kaum zu unterscheiden war. Einmal hatte mir der Vater zu Weihnachten einen Laubsägekasten geschenkt, den ich fleißig benutzt habe, daneben wurden im Herbst Drachen gebaut und bemalt, Violine und Klavier geübt vom achten Jahre ab. Mein Lehrer war ein gewisser Späte, ein guter Violinspieler, der eine wundervolle alte Geige besaß, gern einen trank und zum Lehrer wenig taugte. Beim Kantor hatte ich zugleich mit seinen Söhnen Ernst und Martin und Doktors Ernst Extrarechenstunden. Hin und wieder las uns der Kantor aus einem Buche griechische und römische Sagen vor. Leider nahm ich an den Lateinstunden, die mein späterer Schwiegervater jenen gab, nicht teil. Ich weiß nicht, wie das kam. Mit Kantors Martin verband mich innige Freundschaft. Ich war viel mit ihm zusammen und habe oft mit ihm und seinem Bruder Ernst die Glocken geläutet, einmal Martin und ich allein alle drei Glocken, die nicht an Seilen gezogen, sondern getreten wurden. Einer übernahm die mittlere große Glocke, der andere die zwei Seitenglocken. Da hieß es schnell von einer zur anderen springen. Der Kantor gehörte damals noch zur "Geistlichkeit". Kantor Schröter war ein würdiger Herr. Bei Beerdigungen trug er noch die Scholaune (Scholena), das "Kantorläppche", wie man es auch nannte. Es hing wie eine Art dünnes schwarzes Handtuch vom Rücken herab, das Ende trug der Kantor über dem gebeugten Arm. Zu Neujahr ging er noch mit einer Anzahl guten Sängern aus der Schule von Haus zu Haus und sang mit ihnen Lieder, wofür er Eier, wohl auch Butter, Wurst et cetera oder Geld erhielt. Meine Eltern gaben wohl fünfzig Pfennig.

Zur Fastnachtszeit hatten einen Tag die Knaben, den anderen die Mädchen frei. Wir gingen dann - ich nur zu wenigen Bekannten - peitschen. Mit grünen Tannenzweigen schlugen die Knaben den weiblichen Personen, die Mädchen den männlichen auf die Hände und sprachen dazu: "Frische, frische grüne; ich will mir was verdiene". Dafür bekam man eine oder mehrere große Brezeln, oder auch etwas Geld. Manche brachten einen ganzen großen Kranz solcher Brezeln nach Hause, die sie an einem Bindfaden, über die Schulter getragen, aufgereiht hatten. Eine Erinnerung an altgermanische Zeit. Das frische Grün, der Lebenszweig, der Leben spenden soll (vergleiche auch der Christbaum). Ich durfte natürlich zu Körners, Weinecks, Schäfers und vor allem zu meinen Paten gehen, darunter Doktors Laura, die Tochter des Doktor Günther (ehem. Feldscherer). Die Mutter lag seit Jahren, obwohl völlig gesund, im Bett. Ich kenne sie nicht anders. Laura war eine etwas schmuddlige alte Jungfer. Einmal hat sie gesagt: "Ich bin kein solches Schwein, wie andere. Ich wechsle mein Hemd nicht nur zu Ostern und Weihnachten, sondern auch zu Pfingsten".

Anfangs der siebziger Jahre kamen die ersten Schweden-Streichhölzer nach Kayna. Auch der Vater hatte sich eine Schachtel für drei Pfennig gekauft. Sie wurden im Glasschrank aufbewahrt. Dort habe ich sie entdeckt und etwa drei heimlich angebrannt - sie rochen so gut. Der Vater hat es doch gemerkt, daß etliche fehlten.

Ein Festtag für Minna und mich war es, wenn Vater und Mutter zum Schmause gingen (etwa drei Mal im Jahre, geschäftshalber schon). Dann mußte Großmutter Bergmann bei uns bleiben. Mit ihr kam auch mein guter Schulfreund Bruno Bergmann. Dann wurde wohl Vaters Pfeife einmal probiert (der Vater merkte es immer) oder auch eine Zigarre aus Papier gedreht. Ehe wir zu Bett gingen, kam der Vater nachsehen und brachte uns je einen (ungefüllten) Pfannkuchen mit. Sonntag Nachmittag ging der Vater zweimal aus, in zwei verschiedene Lokale. Er trank nie mehr als zwei Glas sogenanntes "Erlanger", ein helles, leichtes Bier, das in Kayna neben dem Einfachen gebraut wurde. Das Einfache kostete pro halbem Liter acht

Pfennig, das Erlanger zehn Pfennig. Sonnabends wurde zeitiger, als sonst, mit der Arbeit Schluß gemacht. Wir Kinder mußten den Platz vor dem Hause kehren, was allgemein geschah. Dann saßen, während wir Kinder noch spielten, die Älteren auf Bank und Stuhl vor den Häusern, oft zusammen mit Nachbarn, und unterhielten sich. Vom Oberdorf her aber kam oft der Kantor vom Nachbardorfe Lobas, seine lange Pfeife rauchend, um im weißen Roß einen Abendschoppen zu trinken. Wundervoll waren die Winterabende und Nächte mit dem funkelnden Sternenhimmel und dem wie Diamanten funkelnden Schnee. Traulich die Abende vor Weihnachten, wenn Minna zu Bett war und die Mutter die Puppen neu einkleidete, Vater und ich Nüsse vergoldeten und versilberten. Der Christbaum, eine Fichte von etwa dreiviertel Meter Höhe wurde an die Decke an einen Nagelbohrer gehängt und mit Wachsstocklichtern, später mit bunten, gerieften Paraffinkerzen, Nüssen, Äpfeln und billigem Baumbehang geziert. Lametta gab es noch nicht. An Weihnachtsgaben erhielten wir Kinder wenig, Strümpfe, Handschuhe, Müffchen (*etwa 10 cm lange, gestrickte Röhrchen aus Wolle, die die Handgelenke wärmten*), einen Shawl (*Schal*), einige Nüsse und Äpfel. Minna Puppen, auch einmal eine Puppenstube, ich einmal Schlittschuhe, einmal den Laubsägekasten und einmal eine Armbrust und einen hölzernen Stern, den ich mit Schulkameraden im sogenannten Kieferngraben in der Sandgrube abgeschossen habe.

Noch erinnere ich mich an Emmas und Idas Hochzeiten; letztere wurde gleichzeitig mit der silbernen Hochzeit der Eltern gefeiert. Vaters Freund und Skatgenosse, der Barbier Kluge, hatte ein Transparent gefertigt, das über der Tür angebracht wurde. Vor den Hochzeiten kamen befreundete Frauen, um der Mutter bei einer Tasse Kaffee die Federn schleifen zu helfen. Da ging es lebhaft zu. Damals war es in Kayna noch Sitte, daß der Bräutigam beim Rückweg aus der Kirche den Kindern, die sich dem Brautpaar in den Weg stellten, kleine Münzen hinwerfen mußte, damit sie den Weg frei gaben. Bei trockenem Wetter war das ganz schön, weniger, wenn die Wege ein Schlammbett waren.

Einmal war ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch. Von den Höhen strömte das Wasser und bald war das ganze Tal, Wiesen, Teiche, Marktplatz ein See. Auf der Dorfstraße fanden wir, als das Wasser sich verlaufen hatte, viele tote Karpfen und andere Fische.

Auch auf ein Erdbeben besinne ich mich lebhaft. Ich spielte vor dem Hause Schnellerkugeln und wurde plötzlich in die Luft gehoben. Als ich hinauf zum Vater lief (die Mutter war nicht zu Hause) sagte er, im Glasschrank seien die Tassen, Gläser et cetera in die Höhe gehupft. Einmal wurden am Spätabend alle Bewohner Kaynas aus den Häusern gejagt. Der Himmel war glutrot. Ein Feuer konnte es nicht sein, da der ganze Himmel in Glut getaucht war. Die Welt geht unter, hieß es zuerst allgemein. Als aber die Welt gar nicht untergehen wollte, einigte man sich auf Krieg. (es war im Kriege 1870/71 im Winter? oder kurz vor dem Kriege 70/71.) Es war ein wundervolles Nordlicht, wie ich es, ganz anders, aber auch wunderbar, auf Afra etwa 1883 noch einmal erlebt habe. 1883 war die Lage zwischen Deutschland und Frankreich ziemlich gespannt und blieb es noch längere Zeit (Boulanger!) (*der französische General und Politiker Georges Boulanger, 1837-91, war als "General Revanche" in Frankreich nach 1871 sehr populär, er war 1886-87 sogar Kriegsminister*), nach dem ersten Nordlicht gab es wirklich Krieg: 1870-71. Ich besinne mich noch, mit welcher fieberhaften Erwartung und Begeisterung der Depeschentbote begrüßt wurde und wie bald die Leierkastenmänner die Wacht am Rhein und andere Kriegs- und Vaterlandslieder erklingen ließen. Am Siegesfest erstrahlten alle Fenster in hellem Licht. In ausgehöhlte Kartoffeln wurden die Kerzen gesteckt. Auch einen Umzug gab es am Abend. Die Kinder trugen bunte Papierlaternen. Ich mußte wieder etwas Besonders haben, nämlich eine kugelfunde Laterne. Nach dem Kriege wurde auch das Turnen eingeführt und ein Turnplatz mit Reck und Barren in der Höhe hinter Reichardts (Nähe des Bahnhofs) eingerichtet. Unser guter Kantor konnte uns natürlich wenig beibringen, dafür exerzierte der Gendarm Kroll mit uns Jungen (Mädchen hatten kein Turnen). Wir schafften uns dazu Holzflin-

ten an. Ich hatte wieder etwas Extraes, nicht Blech-, sondern Kupferbeschlag.

Von Krankheiten blieb die Familie in der Hauptsache verschont. Meine Mutter hatte vor meiner Zeit die schwarzen Blattern, die aber keine Narben hinterlassen haben. Eine kleine Hausapotheke durfte nicht fehlen. Regelmäßig kam aus Thüringen der "Königshusar" und bot seine dünnen braunen Fläschchen an. Die Mutter heilte alles mit Nux vomica (*Brechnuß, enthält das Alkaloid Strychnin*), Pulsatilla (*Küchenschelle oder Kubschelle, ein stark giftiges Habnenfußgewächs*), Hoffmannstropfen (Äther) (*Anregungsmittel, auch Ätherweingeist genannt, ein Gemisch aus drei Teilen Ethanol und einem Teil Diethylether*) und Pain expeller, welch letzteren Vater nicht zum Einreiben nahm, sondern "der Einfachheit halber" gleich trank.

Die Messe besuchte der Vater öfter, um Stoffe einzukaufen (später kam auch regelmäßig ein Reisender aus Leipzig). Er ging ganz früh bis Kieritzsch (*21 km Luftlinie bis zum Bahnhof*), fuhr von da mit der Bahn nach Leipzig und kehrte am gleichen Tage auf gleichem Wege zurück, nicht ohne zwei schwere Stück Tuch mit heimzuschleppen. Uns Kindern brachte er Leipziger Pflastersteine mit. Ich weiß nicht, ob der Vater damals schon an einem Bruch litt, den er sich beim Heben einer schweren Last zugezogen. So lange ich mich besinne, trug er ein Bruchband.

Zu irgendwelchen Vermögen hat es mein Vater trotz aller Sparsamkeit und unbeschreiblichem Fleiß nicht gebracht. Er hätte es vielleicht gekonnt, wenn er mehr Unternehmungslust gehabt und sein Geschäft vergrößert hätte. Er ließ sich zudem seine Arbeit sehr schlecht bezahlen. Als ich älter war, mußte ich öfters die Rechnungen schreiben. Daß er bei einer Reparatur das vier- und fünffache dessen geleistet hatte, als gefordert war, war für ihn kein Grund, mehr zu verlangen. "Das weiß doch der Kunde gar nicht" sagte er und verlangte fünfzig Pfennig. Ich schreibe fünfundsiebzig Pfennig, sagte ich. Da widersprach er, gab aber dann lachend zu. Für einen Anzug nahm er zwölf Mark, sechs Mark für die Weste, drei Mark für die Hose. Er brachte aber drei Anzüge in einer Woche mit Hilfe der Mutter fertig.

Mein stiller Wunsch war, einmal Lehrer zu werden. Ich wagte es nicht zu sagen, bis einmal der Vater frug. Es folgte eine Beratung mit Freund Barbier Kluge. Der Vater fürchtete die finanzielle Belastung. Er wußte nicht, daß damals der Staat in den Seminaren eigentlich die ganze Ausbildung bezahlte. Schade - oder gut? - daß der Vater niemals Gelegenheit nahm, mit dem Kantor (Ernst und Martin wurden auch Lehrer) oder dem Pastor zu sprechen. Sonst wäre wohl meine Lehrerlaufbahn ausgemachte Sache gewesen. Freund Kluge redete wacker zu: Es wird schon gehen. Aber niemand kümmerte sich darum, was nun geschehen müsse. Mein Schwager Hermann Simon, der meine Schwester Ida am 09. Februar 1877 heiratete, schug vor, mich Ostern nach Riesa zu sich zu nehmen. Ich könne dort die Selektta (eine Art Bürgerschule mit Französisch und Wahlfach Latein) besuchen. Wie lange? Und was dann? Niemand kümmerte sich darum. So kam ich Ostern 1877 nach Riesa.

II.

Riesa. Meißen.

Ich wurde (1877) in der Schule zu Riesa etwa an zwanzigster Stelle eingereiht. Am lateinischen Unterricht nahm ich leider nicht teil. Mein Klassenlehrer Krause hatte mich bald ins Herz geschlossen. Die Rechenaufgaben korrigierte er nach meinem Heft. Einmal hatte ich doch einen Fehler gemacht. Mitten im Jahr versetzte er mich während einer Stunde an den zweiten Platz und Ostern wurde ich als Erster der Quinta versetzt. Die Religion machte mir keine Schwie-

rigkeit. Ich kannte sämtliche biblischen Geschichten, achtzig Kirchenlieder, die Hauptstücke, Beichte et cetera. und eine Unmenge Sprüche auswendig. Ein gutes Gedächtnis stand mir zu Gebote. Märchen, die ich zwei Mal gelesen, konnte ich Wort für Wort auswendig hersagen. Im Französischen habe ich nur die Eins gehabt bis auf eine Eins b (ich hatte "les officier" geschrieben, also ein "s" vergessen). Die Lektionen des Ploetz, die wir im Lauf des Jahres durchgenommen, wußte ich so auswendig, daß ich alle Vokabeln und Sätze genau nach ihrer Reihenfolge hätte niederschreiben können.

Wir wohnten Parterre bei Stellmacher Rathmann im Haus auf der Hauptstraße. Eine Treppe (*also im ersten Obergeschoß*) wohnte ein Zugführer, der drei Pensionäre (*Untermieter*) hatte, zwei in meinem Alter und eine ältere. Zwei davon waren Brüder, Standfuß mit Namen. Mit dem älteren schlief ich zusammen auf dem Boden. An schönen Herbstabenden saßen wir vier mit Schwager Hermann zusammen gern auf den Bretterstößen im Garten unter den Pflaumbäumen und ließen uns vom Schwager die Sternbilder erklären, was unseren guten Hauswirt bald zu der Bemerkung veranlaßte, daß Astronomie sicher etwas ganz Gutes sei, seine Pflaumen wolle er aber lieber selbst abnehmen. Schlimmer konnte eine andere Geschichte ausgehen. Eines Sonntags machte das Ehepaar über uns mit seinem drei Pensionären und mir einen Ausflug über Land. Ich hatte von meinem Schwager ein Stück Zündschnur und einige große, mit weißem Pulver gefüllte Zündhütchen geklaut. Mein Schwager war nämlich bei der Sprengung der 1876 eingestürzten Riesaer Elbbrücke Materialverwalter und hatte auf gegebenes Signal hin auch die Sprengung auf elektrischem Wege zu besorgen. (Ich habe bei einem Besuch in Riesa auch einmal auf den Knopf drücken dürfen und sieben Zentner Dynamit in die Luft gesprengt (*also 350 kg*)). Schwager Hermann hatte bei einem Besuch in Kayna solch ein Stück Zündschnur mit Zündhütchen in einem Tümpel beim Pfarrholz geworfen. Das gab einen tüchtigen Knall und eine hohe Wassersäule. Das wollte ich nachmachen. Und es gelang trefflich. Wir Jungen waren natürlich den Alten voraus. Also noch einmal, diesmal auf dem Trockenen. Die Zündschnur brannte langsam, uns dauerte es zu lange und wir glaubten, das Feuer wäre erloschen. Als wir etwas näher gingen, gab es einen furchtbaren Krach und wir waren zunächst in der Tat wie auf den Mund geschlagen. Bald merkten wir, daß der und jener hier und da etwas blutete und daß auch die Kleider einige kleine Risse aufwiesen. Wir fanden auch in der Haut kleine Kupfersplitter, die wir herauszogen. Den Pensionsealtern gegenüber spielten wir die Harmlosen: Frösche und dergleichen Feuerwerk. Nach einigen Tagen zeigte mir mein Schlafgenosse Standfuß, als wir zu Bett gingen, seinen rechten Oberschenkel und dort eine Wunde von mindestens drei Zentimeter Durchmesser, grün und blau angelaufen. Das Richtige wäre wohl gewesen, schleunigst zum Arzt zu gehen. Aber mein Standfuß nahm kurzerhand sein Taschenmesser (ob hygienisch einwandfrei?) und schnitt, ohne zu zucken, die ganze Geschichte heraus. Und ihm war geholfen; mir auch. Wenn ich mich recht besinne, stak in der Wunde noch ein Kupfersplitter, der leicht zu einer Blutvergiftung hätte führen können. Tapferer Eduard Standfuß!

Kurz vor Ostern (*1878?*) entschloß sich mein Schwager nach Cölln bei Meißen zu ziehen, um dort einen Seifenhandel anzufangen. Er hatte einen kleinen Laden am Bahnhof gemietet, das Ladengeschäft sollte Ida besorgen, er wollte über Land zu Bauern et cetera gehen. Das Geld lieb der Junggeselle Adolf (den Familiennamen weiß ich nicht), ein Original, der seitdem den Haushalt als eine Art Markthelfer, Kindermädchen et cetera teilte. So mußte ich Riesa verlassen und mit nach Meißen ziehen. Niemand frug, was nun eigentlich mit meiner Lehrerlaufbahn werden sollte. Ich sollte die Realschule in Meißen besuchen. Für etwa sechs Wochen waren aber Simons noch in Riesa. So wanderten Hermann und ich nach Ostern eines Tages früh nach drei Uhr von Riesa nach Meißen zur Aufnahmeprüfung (*Luftlinie reichlich 20 km*). Die Alleebäume und der Weg darunter waren besät mit Maikäfern. Ich bestand gut und man erklärte, daß ich ohne weiteres eine Klasse überspringen könnte, da das Französische in Meißen erst in Quinta begann, ich also das Quintapensum schon in Riesa gehabt hätte, und glänzend absol-

viert hätte. Aber Latein und Rechnen. Ich war zu schüchtern, zu sagen, daß ich im Rechnen Dank meiner Nachhilfestunden bei unserem Kantor mindestens zwei Klassen weiter war. Blieb nur Latein. Auch da konnte ich sagen, daß ich in Riesa in letzter Zeit bei einem Kollegen meines Schwagers und die letzten Wochen bei dem Lateinlehrer (zuzüglich mein Französisch-Lehrer) Lateinunterricht genossen hatte und so nicht ganz ohne Kenntnisse war. Ich sagte nichts und kam in die Quinta. Das war dumm und doch vielleicht gut so. Ich wurde als Letzter eingesetzt, eigentlich ein Widerspruch, wo ich eine Klasse beinahe übersprungen hätte. Michaelis wurde ich Zweiter und wäre Ostern ganz sicher wieder Erster geworden. Da fiel es einem meiner Lehrer, Dr. Schmidt geheißten, ein, mir einzureden, ich müßte studieren. Er war Arione (*eine Studentische Verbindung. Arion von Lesbos war ein altgriechischer Lyriker und Sänger um 600 vor Christus, der die kultischen Gesänge zu Ehren des Dionysos zu kunstvollen Chorliedern machte*) und hatte mich singen hören. Und da ich damals eine ausgezeichnete, hohe Singstimme hatte, wollte er mich als Alumnus (*Internatsschüler*) in der Kreuzschule zu Dresden, wenn möglich, unterbringen. Auf alle Fälle müßte ich Ostern ins Progymnasium. Also los ins Progymnasium. Das gab eine neue Schwierigkeit. Bei dem ganz mangelhaften Nachunterricht im Latein konnte ich mir die Sicherheit in den Anfangsgründen nicht so zu eigen machen, wie es wünschenswert war. Ich mußte ja ein ganzes Jahr nachholen. Dazu kam das Griechisch, das auf dem Progymnasium in Meißen schon Michaelis in Quinta begann, wohl um den nach Besuch der Quarta (die Klasse, in der eigentlich das Griechisch anfang) Abgehenden die Aufnahmeprüfung in der Fürstenschule zu erleichtern. Also mußte ich noch ein halbes Jahr Griechisch nachholen. Wieder mangelhafte Privatstunden. Es durfte doch so gut wie nichts kosten.

In der Quarta des Progymnasiums war ich Siebenter (1879). Mit dem Latein ging es so halbwegs, im Griechischen haperte es. Immerhin konnte ich einem Aufnahmeexamen nach Afrika ruhig entgegensehen. Übrigens habe ich mein Lebtage vor dem Examen nie Angst gehabt. Examenstage waren mir Festtage. Die freie Zeit wurde fleißig zu Ausflügen in die Umgebung Meißen benutzt. Ich war glücklich (*gewesen*), als ich in Riesa den ersten Fels in meinem Leben sah, den einige Meter hohen Katzenstein unterhalb der Elbbrücke. Und nun Meißen! Kayna liegt schön im welligen Vorlande Thüringens, aber es hat keine Felsen. Auf den Korbitzer Schanzen (*Korbitz ist heute ein Ortsteil von Meißen*) und in den waldigen, buschigen Abhängen spielten wir Indianer; wir durchstöberten die verlassene, damals noch ziemlich gut erhaltene Villa auf der römischen Bosel (*in Meißen, Richtung Spaar, rechte Elbeseite*), sahen im Torweg des Schlosses Scharfenberg (*links der Elbe, 6 km oberhalb Meißen*) mit heimlichem Grauen die Totenschädel, Ringe und Ketten aus dem alten Burgverlies und wanderten gern am murmelnden Bach durch die Bockwener Telle (Buckedelzche im Volksmund) (*zwischen Scharfenberg und Meißen*) oder von der Rehbockschänke den herrlichen Grund aufwärts beziehungsweise direkt empor nach dem unheimlichen Totenhäuschen von Batzdorf. Hin und wieder mußte ich im Geschäft helfen, das inzwischen durch den Nebenladen (Kolonialwaren) vergrößert war.

Unser Faktotum Adolf hauste in dem grossen, trockenen Keller. Vorgebaut unter einer Veranda, dem Garten und der Elbe zu, lag mein Schlafzimmer. So kam ich viel mit Adolf zusammen. Er musste alles probieren und kostete darum auch das Petroleum. Jedes Stück Leder, das er auf der Straße fand, hob er auf und nagelte es auf seine Stiefelsohle.

Auf einem Brett an der Wand standen etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Paar Stiefel in allen Größen. Die meisten hatte er nie angezogen. Einmal kaufte er sich eine neue Hose. Er zertrennte sie, um nach diesem Schnitt sich weitere Hosen selbst zu fertigen. Einen selbstgefertigten Anzug aus grober Leinwand strich er mit grüner Ölfarbe an (was irgendwie anzustreichen ging, strich er mit grüner Ölfarbe an, die er immer hatte), hellgrün. Den Laubfrosch nannten ihn die Leute. So fuhr er meiner Schwester (*Ida verb. Simon*) Kind, die kleine Liesel (*Elisabeth Simon, geb. 27. Feb. 1880, gest. 04. Juli 1884 durch Ertrinken in der Elbe beim Spielen*), später im Kinderwagen aus, wie früher den Bruder Georg (*Simon, geb. 07. Nov. 1877*), redete aber

immer von dem Liesel, als ob es ein Junge wäre. "Ich kann mir doch nicht merken," sagte er einmal, "daß der ein Mädels ist". Als er noch für sich war, bereitete er sich die Klöße in der Waschschüssel. Er besaß damals noch etwa zehntausend Stück Zigarren, die er früher selbst gewickelt hatte. Einige davon hatte er, um den Geruch zu verfeinern, mit Eau de Cologne getränkt. Das waren nun die richtigen Räucherkerzen, die das ganze Haus vom Keller bis zum Boden durchstänkerten. Ich mußte die Sorte auch probieren, legte auch einige Zigarren in Kölnisch Wasser und - damals kamen die gepreßten Zigarren auf - preßte sie zwischen Ziegelsteinen glatt. Mehr wie eine habe ich kaum geraucht.

Einmal hörten wir Jungen, daß man in dem kleinen Garten am Lutherplatz, nahe der Friedhofsmauer, zwei Massengräber entdeckt habe. Sie rührten sicher aus der Napoleonischen Zeit her. Das "rote Gut" gegenüber war damals Lazarett gewesen. Niemand sollte die ausgeworfenen Knochen berühren, bis der Dr. Pause sie besichtigt hätte. Was fragten wir danach? Zur Mittagspause war keine Aufsicht da. Also, hin! Ich hatte vor Totenschädeln und dergleichen immer Angst gehabt. Jetzt wollte ich eine Parforce-Kur machen. Die zwei schönsten Schädel, den einen mit Bajonettstich, suchte ich mir aus, packte sie ins Taschentuch, brach anderen Schädeln noch fünfzehn bis zwanzig Zähne aus und versteckte die Schädel, um das Gruseln zu verlernen, unter meinem Bett. Die Zähne trug ich in der Rocktasche. Sie sind nach und nach verloren gegangen. Nach einiger Zeit waren auch die Schädel verschwunden. Meine Schwester hatte sie, völlig ahnungslos, gesehen, war natürlich nicht schlecht erschrocken und hatte Adolf beauftragt, sie bei Nacht den Fluten der Elbe anzuvertrauen.

Zur Aufnahme in die Fürstenschule (*St. Afra; Afra soll eine Dirne gewesen sein und nach ihrer Bekehrung um 304 als Märtyrerin verbrannt worden sein. Die Fürstenschule wurde 1543 gegründet.*) hatten sich einhundertunddreißig gemeldet, fünfundsiebzig wurden vom Ministerium zugelassen, für die Untertertia kamen davon etwa dreißig in Frage (vier Sitzengebliebene kamen dazu). Rektor in Afra war Dr. Hermann Peter, der "Schramml", der Sohn des früheren Rektors von (06628) Schulpforte (*bei Naumburg, Ortsteil von Bad Kösen, früher Schulpforta, ehemaliges Zisterzienserkloster Pforta, 1137-1540, wurde 1543 als protestantische Landesschule St. Marien eine der drei "Fürstenschulen" des Kurfürsten Moritz von Sachsen, 1521-1553, eine berühmte humanistische Internatsschule, in der unter anderen Friedrich Gottlieb Klopstock, Leopold von Ranke (1795-1886) und Friedrich Wilhelm Nietzsche (von 1858 bis 1864) Schüler waren. Die dritte Fürstenschule war in St. Augustin in Grimma, dort war der spätere Schwiegervater von Max Schmiedel, Heinrich Trübnerbach, als Schüler gewesen. An St. Afra in Meissen hatte sich u.a. Gotthold Ephraim Lessing, 1729 - 1781, als Schüler 1741-46 auf das Studium in Leipzig vorbereitet. August Hermann Kreyssig hat das Buch herausgegeben „Afraner Album, Verzeichnis sämtlicher Schüler der Königlichen Landesschule zu Meissen von 1543 bis 1875, 8422 an der Zahl“.*). Unter ihm hat Afra eine seiner größten Blütezeiten erlebt. Aber sonderbar, er, ein Preuße von Geburt, konnte wahrscheinlich die Preußen nicht leiden⁹. Seinem Gutachten zufolge wurde ich als Preuße und ein anderer, Höpfner, dessen Eltern auch in Cölln lebten, nicht zugelassen, obwohl beider Eltern sich in Sachsen naturalisieren lassen wollten, was Voraussetzung für die Aufnahme war. Was nun tun? Mein Schwager reiste nach Dresden und erzählte die Sache seiner Schwester Laura, welche Stubenmädchen bei einem Regierungsrat im Kultusministerium war (von Seidewitz). Die Sache machen wir, sagte Laura, und tückschte (*oder dickschte; also zeigte*

9.) Eine solche Haltung, durch die kriegerische Vergangenheit wohl begründet, wird nett illustriert durch dieses kleine Gedicht von dem Schlesier Paul Keller (1872-1932):

Warum ist denn de Elbe
Bei Dresden so gelbe?
Se schämt sich ze Schande,
Se muß aus'm Lande,
Aus'm Lande so scheene,
So niedlich und kleene;
Denn glei hinter Meissen,
Pfiu Spinne, kommt Preißen!

durch ihr Benehmen, daß sie verärgert war) mit dem Regierungsrat, bis der schließlich frug, was sie eigentlich gegen ihn habe? Ja, sagte Laura, wenn das so im Kultusministerium zugehe, dann brauche sie auch mit dem Regierungsrat nicht zu reden. Da wurden wir beide zugelassen und aufgenommen. Beide zunächst als Extraner, das heißt zu Hause wohnend.

Meine Eltern zogen Michaelis nach *(Meißen-)Cölln*, Dresdener Straße. Gewiß ein schwerer Entschluß für meinen Vater, der nun ohne Kundschaft war und schon über die Fünfzig. Es ist gegangen, aber im Anfang waren doch schwere Zeiten. Der Vater arbeitete in der Hauptsache Hosen für ein größeres Schneidergeschäft. Er erhielt für die Hose eine Mark fünfzig, wobei er selbst den Zwirn beschaffen mußte *(weiter oben schreibt Max, daß sein Vater in Kayna drei Mark für eine Hose bekam; das war ein schlimmer Rückgang des Preises infolge des Umzugs zugunsten seines Sohnes!)*.

Weihnachten erhielt ich eine halbe und Ostern darauf eine ganze Freistelle und alle sechs Jahre Schulgeldermäßigung zur Hälfte. So zog ich nach Weihnachten in Afra selbst ein.

In der Untertertia wurde ich als Neunzehnter unter fünfunddreißig aufgenommen, beim Abgang waren wir noch siebzehn. Alle halben Jahre wurde ich trotz der Sitzengebliebenen, die an dritter Stelle et cetera eingereiht wurden, höher hinauf versetzt bis Obersekunda. Da hörte dann das Versetzen auf. Als einer der Ersten verließ ich Ostern 1886 die Schule. Wir sechs Ersten waren in unserer Leistung etwa gleich. Peter aber hat mir seine Abneigung bis zuletzt wacker bewahrt. Dennoch!

Noch herrschte in Afra die alte klösterliche Einfachheit. Die Wohnräume waren ebenso kahl und nüchtern wie der ganze Neubau, der das Bild Meißens verschandelt. Irgendeinen Schmuck, ein Bild oder dergleichen anzubringen, war verboten. Es gab zehn Stuben mit je dreizehn Mann, je sechs an einem Tisch. Der Stubenälteste und Tischobere von Tisch eins hatte je einen besonderen Tisch. Der erste Oberprimaner herrschte in Stube eins, der zweite in Stube zwei et cetera. die Stühle waren klobig, schwer, die Beleuchtung geschah durch offene Gasbreitbrenner, die Luftheizung war mangelhaft. Jeder Alumnus *(Schüler in einem Alumnat; ein Alumnat ist eine Ausbildungsstätte mit Schülerheim, also eine Internatsschule)* hatte seinen Schrank, oben Regale für Bücher, unten Kommodenkästen für Wäsche. Neben jeder Stube befand sich die sogenannte Garderobe. Auch hier hatte jeder seinen Schrank, oben für Kleider, unten für Stiefel und Schuhe. Die Schlafsäle waren hygienisch zu klein, die Waschräume gut. Die Baderäume im Keller waren ungenügend, man kam selten zum Baden dran.

Jeder Tisch bildete gleichsam eine Familie. Der Tischobere wählte sich eine "Frau". Er war der "Mann". Die "Frau" war in der Regel ein Unterprimaner oder auch ein überzähliger Oberprimaner. Ich lebte in Bigamie, hatte als eigentliche Frau den Unterprimaner Adler (Döbeln), daneben den Oberprimaner Roitzsch. Ein Obersekundaner war die Gouvernante, die anderen aus den unteren Klassen die Kinder. Ober- und Untertertianer erhielten zu bestimmten Zeiten lateinischen Unterricht durch den Tischoberen. Der Untertertianer hatte den Tisch in Ordnung zu halten. Dazu mußte er sich einen Besen anschaffen. Auch ein Wasserglas oder zwei mußte er haben, falls die Primaner ein Glas Wasser wünschten. Solche Dienstleistungen nannte man "perzen" (frz. percer). Der Untertertianer hieß Novex (Neuling), der Obertertianer Sauschwanz. Die Untersekundaner hatten keinen Namen und wurden sehr in Ruhe gelassen, während man den "Herren", den Obersekundanern, gern noch mal eins auswischte.

War der Stubenälteste für die Ordnung und Ruhe in der Stube verantwortlich, so für das Ganze der Hausinspektor. Neben ihm fungierte im Zwinger (dem Garten) und Hof der Zwingerinspektor, in den drei Schlafsälen der Schlafsaalinspektor und im Cönakel (Speisesaal) der Gläserinspektor. Die ersten zwölf Oberprimaner waren Inspektoren; sie wechselten wochenweise in den Ämtern sich ab.

An der Spitze stand der Hebdomadar (*von lat. hebdomada = Woche*), ein Lehrer, der, abwechselnd mit den anderen, eine Woche lang das Inspektionszimmer bezog und auch in der Schule schlief. Er wurde zum Gange nach dem Betsaal, wo er Morgen- und Abendandacht zu halten hatte, von seinem Famulus (ich war Famulus bei Professor Fleischer) abgeholt und begleitet.

Die Primaner hatten Strafrecht gegenüber den Unteren, Obersekundaner nur durch Vermittlung eines Primaners. Auch Obersekundaner konnten eine Rüge erhalten. Nur wurde hier in Anwesenheit der Unteren der Name nicht genannt, sondern dafür gesagt: Hm, hm, "man" mag sich zusammenehmen oder: Man soll sich eine Rüge geben lassen. Der Gerügte mußte sich zum Hausinspektor begeben und dort die Rüge eintragen lassen. Schwerer wog ein "Vernakel". Das war eine Rüge plus Strafarbeit (ein lateinisches oder griechisches Stück auswendig lernen) (*Vernaculus war ein Haussklave im alten Rom, der als Schreiblehrer diente*). Das Kollegium der zwölf Inspektoren hatte Strafgewalt auch über Unterprimaner und unter Umständen selbst über Oberprimaner. Wer in einer Woche mindestens drei Rügen oder Vernakel hatte, kam Sonnabends vor das Lehrerkollegium, die Synode, und verlor allein damit in der Regel die Eins im Betragen. Die Lehrer bestrafte ihrerseits durch Eintrag, Cazieren (Entziehung des Mittagessens, außer Suppe und Brot) und Karzer von ein bis sechs Stunden. So war die Eins im Betragen und zugleich die Eins im Fleiß eine Seltenheit (ich habe sie immer gehabt, einmal nur Eins b und Eins). Das aber wirkte sich auf die Freizeit aus. Wer Eins im Betragen und Fleiß hatte, durfte im Semester dreimal je zwei Stunden allein in die Stadt, wer eine Eins und eine Eins b hatte, nur zweimal je zwei Stunden, wer eine Eins b und eine Eins b hatte, einmal.

Die Inspektoren bekamen für jede Dienstwoche zwei Stunden frei. Die Schüler, die in Meißen bei ihren Eltern wohnten, durften jeden Sonntag auf jedesmaligen besonderen Antrag hin von elf bis ein Uhr nach Hause, alle vierzehn Tage von elf bis eins und drei bis acht, später durchgehend von elf bis acht Uhr. Mittwoch und Sonntag war von drei bis fünf gemeinsamer Spaziergang mit dem Hebdomadar. Auf besonderen Antrag konnte auch ein ganzer Tisch zum Beispiel von den Eltern eines der Schüler oder einer Meißner Familie Sonntag Nachmittag ausgebeten werden. Die Tageseinteilung war auf die Minute, ja Sekunde, festgelegt. Im Sommer wurde um fünf Uhr, im Winter halb sechs aufgestanden; viertel zehn Uhr abends nach der Abendandacht gingen die drei unteren Klassen zu Bett, die drei oberen um zehn Uhr. Nach der Minute mußte das Verlassen des Schlafsaales (drei Minuten) und das Waschen im anstoßenden Waschsaal beendet sein. Alle hatten Schlafröcke, die beim Zubettgehen angelegt wurden (die oberen drei Klassen durften sie auch von viertel zehn bis zehn Uhr abends schon tragen). Rock, Weste und Vorhemdchen mit Kragen und Kravatte blieben bei Nacht in der Studierstube. Es folgte das erste Frühstück und die Morgenandacht. Zum Frühstück gab es einen Topf schwarzen oder weißen leichten Kaffee oder Milch nach Wahl (die Wahl galt für mindestens ein Semester) mit trockener Semmel. Zum zweiten Frühstück und nachmittags gab es je zwei sogenannte "Schuster" (Dreierbrote) mit Butterauflage (*Dreierbrötchen sollen vor Zeiten drei Pfennig das Stück gekostet haben, daher der Name*).

Nach dem Frühstück war für eine Dreiviertelstunde Studieren angesetzt, dann eine halbe Stunde Aufenthalt im Freien. Von sieben bis zwölf Uhr Unterricht, bisweilen bis ein Uhr. Zwölf bis ein Uhr Aufenthalt im Zwinger, ein Uhr Mittagessen, dann bis zwei Uhr Aufenthalt im Zwinger; zwei bis vier Uhr außer Mittwoch und Sonnabend Unterricht, zweimal vier bis fünf Uhr Turnen, sonst Aufenthalt im Zwinger; fünf bis sieben Uhr Studieren; sieben Uhr Abendbrot, bis acht Uhr Aufenthalt im Hof; acht bis neun Uhr sogenannte Selbstbeschäftigung (hier konnten Briefe oder Tagebücher geschrieben oder Klassiker gelesen werden, Bibliotheksbücher et cetera), auch nach Einholen der Erlaubnis Schach gespielt werden. Das Lesen deutscher Klassiker während der Studierstunde war nur gestattet, wenn der Unterrichtsplan es verlangte). Sonnabend Nachmittag war von zwei bis vier und von fünf bis sieben Studieren.

Neun Uhr Abendandacht; viertel zehn bis zehn Uhr Studieren. Auch sonntags, wo etwas später aufgestanden wurde, gab es Studieren, soweit nicht Kirchengang und Spaziergang das verhinderten.

Von Zeit zu Zeit waren Studiertage eingelegt, an denen jeder Unterricht ausfiel. Wir mußten zum Beispiel an solchen Tagen je nach Begabung zwölfhundert bis zweitausend und mehr griechische Verszeilen aus Homer oder anderen Dichtern übersetzen, ein Wörterbuch aus unbekanntem Wörtern anlegen und die Übersetzung in einem lateinischen Excerpt (*ein Auszug bzw. eine Inhaltsangabe*) von etwa zehn bis fünfzehn Seiten niederlegen. Später wurde in der Klasse kontrolliert. Peter kontrollierte einmal bei uns in Oberprima nach ein paar Monaten - ohne jeden Erfolg natürlich. Er nahm an, daß wir auch die bekanntesten Stellen aus Sophokles auswendig gelernt hätten.

Wir wurden nach Möglichkeit abgehärtet. Mütze und Mantel durften nur bei Ausgang getragen werden. Schnee und Regen waren kein Grund, Zwinger und Hof in der Freizeit zu meiden. Das konnten sich nur die Primaner leisten. Dazu war unser Anzug auch im Winter gewöhnlich mehr als sommerlich. Ich weiß nicht, ob jemand Unterhosen trug. Die meisten hatten dünne Strümpfe an und sehr oft auch im Winter den ganzen Tag den ganz dünnen, baumwollenen Turnanzug aus blaugrauem Stoff.

Jede Klasse hatte in Zwinger und Hof ihren Platz, ihren "Streichgang". Auf diesem Wege ging man zu zweien immer hin und her. Turnen an den Turngeräten im Zwinger war erlaubt und erwünscht. Auch zwei Kegelbahnen waren vorhanden; eine Klasse hatte einen Baumelshub (?) und eine einen Croquetteplatz. Letztere beide sind von mir viel benutzt worden. Mit Mushacke war ich der beste Croquettespieler. Die Primaner hatten ihren Primanerzwinger links vom Eingang, von der Stadt her, einen winkligen kleinen Raum, wo sie rauchen durften. (*Das Croquet oder Krocket ist ein Spiel auf einem 20 mal 30 m großen Sand- oder Rasenplatz mit (Kunststoff-)Kugeln von 8 bis 10 cm Durchmesser und 300 bis 400 g Masse, die mit 120 cm langen, hammerförmigen Schlägern durch 10 bis 20 beliebig aufgestellte Tore von 20 cm Höhe und 15 cm Breite nach und nach mit möglichst wenig Schlägen hindurchgetrieben werden sollen. Die eigene Kugel darf fremde Kugeln berühren und verlagern. Es wird abwechselnd geschlagen. Start, Ziel und Wendemarke nach der Hälfte der Tore sind durch Signalfähle markiert. Croquette oder Krokette ist ein gebackenes Klößchen.*)

Das Mittag- und Abendessen war gut, reichlich und nahrhaft. Gebet und Gesang schlossen die Mahlzeiten ein. Mit besonderer Begeisterung wurde bei der letzten Mahlzeit vor den Ferien das "Nun danket alle Gott" gesungen. (*"Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge tut an uns und allen Enden, der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zugeht und noch jetzt und getan". Der Dichter, Martin Rinckart, war Archidiaconus, wir würden sagen leitender Pfarrer, in seiner Heimatstadt Eilenburg in Sachsen seit 1617, also einem Jahr vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges; er starb ein Jahr nach dessen Ende. Er sei ein treuer Führer seiner Gemeinde in den Drangsalen des Krieges gewesen. Es ist kaum zu glauben, daß jemand in dieser Position und in so einem grauenvollen Krieg einen solchen Text schreiben konnte. Komponiert von Johann Crüger, 1647.*) Besonders beliebt (war) der sogenannte russische Salat Freitag abends, bestehend aus diversen Fleischresten, Kartoffeln, Hering und etwas Gurke, ziemlich sauer. Jedem Neuen versuchte man durch Aufzählen von allerhand Ingredienzen, die im Salat enthalten sein sollten, ein Grauen vor der Speise einzuflößen. Aber man erreichte dadurch meist das Gegenteil. Primaner nahmen sich verbotenerweise meist ein Wasserglas voll Salat mit, um ihn im Primanerzwinger in Ruhe zu verzehren. Erlaubt mit herauszunehmen war in der Regel nur Brot, Butter, Äpfel; zur afranischen Kirmes auch Pfannkuchen und Kuchen.

Wir saßen zehn Mann an einem Tisch, anders zusammengesetzt als in den Studierstuben, aber wiederum die verschiedenen Klassen untereinander. Der Tischobere teilte aus. Abends gab es

den sogenannten Knochen, ein keilförmig geschnittenes Brot, und für zehn Mann eineinhalb Stück Butter (außer Zukost). Die Butter teilte ein Obersekunder, anständigerweise natürlich so, daß für den Tischoberen, der zuerst zulangte, ein sehr großes Stück, desgleichen für ihn auch noch ein großes Stück winkte. Gab es abends Äpfel, übrigens immer vortreffliche, in zwei großen Schüsseln pro Tisch, so nahm jeder, der Rangordnung nach, zuerst drei Stück, die größten natürlich zuerst. Einige übrigbleibende langten gewöhnlich nur bis Unterprima oder Obersekunda. Wir haben das nicht als ungerecht empfunden. Einmal wurde man ja auch Primeraner. Am letzten Abend vor den Weihnachtsferien gab es regelmäßig Äpfel. Wir begnügten uns dann mit Suppe und zur Not trockenem Brot. Die Äpfel, die Butter und je drei Mark bekamen die Aufwärter und die "Bethexen", die Frauen, die die Betten machten. Das Ganze wurde ihnen in feierlicher Weise überreicht. Zu meiner Zeit hielt dann eine Bethexe eine Dankansprache, die von entsprechendem Geheul der Menge begleitet wurde.

An besonderen Tagen, wie Schulfest, Abgang der Abiturienten und besonders zur afranischen Kirmes gab es "Festfraß", zur Kirmes drei Tage lang: Karpfen, Hase und Gans, zuvor eine tadellose Suppe, pro Tisch zwei Flaschen leichten Wein, Kompott und (zum Mitnehmen) einmal sechs gefüllte Pfannkuchen und zweimal je zwei Stück Kuchen, so groß wie beim Bäcker damals etwa sechs Stückchen, in zwei Sorten. Ganz vorzüglich war die Senfsauce, die wir zu Bratkartoffeln bekamen und Maccaroni mit Schinken und Parmesankäse, in Blechkasserollen gebacken, leider immer so heiß, daß ich in der kurzen Zeit nicht so viel essen konnte, wie ich gemocht hätte. Länger wie zehn Minuten währte das Mittagessen wohl selten. Maccaroni zumal mochten viele nicht, dann gings noch schneller. Einmal wurde vom Lehrerkollegium die Parole ausgegeben: Es wird mindestens eine Viertelstunde sitzen geblieben beim Essen. Davon ist man schon nach einigen Tagen wieder abgekommen. Es half doch nichts. Wir wollten möglichst bald ins Freie.

Kranke meldeten sich für die Untersuchung auf der "Krankenbug". Jeden Morgen, etwa neun Uhr, kam einer der beiden Ärzte (ein guter, alter Medizinalrat und ein forscher, junger Dr. Schrag). Manche Schüler waren dort Stammgäste, sie ließen sich besonders dann gern abrufen, wenn es ein gefährliches Extemporale gab (*eine Arbeit, die von den Schülern ohne Vorbereitung oder Hilfsmittel in der Schule zu schreiben ist*), der alte Medizinalrat sagte dann wohl: "Ich finde nichts. Aber bleiben sie nur ein Tag oben; sie möchten doch gerne mal wieder Schokolade trinken". Ich habe mich ein Mal im Ganzen gemeldet. Ich hatte an den Händen eine Art Friesel (*nach Wikipedia: historische Krankheitsbezeichnung für einen, meist juckenden, Hautausschlag*). Schrag untersuchte mich: "Ein Tag Krankenbug, Senfpflaster auf die Brust".

Das Sedanfest (*am 1. September wegen des Siegs der deutschen über die französische Armee bei Sedan 1870*) wurde regelmäßig mit einem Marsch elbaufwärts bis zum Tännichtgrund gefeiert. Ziemlich am Abschluß des Grundes, wo er sich etwas erweitert, fand ein Actus statt, wobei eine von Professor Flathe verfaßte, kurze Geschichte der Schlacht von Sedan verlesen wurde (unvergeßlich blieben uns allen die Worte: "Da wurde marschiert, wie noch nie ein großes Heer marschiert ist"). Der Magen erhielt zur Stärkung zwei "Schuster", einen mit Schinken, einen mit Schweizerkäse belegt. Von dort ging es nach Liebenecke (*das ist kein Ort oder offizieller Name, sondern bezeichnet umgangssprachlich eine alte Ruine, früheres Weinrestaurant, jetziges Privatgrundstück bei Cossebaude*) und herab zum Bergrestaurant (01462) Cossebaude, woselbst das Mittagessen eingenommen ward. Am Nachmittag fanden unterhalb des Restaurants auf dem Felde Wettspiele statt. Zu Fuß wanderten wir zurück bis Niederwartha. Von da trug uns ein Schiff zurück nach Meißen. Am Landeplatz wurden Fackeln entzündet, in deren Schein wir nach Afra zurückkehrten. Der Schlußakt mit dem Zusammenwerfen der Fackeln fand im Schulhof statt.

Schöner war das Schulfest. Die großen Kellerräume (hier hätte man Baderäume schaffen können) wurden fuderweise mit Eichenlaub gefüllt (*ein Fuder ist eine ganze Wagenladung*). Zwei Tage

vor dem Fest waren Winde-Tage. Im Zwinger wurden Zelte aufgeschlagen, meist aus Reiseplacards, jedes Zelt für etwa sechs Mann. Das große Rednerzelt, in dem die Actusfestredner hausten, befand sich bei den Turngeräten. Jedes Zelt hatte eine bestimmte Meterzahl (vielleicht dreißig bis sechsunddreißig) Eichengirlanden zum Schmuck der Schule zu winden. Die Arbeit leistete als Winder meist ein Untersekundaner, die Tertianer schafften in Körben das Laub herbei und gaben zu. Die Primaner rauchten, spielten Skat, schliefen. Rauchen und Skat spielen war verboten, Rauchen nur im Primanerzwinger erlaubt. Professor Gilbert, selbst einst Afraner, hatte die Inspektion als Hebdomadara. Er wußte also ganz genau, was vorging. Längst waren schon Weinflaschen (einmal hatte man circa zweihundert Stück im Laubkeller versteckt gefunden und konfisziert) und verschiedene Delikatessen zum Frühstück eingeschleppt worden. Sobald er nun im Zwinger erschien, brüllte der erste, der ihn sah, das übliche "Loob, Loob" (Laub), das Zeichen, daß es an Eichenlaub fehlte. Nur wurde dem Loob noch der Spitzname Gilberts vorangesetzt. Er hieß mit dem Spitznamen Baum. So klang es aus etwa hundert Kehlen: "Bohm, Bohm, Bohmloob, Bohmloob". Im Nu war alles Verbotene verschwunden. Das "Bohmloob" blieb dann auch bei anderen Lehrern der Warnungsruf.

Unser Religionslehrer war Höhne, der "Knahn" oder die geistige Knackwurst genannt. Sein Sohn war Schüler in Tertia. Er mußte also auch mitmachen und wandte sich an seinen Vater um Geld. Höhne war auch Afraner gewesen; er kannte also die Sache auch. Was tun? "Mein Sohn," hat er gesagt, "geh zu deiner Mutter". Dieser, sein Sohn, war später Konrektor in Afra.

Um die Schüler wegen der zweihundert konfiszierten Flaschen zu rächen, hatte sich einige Jahre später ein neugebackener Student etwas Hübsches ausgedacht. Ich war damals Oberprimaner. Einer meiner Klassenkameraden bekam eine Kiste, ziemlich groß und schwer. Unser Hausmeister, der, um sich lieb Kind zu machen, immer und überall stänkerte, meldete das sofort dem Rektor. "Eine Kiste, groß, schwer - da stimmt was nicht". Also, auf das Inspektionszimmer mit der Kiste. Der Empfänger wird geholt, Rektor Peter ist auch da. "Winkler, was ist in der Kiste?" "Ich weiß nicht, Herr Rektor" (er wußte es natürlich). "Ach was, Sie werden es wohl wissen. Lügen Sie nicht". "Ich weiß nicht, Herr Rektor, ich habe es nicht bestellt, ich kenne auch den Absender nicht". "Dann will ich es Ihnen sagen, Wein ist drinnen zum Schulfest". Die Kiste wurde geöffnet, richtig, Wein, viel Wein. "Der Wein wird natürlich konfisziert". Und der Wein wurde von den Lehrern geprobt. Und es war Wasser. Und Winkler konnte nicht bestraft werden. Und wir haben alle tüchtig gelacht.

Am Vorabend des Festes wurde die "große Wurst" gewunden und dann über dem Portal im Hofe aufgehängt, mit dicken Seilen in die Höhe gezogen. Es wurden lange Holzbänke im Hofe aneinandergereiht, sechzehn bis zwanzig Meter lang. Darauf kamen einige Fuder Pappeläste, darunter ziemlich starke. Auf sie setzten sich rücklings Schüler, Mann an Mann. Mit starken Stricken wurde dann die "Wurst" umwunden, in die Höhe gehoben und an zwei Stellen umgebrochen, damit sie die nötige Form bekam. Ganz leicht war das nicht.

Am Festtage selbst wurde früh um zwei Uhr geweckt. Dann gings zum Götterfelsen im Triebischtal (einst wohl alte Opferstätte der Heiden, hier haben Alt-Afraner zum dreihundertjährigen Jubiläum der Schule ein eisernes Kreuz errichtet). Bei Sonnenaufgang wurde die Morgenfeier abgehalten. Auf dem Rückwege kehrten wir im Schützenhause ein und tranken hier den Morgenkaffee. An ihn schloß sich der sogenannte afranische Bummel. An die Spitze trat der kleinste Schüler, hinter ihn, die Hände auf den Schultern des Vordermannes, der größte. Es folgten alle Schüler der Größe nach. Der Zug bewegte sich nun im Saale in Schlangenlinien, die Reihenlinien möglichst nah aneinander, immer von einer Seite zur anderen unter den Klängen der Musik schaukelnd. Nun kam es darauf an, die Nachbarlinie möglichst so stark anzurempeln, daß sie auseinander kam und manche hinfielen. Am besten hatte es der Kleinste, der natürlich durch die ihm folgenden Großen geschützt war.- In Afra wieder angelangt, ging

es ins Bett. Später Festactus und Festfraß. Abends im Schützenhaus Tanz. So war es wenigsten 1885.

Ich war Oberprimaner und Hausinspektor. Die Zugführer gingen alle in weißen Hosen, weißer Weste und schwarzem Gehrock, grüne Mütze. Ich als Inspektor auch. Die Kleidung sah sehr nett aus. Neben dem Schützenhaus liegt die Jutespinnerei mit hundert Arbeitern, natürlich Sozialdemokraten, und zwar nicht die besten. Abends nach Arbeitsschluß kamen diese und verlangten Zutritt zum Tanzsaal (Gleiches Recht für alle). Der Wirt und unsere Herren Professoren verloren der drohenden, aufgeregten Menge gegenüber den Kopf. Rektor Peter befahl den Heimmarsch. Die Fackeln wurden angezündet und im Schutze derselben marschierten wir, ich an der Spitze, umtobt von heulenden Massen, nach der Stadt. Unser Turnlehrer hatte zwei Mann, die ihn angegriffen, kurzerhand an die Wand geworfen, ein Fackelträger einen allzu Zudringlichen etwas derb angeräuchert, bei der Porzellanfabrik schrie ein Arbeiter im Blick auf Rektor Peter, der mit mir an der Spitze war, laut den Massen zu: "Schlagt das weißköppige Luder tot". Da faßte Peter in seiner Feldherrenweisheit, die er uns bei lateinischen und griechischen Schriftstellern des öfteren bewiesen hatte, den Entschluß, den Zug in das einsame Rauhental (*wenn man vom Zentrum Meißen's zur Porzellan-Manufaktur im Triebischtal geht, führt das Rauhental rechts hoch, also nach Westen*) abbiegen zu lassen, um dann auf der Nossener Landstraße Afra zu erreichen. So waren wir wenigsten schutzlos den Massen preisgegeben, zumal dann, wenn unsere Fackeln zu Ende waren - und die konnten kaum auf diesem Wege bis Afra reichen. Hinter mir ging auf der Nossener Landstraße einer mit gezücktem Messer und drohte, mich, falls ich mich umdrehen würde, zu erstechen. Im Dunkel fiel er über einen Schotterhaufen am Wege. Wir kamen gerade noch rechtzeitig bis Afra und atmeten erleichtert auf, als das Tor sich hinter uns geschlossen hatte. Das war mein letztes Schulfest.

Einen Höhepunkt im Leben des Primaners bildete der Ball. Tertia und Untersekunda hatten bei einem gewissen Preé auf der Schule - ohne Damen - Tanzstunde gehabt. Mit den Damen kamen wir zweimal je zwei Stunden in der "Sonne" zusammen, zum Abschluß etwa vier bis fünf Stunden zum Thé dansant. Lämmerhüpfen nannte man das. Am Ball durften die Primaner teilnehmen, soweit nicht das Inspektorat daran hinderte; von den Obersekundanern nur soviele, als Damen zur Verfügung standen. Sitzen bleiben durfte keine Dame auch nur einen Tanz. Die restierenden Obersekundaner durften sich eine Extratour ausbitten. Die Tänze - es wurden zwölf Tänze getanzt - waren sehr lang und so war Manchem manchmal eine solche Extratour ganz angenehm. Wir tanzten zwei Quadrillen. Quadrille, ? und Menuett hatten wir tadellos gelernt; wir machten keine Fehler. Das wußten die Damen auch. So übten sie alle vorher und wir taten es auch, weil es Spaß dabei gab. Ballkohl nannten wir diese Übung in der Turnhalle. Vorher aber gab es die Ballauktion. Die Tanzkarten mußten alle vorher ausgefüllt werden. Die Damen wurden verauktioniert. Für eine begehrte Dame zahlte man an den Einlader, zum Beispiel ein Paar Appetitwürstchen oder ein bis zwei Stück Sülze (die sehr gut in Afra war), eventuell auch ein oder mehrere Glas Bier, Zigarren et cetera. Für Damen, die weniger begehrt waren, mußte der Einlader zahlen, um sie unterzubringen.

Als ich Oberprimaner war, kamen einige auf den Einfall, da Fastnachtszeit war und der gemütliche, alte Professor Milberg die Inspektion hatte, den Ballkohl in Kostümen abzuhalten. Eine gewagte Sache, aber sie gelang. Milberg hatte die schöne Gewohnheit, nach neun Uhr abends keinen Rundgang mehr durch die Stuben zu unternehmen. Es war in Stube sieben Burkhardt, welcher letzterer vor dem Ballkohl Probe machen wollte. Er verkleidete sich, was bei unseren Mitteln schwer war, in die Rolle des Professor Milberg. Es mußte ziemlich laut in Stube sieben zugegangen sein. Eben wollte Burkhardt in seinem Aufzug um die Corridorecke biegen, um uns in Stube sechs einen Besuch zu machen, da prallte er auf Professor Milberg. Beide sind starr vor Schrecken. Milberg faßte sich zuerst, schlägt die Hände zusammen und sagt: "Ach Gott, das bin ja ich". Dann machte er kehrt und ging in seine Stube zurück. Die

Phantasiekostüme waren zum Teil fürchterlich (auch alte Römer und Griechen waren darunter). Die Sitte aber bürgerte sich ein, ohne daß die Lehrer je ein Wort darüber verloren hätten. Wunderbar, daß selbst diese Menschen einmal Sinn für Humor hatten!

Auf die Balldamen wurde mit Spannung gewartet. Keine wollte gern die Erste sein, wenigstens nicht, wenn Sie den Rummel kannte. Erschien Sie nämlich im Hof, so hallte es durch das ganze Gebäude und über den Hof hin: "Jambens" (= Iam veniens), "schon kommt eine".

Zwei Schwestern haben uns allen leid getan. Ich sehe sie noch heute im Geiste: Zwei hübsche Mädchen in rosafarbener Seide, unter dem Hals etwas ausgeschnitten, nicht viel, aber etwas, so daß man beim genauem Hinschauen ahnen und denken konnte, daß etwas weiter unten etwas Gewölbtes war. Das schien Peter auch zu denken, und um seine unschuldigen Schüler nicht dem Teufel der Versuchung zu unsittlichen Gedanken auszuliefern, schickte er die beiden mit ihrer Mutter in ziemlich auffälliger Weise fort. Hinterher bekam der Einlader noch seinen Rüffel. Der arme Kerl. Er konnte in seiner Einladung doch nicht gut mitschreiben, was die Damen anziehen sollten, ob Unterröcke, Höschen (Schlüpfer gab es damals noch nicht) oder auch nicht; ob lange Ärmel oder geschlossener Hals beziehungsweise wieviele Zentimeter vom Kinn ab erlaubt wären in Afra.

Nititur in vetitum (*Horaz*), das heißt, wir streben nach dem Verbotenen. "Nun gerade!" Und verboten war sehr vieles in Afra, auch ziemlich harmlose Dinge. Das Verbotene lockte, auch wenn es die eventuelle Strafe nicht wert war. "Es standen allda sechs steinerne Wasserkrüge", nein, nicht sechs, aber hie und da einer auf dem Korridor. Abends von viertel zehn Uhr war manchmal einer verschwunden. Er fand sich wieder in einem Bücherschrank, nicht mit Wasser gefüllt, sondern mit Apfelsinenbowle. Gern wurden auch Eier mit dem Lineal zu Schaum geschlagen. Ich hatte einen Spirituskocher und kochte Kakao im Bücherschrank, habe auch Beefsteaks gebraten. Hier wurde schon der Geruch zum Verräter, wenn der Hebdomadar kam. Ich bin aber durchgekommen und habe dafür die Eins in Betragen erhalten. Mein Mann "Apel", ein mathematisches Genie, sonst weniger begabt, kam nie vom "Freitag" (zwei Stunden in der Stadt) zurück, ohne für jeden an seinem Tisch, also für fünf Mann, ein paar Appetitwürstchen und mindestens drei Flaschen Bier mitzubringen. Das war nicht so leicht, da sich jeder, der die Schule verließ, beim Abgang in der Inspektion melden mußte und ebenso wieder bei der Rückkehr. Wehe, wer eine Minute zu spät kam.

Unser Tisch war einmal bei einer Familie in Meißen Sonntag nachmittags eingeladen. Wir kamen, wie alle sechs Uhren zeigten, kurz vor sieben Uhr zurück (oder acht Uhr?). Professor Köhler hatte die Inspektion. Als wir eintraten, schlug die Afra-Uhr. "Sie kommen zu spät", sagte er, "ich müßte Sie eigentlich bestrafen". Wir: "Aber es schlägt ja jetzt erst". Er: "Das ist mir ganz egal. Sie müssen eher da sein". Wir sahen nach unseren Uhren. Die Afra-Uhr mußte in unserer Abwesenheit gestellt worden sein. "Das ist mir auch egal", sagte er, "Sie haben sich nach der Afra-Uhr zu richten".

Eine Zeit lang war es Mode, Bierfässer von etwa fünfundzwanzig Liter von der Hintermauer aus an Seilen empor zu ziehen und zwischen viertel acht Uhr (*also 19.15 Uhr*) und acht Uhr zu leeren. Ein Pensionär (*Untermieter*) des Rektors (ich habe in der Untersekunda um seinetwillen eine Stunde Karzer erhalten, weil er eine alte Lateinarbeit von mir abgeschrieben hatte. Abschlagen konnte man solche Bitten nicht. Ich habe ihm später - per Zufall - im Krematorium die Leichenrede gehalten und auch noch später seiner Frau. Solche Rache zu üben, lag nicht in meiner Absicht) brachte er fertig, im Abenddunkel ein Fäßchen Bier an der Loge des Hausmeisters vorüber, über den Hof (das Hebdomadazimmer hatte die Aussicht auf den Hof) und am Inspektionszimmer vorbei nach Stube acht zu tragen. Das Hinaufleiern der Fäßchen war schließlich doch dem Professor Fleischer zu Ohren gekommen. Er war anständig genug, keine

Untersuchung einzuleiten, sondern nur zu warnen. "Also, noch eines," hieß es da, "dann hören wir auf". Und so geschah es. Fast ebenso verwegen war es, wenn einige Primaner bei Spaziergängen unten an den Frauenstufen absprangen und sich den Wein bei Vinzenz Richter schmecken ließen, bis sie bei der Rückkehr des Condux sich wieder einreiheten. Unter Umständen konnte ja der Hebdomadar einen anderen Rückweg wählen. Bei Abgang und Ankunft wurden alle Teilnehmer verlesen.

Obst zu haben war erlaubt. Ich hatte außer Äpfeln gewöhnlich auch sauren Kürbis. Damit belegte ich die trockenen Brötchen. Saurer Kürbis war kein Obst, auch saure Gurken nicht. Die hatte ich auch einmal, kurz vor meinem Maturus, ich war also schon mündig. Es fand durch die Professoren eine Hausdurchsuchung statt, weil etwas gestohlen worden war. Wir Schüler mußten in den Klassenzimmern warten. Man fand viele sogenannte Spicken, also Übersetzungen, die körbeweise dem Feuer übergeben wurden. Bestraft wurde deshalb sonderbarerweise niemand. Mein Tutor, Professor Fleischer, dessen Famulus ich war, fand in meinem Schuhschrank die sauren Gurken. "Schmiedel" sagte er, "ich habe nichts bei Ihnen gefunden als saure Gurken. Das ist verboten, ich habe sie in den Papierkorb geworfen". Als das schriftliche Examen vorüber war, wurde ich mit dem Klassengenossen Edelmann bei Fleischer zum Abendbrot eingeladen. Da reichte er mir eine Schüssel mit sauren Gurken und sagte, "Schmiedel, daß Sie mit Ihren Gurken nicht zu kurz kommen".

Etwas haben sie bei zweimaliger Haussuchung nicht gefunden, was sie gern finden wollten, die sogenannte "Spritze". Das war ein Buch, das der jeweilige Spritzenführer führte und verwahren mußte. Inhalt: Allerlei Anekdoten, Witze und Geschichten von Lehrern und Schülern. Die Lehrer, die selbst auf Afra gewesen waren, wußten natürlich um dieses Buch. Die Witze waren nicht immer fein. Das Buch ist nicht viel später verschwunden und niemand wußte, wohin. Man sagt, Professor Milberg sei ein unehelicher Sohn des Dichters Mahlmann gewesen. So stand nun in der Spritze: Milberg ist eine poetische Lizenz von Mahlmann. Auch ein kleines Schauspiel war niedergeschrieben, "der Sündenfall" betitelt. Personen: Gott, Adam, Eva, die Schlange. Gott kommt ins Paradies. "Adam wo bist du?". Adam: "Hier, Herr, Herr, unser Gott". "Grüß Gott" sagte der Himmelsvater, "Guten Tag, Herr, Herr, unser Gott" sagte Adam. Gott zählte die Äpfel an dem bewußten Baum: "Eens, zwee, dreie, viere, finfe - weelß Gott, 's fehlt ä Appel. Eva, Du Saumensch, hast Du'n vielleicht gefressen?" et cetera, et cetera.

Es kam die Zeit des letzten Examins auf der Schule, schon Michaelis wurden wir aufgefordert, etwa bis Anfang Februar eine größere Arbeit nach freier Wahl zu liefern. Weihnachten etwa wurde kontrolliert, ob wir auch angefangen hätten. Ich hatte mir gewählt: Lessings Stellung zum Christentum. Diese Arbeit sollte eventuell beim Abgang mitgewertet werden. Ich habe wohl hundertundzwanzig Seiten geschrieben, sicher viel Falsches. Soviel mir gesagt wurde, hätte ich die Zwei darauf bekommen, für Afra alles Mögliche, da eine Eins nur in Ausnahmefällen gegeben wurde. Blödsinn, heller Blödsinn, zumal im Abgangszeugnis. Die Leute außerhalb Afras wußten nur zu einem ganz kleinen Teil, wie borniert man in Afra zensierte. (Ich war in Mathematik in der Untertertia wohl der Beste; in der letzten Stunde vor Semester-schluß gab ich auf eine Frage - wohl das erste Mal - keine oder eine falsche Antwort. Warum? Neben mir saß ein gewisser Mushacke, der mit seinem offenen Taschenmesser unter der Bank fortwährend nach mir stach. Ich war also nicht bei der Sache. Was sagt Professor Meitzner?, "Schmiedel, ich habe Ihnen die Zwei a gegeben, nun erhalten Sie bloß die Zwei". Dieser Mushacke ist als Primaner geschwankt (*verdroschen?*) worden. Er war ein Urvieh. Zuhause (Dippoldiswalde) fing er mit Vorliebe Kreuzottern, nagelte Vögel lebendig an Bretter, fraß Maikäfer und Wespen. Wir haben ihm manchmal eine Tüte Maikäfer als Futter gebracht. Im Übrigen war er ein sehr begabter Mensch.

Nach dem schriftlichen Examen arbeiteten die meisten fieberhaft für das mündliche Examen, besonders in Geschichte. Ich habe nur die alte Geschichte durchgenommen, dann habe ich nicht mehr repetiert. Examen, sagte ich mir, ist doch Glückssache. Und schließlich hatten wir alle die sechs Jahre nicht gefaulenzt. Ich meine, wenn ein Schüler in solchem Internat sechs Jahre unter den Augen derselben Lehrer arbeitet, müßten sie schließlich auch ohne Examen wissen, was einer leistet. Die Notwendigkeit eines Schlußexamens kann ich nur einsehen, wenn man den Schüler nicht aus der Übung kommen lassen will. Aber das Schlußexamen an solcher Schule dürfte niemals für die Bewertung eines Schülers der alleinige Maßstab sein.

Wir waren siebzehn, die abgingen. Die Hälfte hatte am ersten Tag vormittags, am zweiten Tag nachmittags mündliche Prüfung, die anderen (darunter ich) am ersten Tag nachmittags und am zweiten Tag vormittags. Wir waren also zuerst fertig. Am ersten Tag spätnachmittags hatten wir noch "Hebräer"-Prüfung.

Das mündliche Examen verlief für mich gut. Als Kommissar war Herr Geheimrat Vogel aus Dresden anwesend. In der Religion schnitt ich so glänzend ab, daß Vogel sich meinen Namen notierte und zu Professor Türck, wie mir dieser später sagte, die Äußerung getan hat, er würde mich sofort an ein Gymnasium bringen, wenn ich ausstudiert hätte. Professor Türck, mit dem ich bald befreundet war, fragte mich, warum ich mich in der Klasse nie gemeldet hätte. Er hätte ja gar nicht gewußt, wieviel ich in Religion leistete. (Er war nur erst dreiviertel Jahr bei uns nach Höhnes Abgang). Ja, sagte ich, Herr Professor, ich habe es immer unter meiner Würde gehalten, als Primaner wie ein kleiner Schuljunge die Hand zu heben. Hätten Sie mich doch gefragt. Wenn aber andere nichts wußten, habe ich auch nicht die Hand gehoben, um die anderen nicht hereinzulegen.

In der Geschichte wurde es ernst. Alle Professoren, auch Vogel standen auf. Sie wußten, jetzt kommt eine Glanzleistung. Professor Flathe gab den drei Besten je eine Aufgabe. In fließender, guter Sprache mußte der Betreffende etwa acht Minuten darüber sprechen. Ich bekam zu meinem Glück als erste Aufgabe ein Thema der alten Geschichte. Da war ich firm. Die erste Berührung des Orient mit dem Occident. Ich habe glänzend geredet, wie ein Buch. Schon wollte ich zu den Antiochenischen Kriegen übergehen, da unterbrach mich Flathe: "Sie haben den Feldherrn der Schlacht von Kynoskephalai vergessen". Der Name lag mir auf der Zunge, ich wußte, daß er klang wie ein römischer Vorname, nur ein Buchstabe aber etwa mehr: nicht Quintus sondern Quinctus, Titus Quinctus Flamininus. "Setzen Sie sich". Aus war's. Warum sagte er nicht: Also weiter! Vielleicht kommen sie später noch auf den Namen. Und wenn nicht, dann hatte ich doch gezeigt, daß ich alles wußte, bis auf den Namen. - Ist das richtiges Examinieren?

Die zweite Aufgabe. Entweder Mittelalter oder Neuzeit. Das hatte ich nicht repetiert. Mein Vorgänger bekam: Die Napoleonischen Kriege in Oberitalien. Nichts hätte ich gewußt. Ich bekam: Die Zeit des Absolutismus und die Aufklärung. (Professor Meitzner, der hinten unter den zuhörenden Unterprimanern saß, hat gesagt, schon wieder so eine alberne Aufgabe. Der arme Schmiedel. Nichts wüßte ich zu sagen. Aber ich machte meine Sache so glänzend, daß Flathe mich unterbrach und sagte: Sehr gut, nur von Spanien und Portugal könnten Sie noch etwas sagen. Aber es ist genug.

Das war das Ende. Fertig! Als ich hinaufkam, rannten die Nachmittäglern wie Wütende in der Stube herum und repetierten noch Geschichte. Wie töricht! Da wird nichts mehr. Glück muß der Mensch haben und Ruhe.

Die wir fertig waren, hatten nun die Aufgabe, am Nachmittag den Examensmann anzuputzen: Eine Strohuppe, angetan mit einem alten Turnanzug, die Schulmütze auf seinem Strohkopf.

Er wurde im Zwinger an einen Pfahl gebunden. Als auch die andere Abteilung etwa Nachmittag fünf Uhr fertig war, wurde er angezündet und in das Feuer alle Hefte, Bücher et cetera geworfen, die man endlich froh war nicht mehr zu brauchen.

Schüler der anderen Klassen retteten gerne für sich Extemporalhefte, um daraus in kommenden Zeiten ihren Nutzen zu ziehen. - Endlich wurden wir in das Synodalzimmer gerufen, um das Resultat unserer Afranerzeit zu erfahren. Unser Primus omnium, mein Freund Ehrlich (es gehört noch ein "Un" davor) erhielt die Eins b in Sitte, Zwei a in Litteris, letztere Zensur wohl nur, weil er eben Primus omnium war (seit Obersekunda wurde nicht mehr versetzt) und zugleich der Famulus von Peter. Er war der Schlechteste, wissenschaftlich, von uns auf der ersten Bank. Ich mußte nach meinen anderen Zensuren auch die Zwei a (die beste Zensur, die gegeben wurde) erhalten, in Moribus (*Sitten*) auch die Eins b, da ich eine Stunde Karzer gehabt hatte. Aber man gab mir in Moribus die Eins (ihrer drei hatten wir diese Zensur - welche Ungerechtigkeit gegenüber Schülern auf freien Gymnasien! Welche Folgen hatte dies bei Bewerbungen um Stipendien! Auf freien Gymnasien ist die Eins die Regel, bei uns eine Ausnahme).

Eins und Zwei a, dann hätte ich eine bessere Zensur gehabt, als der Primus omnium. Ich durfte also in Litteris nur die Zwei haben. Und das wurde gemacht, in dem ich in dem Fache, das für mich als Theologen ohne Bedeutung war, die Drei a bekam, nämlich im Französischen; ausgerechnet im Französischen. In diesem Fach habe ich in den neun Jahren nur Eins, Eins b, Zwei a und Zwei gehabt. Auch das mündliche Maturitätsexamen habe ich glänzend bestanden; die Zensur der schriftlichen Arbeit erfuhren wir nicht. Ich habe es als Vergeltung des Schicksals für ein Gedicht, das ich auf Professor Köhler, unseren Lehrer in Französisch, einst als Untersekundaner gemacht habe, hingegenommen. Davon später.

Die ersten sechs hatten im Abgangs-Actus Reden zu halten. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Französisch, Hebräisch und eine lateinische Ode. Die letztere hatte ich. Meine deutsche Examensarbeit (*juvat vivere*, ein Motto zu Goethes Dichtung) muß glänzend gewesen sein. Professor Seliger, der die Aufgabe gegeben hatte, sagte am Abend zu mir: "Schmiedel, solche Aufsätze hätten Sie immer schreiben müssen. Sie müßten die deutsche Rede halten!" und Professor Fleischer meinte: "Schmiedel, da nehme ich den Hut ab, blanke Eins noch zu wenig."

Am Abend gab es nach dem Abendessen in den Stuben Abschiedsbowle (die heimlich etwas verlängert wurde) und Torte. Die Abgehenden wurden von den Tischgenossen mit Büchern et cetera beschenkt, die Professoren kamen gratulieren. Peter natürlich nicht.

Am Morgen konnten wir etwas länger liegen bleiben, während die Musik der Stadtkapelle uns, von uns bestellte, besonders beliebte Melodien spielte. Dann ging es in die Mulusferien. Auf das Frühstück verzichteten wir.

Ich habe oben von einem Gedicht auf Professor Köhler, Schmuck genannt, geschrieben. Kurz vor Semesterschluß gab es als Strafe keine Aufgabe, sondern Gedichte zu machen. Ein von Pape, der an meinem Tisch saß (ich war Untersekundaner, er Obertertianer) erhielt als Strafe die Aufgabe: Ein Gedicht auf Schmuck und Fanny. Fanny hieß seine Frau, eine Champagnerfabrikantentochter aus Pau in der Nähe der Pyrenäen. Fanny wird daheim wohl nichts in der Küche gelernt haben. Die Pensionäre des Hauses erzählten einmal: Fanny hat Hasenbraten machen wollen. Sie kauft einen Hasen im Fell, brüht ihn und enthaart ihn, wie der Fleischer das Schwein. Dann brät sie den Hasen unausgenommen. Von Pape bat mich, ihm das Gedicht zu machen. Der Anfang lautete:

In der Pyrenäen finsternen Schluchten hauste
Schmuck, ein kühner Waldmensch, der gern mauste

junge Mädchen und besonders zarte Nonnen,
die er gierig fraß im Abendlicht der Sonnen.

Von Pape hatte mein Gedicht leider nicht vernichtet, dafür aber in der Klasse fallen lassen. Ein junger Professor, bei dem ich nie Unterricht gehabt habe, sieht den Zettel und anstatt ihn nur einzustecken oder in den Papierkorb zu werfen, fragt er die Klasse: "Wer hat dieses Gedicht gemacht?" "Ich", meldet sich einer. "Kommen Sie vor". "Nein, das ist nicht meine Handschrift". Niemand ist es gewesen, auch von Pape meldet sich nicht. Auf dem Hofe zeigt der Professor das Gedicht einigen Kollegen. "Sa, Sa", sagt Professor Seliger, "das ist der Schmiedel gewesen". Nun war es heraus. Ich wurde zu dem betreffenden Professor auf die Wohnung bestellt und hörte eine gehörige Philippica auf die sittliche Verkommenheit, die aus diesem Gedicht spräche. "Was soll ich mit Ihnen tun? Bringe ich die Sache vor die Synode, so fliegen Sie von der Schule". Ich: "Ich weiß nicht, Herr Professor, was an dem Gedicht unsittlich ist. Unsinn ist es, wie es die afranische Sitte in diesem Fall verlangt". "Dann gehen Sie sechs Stunden ins Karzer". "Nein", sagte ich, "das tue ich nicht". "Dann bringe ich die Sache doch in die Synode", sagte er. Und ich erwiderte: "Dann fliege ich und bringe die Sache in die Zeitung". In mir kochte es vor Wut. "Aber eine Strafe müssen Sie haben", erwiderte er. Will ich auch, aber keine, die mich in Bezug auf meine Sittenzensur belastet. So haben wir uns schließlich dahin geeinigt, daß ich eine größere lateinische Arbeit in den Ferien leisten mußte. Mein Tutor, Professor Fleischer, wußte auch um diese Sache, und wenn ich später in der Stunde mal zufällig reimte, sagte er: "Aha, der Dichter Schmiedel". Ich habe später, bei einem Abiturientenkommers, zu dem wir alten Klassengenossen uns einfanden, jenen Professor wieder getroffen. Er hatte den Vorsitz in der Fidulität und war stark angeheitert. Wir waren empört, wie der Mann von den Abiturienten verulkt wurde. So etwas wäre zu unserer Zeit nicht möglich gewesen. Er dauerte mich. Trotzdem konnte ich es mir nicht verkneifen, ihm für seine pädagogische Dummheit den Lohn zu zahlen. Ich ging zu ihm und fragte ihn, ob er sich noch auf das Gedicht besinnen könne. Er bejahte. Da sagte ich zu ihm: "Wissen Sie, Herr Konrektor, wer damals die befleckte Phantasie hatte? Nicht ich, sondern Sie".

Nach der Entlassung im Festakt machten wir gruppenweise bei den Professoren Abschiedsbesuche. Vom Vorraum aus sahen wir Peter an seinem Schreibtisch sitzen. Er ließ uns durch das Dienstmädchen sagen, er habe keine Zeit uns zu empfangen. Da ließen wir ihm sagen: Wir hätten keine Zeit wiederzukommen. So haben wir Abschied genommen, nicht ohne vorher noch in der Eingangshalle das übliche

"Nun zu guter Letzt,
geben wir dir jetzt
auf die Wandrung das Geleite.
*Wandre mutig fort,
und an jedem Ort
sei dir Glück und Heil zur Seite!
Wandern müssen wir auf Erden,
unter Freuden und Beschwerden
geht hinab, hinauf
unser Lebenslauf;
das ist unser Los auf Erden,
das ist unser Los auf Erden.*

*Bruder, nun ade!
Scheiden zwar tut weh,*

*Scheiden ist ein bittres Leiden;
wer es gut gemeint,
bleibt mit uns vereint,
so als gäb es gar kein Scheiden.
Dieser Trost mag dich begleiten,
manche Freude dir bereiten.
Wenn du bist im Glück
denk an uns zurück,
denk an die vergangnen Zeiten,
denk an die vergangnen Zeiten!*

*Bruder, nimm die Hand
jetzt zum Unterpfand,
daß wir treu gesinnt verbleiben,
redlich sonder Wank,
frei von Neid und Zank
stets in unserm Tun und Treiben!
Endlich wirds einmal geschehen,
daß auch wir uns wiedersehen
und uns wieder freu'n
und den Bund erneu'n.
Lebe wohl, auf Wiedersehen,
lebe wohl, auf Wiedersehen!"*

(von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, 1798-1874, vertont von Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809-1847) zu singen. Sonst singt es die Unterprima den Scheidenden. Uns sang es nur ein Unterprimaner, der früher unserer Klasse angehörte und uns auch das Abschiedsgedicht gedichtet und im End-Actus vorgetragen hat, Koitzsch. Wir alle aber sangen es uns gegenseitig mit. Mit der Unterprima waren wir zerfallen, weil wir sie hatten bestrafen müssen.

Der Gesang wurde auf der Schule gepflegt, die Musik im Allgemeinen nicht. Heute ist es ganz anders. Ich habe etwa drei bis vier Mal Klavier gespielt. Dazu gab es im Parterre drei bis vier kleine Zimmer mit je einem Klavier, wozu man sich den Schlüssel in der Inspektion holen mußte. Spielzeit acht bis neun Uhr abends. Teilnahme am Zeichenunterricht war freiwillig. Von Unterricht kann man eigentlich nicht gut reden. Der Lehrer war mein früherer Gesangs- und Turnlehrer von der Realschule und dem Progymnasium. Seine Tätigkeit bestand in der Hauptsache darin, Vorlagen auszugeben und Zeichenutensilien zu verkaufen. Als ich anfing, Photos in Kreide zu vergrößern, fragte ich ihn, wie ich es anfangen sollte. Er antwortete: "Das wissen Sie schon selber". Als mein Klassenkamerad Nothnagel, der Sohn eines Porzellanmalers, sich in ähnlicher Weise an Bunzel wandte, erwiderte er ihm: "Gehen Sie zu Schmiedel, der kann Ihnen das besser sagen als ich". Schließlich sagte er mir einmal: "Schmiedel, wenn ich einmal nicht komme, so halten Sie nur die Stunde". Auf die Weise habe ich, was ich gelernt habe, nur durch eigene Erfahrung gelernt. Eine Zensur gab es im Zeichnen nicht.

Wenn ich ein Urteil über Afra in damaliger Zeit abgeben soll, so muß ich bekennen: Das ist schwer. In Afra zu sein, war schön und war schwer, hier grenzten Himmel und Hölle aneinander. Afra stand etwa in den Jahren 1870 bis 1900 unter Rektor Peter auf der Höhe und konnte es, was die Leistungen betrifft, sicher mit jedem Gymnasium aufnehmen, wenn es sie nicht alle übertraf. Wir hatten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ganz vorzügliche Lehrer,

so besonders Höflichkeit in Religion, Flath in Geschichte, Meitzner in Mathematik, Peter, Seliger, Angermann in Latein und Griechisch. Das sind alles Namen von Klang und Bedeutung. Dazu kam, daß die klösterliche Abgeschiedenheit und das bis ins Einzelne streng geregelte Leben für Konzentration und intensives Studieren äußerst günstig war. Auch der immerwährende nahe Verkehr mit den anderen Schülern, die straffe Aufsicht und Zucht konnten einen guten Einfluß ausüben. Immer werde ich Afra dafür dankbar sein, daß ich und andere dort lernten: Pünktlichkeit bis aufs Äußerste, arbeiten und immer wieder arbeiten, die Minute auskaufen, schnell arbeiten und auch unter größtem Lärm und allerhand Störung arbeiten.

Wir hatten gute Lehrer, aber schlechte Pädagogen und manche Einrichtung, die nicht mehr in unsere Zeit paßte. Was uns völlig fehlte, war der Freund im Lehrer, der Mensch im Lehrer, zu dem man Vertrauen haben, mit dem man reden konnte, der sich auch einmal nach Persönlichem, zum Beispiel den Eltern, erkundigte, der überhaupt jemals auch nur das geringste Interesse für den Schüler zeigte, außerhalb des Unterrichts. Zuletzt waren unsere Lehrer doch nur unbarmherzige, strenge Zuchtmeister. Überall drohten Strafen; die Unteren hatten vor den Oberen Angst und konnten von ihnen nach Herzenslust schurigelt werden und alle Schüler hatten vor den Lehrern Angst, wenn auch die Zeit und Gewohnheit uns mehr oder weniger abbrühte. In meiner Klasse waren gewiß welche, denen viel, sehr viel Wurscht war; aber als wir in Unterprima Peter zu unserer ersten Stunde bei ihm erwarteten, haben wir - das gestanden wir uns ein - innerlich alle gezittert. Das ist sicher nicht das Richtige.

Und wie leicht war es gerade in Afra für einen Lehrer, sich die Liebe und das Vertrauen der Schüler zu erwerben und ihnen Freund und Berater zu werden fürs Leben, für des Lebens Kampf und Freude, ein wirklicher Pädagoge, ein Führer der Jugend. Als dreivierteil Jahr vor meinem Abgang Professor Türck, ein alter Grimmenser, zu uns kam, schien einer zu kommen, wie er sein sollte. Er lud, einmal in seiner Inspektionswoche, die amtierenden Inspektoren abends zu sich in das Hebdomadazimmer. Bei einem Glas Palästinenserwein sprachen wir uns hier gegenseitig über alles Mögliche und Nötige aus und wir wußten, daß er unsere Mitteilungen nicht zu Ungunsten der Schüler und Schule verwertete. Bis Peter dahinterkam! Aus war's. Lehrer in Afra sind unnahbare Götter.

Dazu kam, daß das Leben in Afra mit seinen Einrichtungen geradezu zur Lüge verführte. Ich kenne höchstens einen, von dem ich behaupten möchte, daß er nie auf Afra gelogen hat, unser Sekundus Großmann. Das war aber auch ein Original. Und das vor allem ist's gewesen, weshalb ich keinen meiner Söhne nach Afra gegeben hätte. Allerdings haben sich die Verhältnisse in Afra seit etwa 1900 gewaltig geändert, von der heutigen Zeit gar nicht zu reden. Gewiß ist es in früheren Zeiten noch schlimmer in manchem gewesen als zu meiner Zeit und das „effugit, evasit oder erupit“ unter den Personalakten (d.h. er entfloh, entwischte, brach aus) hätte den Lehrern zu denken geben sollen.

Wie verkehrt die Weisheit Peters war, zeigte sein Verhalten, als 1883 die großen Kaisermanöver bei Riesa stattfanden. War das nicht Geschichtsunterricht für uns alle und noch viel, viel mehr. Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, der Kronprinz, die deutschen Fürsten und Heerführer - alle hätten wir aus nächster Nähe sehen können. Die beiden Primen durften hin, wir anderen hatten Studiertag. Wie hart und herzlos Peter war, zeigte folgender Vorfall. Einem Mitschüler war der Vater gestorben. Die Mutter wünschte, daß der Sohn, das einzige Kind, baldmöglichst nach Hause komme. Peter erklärte, es genüge, wenn er mit dem letzten Zuge vor der Beerdigung heimfahre. Nach der Beerdigung solle er sofort mit dem nächsten Zug zurückfahren. Doch genug davon.

(Es ist erstaunlich, daß Max Schmiedel weder auf die Ursprünge und die Gründung seiner traditionsreichen Landes- und Fürstenschule St. Afra eingeht noch auf ihre Geschichte oder auf prominente ehemalige Schüler.

Auch daß das Schulhaus brandneu war, wird nicht erwähnt. Dieses Schulhaus, gebaut 1879, diente in der Zeit des sogenannten "Dritten Reichs", also der Nazizeit, für eine "Nationalsozialistische Heimschule". Während der sogenannten "Deutschen Demokratischen Republik" (DDR) diente es einer Hochschule für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften, in der "leitende Kader" für die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) ausgebildet wurden. Sogleich nach der "Wende", also dem Umsturz in der DDR und dem Beitritt der wiedergegründeten fünf ostdeutschen Länder zur Bundesrepublik Deutschland, also etwa ab 1990, wurde und wird das Schulhaus für eine Fachhochschule der Sächsischen Verwaltung (mit Internat) und für ein vom Landkreis getragenes Gymnasium St. Afra (ohne Internat) genutzt. Daneben gibt es noch ein weiteres Gymnasium in Meißen, das aber mit St. Afra nicht zu tun hat und von der Stadt Meißen getragen wird. Näheres ist zu erfahren im Archiv der Stadt Meißen. Übrigens besuchte einige Jahre vor Max Schmiedel ein Paul Wilhelm Schmiedel, geboren 22. Dezember 1851 in Zaukerode bei Dresden, die Schule St. Afra, von 1865 bis 1871. Er studierte ebenfalls in Leipzig Theologie, 1871 bis 1874, seine Studien schloß er 1875 in Jena ab. Er habilitierte sich in Jena 1878 und war erst ab 1890 außerordentlicher Professor an der Universität Jena. 1893 berief ihn die Uni Zürich zum Ordinarius für Neues Testament. Sein Lebenswerk war die Erforschung des exakten griechischen Textes des Neuen Testaments und seiner genauen sprachlichen Erfassung. Auf ihm lag Jahrzehnte lang die Hauptverantwortung für die Ausgabe des Neuen Testaments im Urtext durch Eberhard Nestle und seine Nachfolger. Mit peinlicher Genauigkeit und Akririe übersetzte er auch den Text des Neuen Testaments der deutschsprachigen Züricher Bibel. 1923 trat er in Zürich in den Ruhestand, wurde Honorarprofessor; er starb in Zürich am 10. April 1935. Er war am 22. Dezember 1851 in Freital-Zaukerode geboren worden; die Eltern waren Bergat Carl Friedrich Schmiedel und Cl. Henriette geborene Scheidbauer. Eine Verwandtschaft habe ich nicht finden können. Siehe http://www.bautz.de/bbkl/s/s1/schmiedel_p_w.shtml.

Über Afra schreibt Otto Eduard Schmidt, geboren 1855, in seinen „Kursächsischen Streifzügen“ folgendes: „Ein fünftes wichtiges Glied des heutigen Meißen erwuchs seit 1205 in der afranischen Freiheit, dem Gebiete des damals gegründeten, aus einer schon lange zuvor bestehenden Kirche der heiligen Afra hervorgegangenen Augustinerchorherrenstifts St. Afra. Der „Hohweg“ schied die afranische Freiheit von der Freiheit des Burggrafcn. ...

Leider ging man bei der Säkularisation von Kirchengut im 16. Jahrhundert auch in der ehemaligen Mark Meißen weder schonend noch umsichtig zu Werke; die ehrwürdigen silbernen und goldenen Kunstwerke des Domschatzes wurden eingeschmolzen, und viele Güter der Klöster und Kirchen wurden an den Adel des Landes geradezu verschleudert. Am besten wurden die reichen Güter des Augustinerchorherrenstifts St. Afra verwandt, als sie der weitschauende Herzog Moritz 1543 zum Unterhalt einer Fürstenschule bestimmte. So erwuchs denn in den verödeten Kreuzgängen des Klosters, in der zum Speisesaal hergerichteten Barbarakapelle (jetzt Schulküche), in dem zum Lektorium eingerichteten Remter und in der zu Wohnräumen verwandten Probstei ein neues im Sinne Luthers geleitetes religiöses Leben und eine im Sinne Melanchthons auf dem Studium der klassischen Sprachen, der Geschichte und der Mathematik gegründete neue Bildung, die bis auf den heutigen Tag dem Vaterlande und der Heimat reiche Frucht trägt. Von St. Afra ging die von Rivius entworfene, von Fabricius erweiterte Schulordnung, der Grundstock der berühmten kursächsischen Schulordnung von 1580, in alle Welt zur Nachahmung über: Lange Zeit für verloren gehalten, ist sie von Ernst Schwabe unter den Akten der Superintendentur Zerbst wieder aufgefunden worden. Welche Summe erlesenen Wissens und veredelnder Bildung ist im Laufe von fast dreihundertachtzig Jahren von dieser stillen Höhe ausgegangen! Welche Reihe von Männern bilden allein die afranischen Rektoren von dem sinnigen Johann Rivius und dem weltbefahrenen Georg Fabricius an bis zu Hermann Peter (1874 - 1905), der in 31jähriger Amtsführung gegen alle Weichlichkeit und alle Feinde der humanistischen Bildung mit jugendlichem Feuer zu Felde zog, und Johannes Pöschel (1905 - 1921), der das schwere Werk auf sich nahm, dem Neuen, das gebieterisch an St. Afra Pforten klopfte, die Tür zu öffnen, ohne den alten Geist und die alte Zucht zu zerstören, der im Luftballon aus den Höhen des lichten Äthers seine Schule zu grüssen vermochte und im Weltkrieg als Major und Führer einer Luftschifferabteilung sich für einen afranischen Rektor neuartige Anerkennung erwarb. Man sagt, die alten Perücken auf dem afranischen Kirchhof hätten sich alle für einen Augenblick aus ihren Särgen erhoben, aber sie schlafen alle wieder beruhigt in Frieden.

Von der Schülerschaft aber sei nur das Eine hervorgehoben, dass 144 Afraner im Weltkriege ihre Treue zum Vaterlande mit dem Tode besiegelt haben; ihrem Andenken ist vor kurzem ein erraticher Granitblock im Schulgarten geweiht worden mit dem Verse des Kallimachos als Anschrift:

Sprich nicht, die Helden seien tot!“

Der Verfasser dieser Zeilen, Otto Eduard Schmidt, war selber 14 Jahre an der Fürstenschule St. Afra tätig, später war er Rektor am Königlichen Gymnasium in Wurzen, schließlich am Gymnasium zu Freiberg. Im hohen Alter von 90 Jahren wurde er ein Opfer der Bombennacht, die am 13. und 14. Februar 1945 Dresden vernichtete.)

Im Juli 1997 fand ich in der Presse eine Notiz, dass der Freistaat Sachsen das normale Gymnasium in St. Afra schließen und das Gebäude für ca. 52 Millionen DM umbauen will für ein „europäisches“ Elitelymnasium. Es soll ca. ab dem Jahre 2001 in St. Afra an alte Traditionen anknüpfen und eine Internatsschule für etwa 300 hochbegabte, in mehrtägigen „summer camps“ speziell nach Kreativität und sozialer Eignung ausgewählte Schüler sein, die Führungsnachwuchs für das Europa des 21. Jahrhunderts werden sollen: Trimester statt Schuljahre, projekt- und fächerübergreifendes Lernen statt Frontalunterricht, mindestens drei Fremdsprachen, darunter eine alte Sprache, längere Auslandsaufenthalte. Die klassische Trennung von Unterrichtszeit und Freizeit soll dort aufgehoben werden, so Frau Ursula Koch, Referatsleiterin Gymnasien vom Sächsischen Kultusministerium, die das Konzept zusammen mit anderen Fachleuten ausgearbeitet hat. Es sollen keine kleinen Einsteins herangezüchtet werden, sondern Führungsnachwuchs für verantwortungsvolle Aufgaben in der Gesellschaft. Die Lehrerstellen sollen europaweit ausgeschrieben werden. Ein Teil der Lehrer soll mit den Schülern wohnen und leben und ihnen bei der Bewältigung des enormen Pensums zur Seite stehen. Auch die Lehrer sollen über ihren Tellerrand hinausschauen. Sogar die SPD-Opposition im Landtag sei dem Hochleistungsgedanken grundsätzlich nicht abgeneigt.

Am 27. November 2002 fand ich im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf Seite 44 einen Artikel über „Das neue Internat des Landesgymnasiums St. Afra in Meißen“ mit einem Bild mit der Unterschrift „Ein bißchen Spaß muß sein: Viel Baubaus und etwas Mallorca für ein Internat“. (Zum Unterschied von allen anderen deutschen Zeitungen verwendet die FAZ noch immer die Rechtschreibung, die vor der letzten Veränderung galt, weil die Redaktion die Änderungen für undurchdacht hält.) Unter der Überschrift „Von wegen Dörfler“ wird ausgeführt:

„Ein Magister, zwene Baccalaurien und ein Cantor waren 1543 von Herzog Moritz von Sachsen gedungen worden, die neue Fürstenschule in Meißen zu gründen und sechzig Knaben zu treuen und gebildeten Dienern der Landes- und Kirchenverwaltung zu erziehen. Begabte Schüler - der berühmteste wurde Gotthold Ephraim Lessing - sollten im säkularisierten Augustiner Chorherrenstift St. Afra unentgeltlich lernen dürfen, nicht anders als die, die heute die Lehranstalt namens St. Afra Gymnasium besuchen.

Ganz bruchlos schrieb sich die Tradition jedoch nicht fort: Zäsuren waren die Gleichschaltung der Schule 1942, die Liquidation, Okkupation und Verwüstung durch russische Truppen 1945, gefolgt vom „Arbeiter-und-Bauern-Staat“, unter dessen Fahne nicht Begabung das Kriterium für privilegierte Schulbildung sein sollte, sondern Herkunft - freilich nicht die höheren Standes, sondern jene aus der Arbeiterklasse. Eine Landesparteienschule der SED (= Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) bezog 1950 das Gebäude, 1953 bis 1991 diente es als LPG-Kaderschule (= Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft), nach der Wiedervereinigung wurde es wieder vom Land übernommen und zunächst als Außenstelle der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung genutzt.

Der Freistaat Sachsen tut etwas für hyperintelligente Landeskinder: „Leistung muß sich wieder lohnen“, so die Überzeugung der Regierungspartei, mag die Gewerkschaft auch noch so beteuern, man brauche keine „Eliteschulen“. Das bedeutet auch, daß die Hochbegabten Sachsens eine zentrale Schuleinrichtung brauchen - ein Internat. So besann man sich der Fürstenschule und dessen, was nach zahllosen Umbauten von ihr übriggeblieben war, nämlich der 1879 eingeweihten, spätklassizistischen Drei-

flügelanlage, entworfen von Landbaumeister Hartwig. Vom Dresdner Büro Rieger Architekten umgebaut, genügt sie wieder heutigen Ansprüchen: „SAPERE AUDE“, wage zu wissen, steht erneut am Giebel des mächtigen Schulgebäudes zu lesen.

Wohnen können die seit 2001 hier lernenden dreihundert Schüler darin nicht. Für das Internat, die Mensa und eine Sporthalle wurde ein Architektenwettbewerb ausgelobt, den der Hamburger Architekt Jörg Friedrich 1998 gewann. Ein wunderbares Parkgelände oberhalb der Schule stand bereit, von dieser nur durch den Stadtgraben getrennt. Friedrich überzeugte mit seinem Konzept, diesen Park nicht locker zu bebauen, sondern die Wohngebäude zu konzentrieren. Er versuchte die offene Bauweise der Villenrandlage mit der nahen mittelalterlichen Innenstadtstruktur zu verbinden, indem er zwei Großbauten in den Hang schmiegte und die Wohngebäude zu kompakten Gruppen konzentrierte. Die pädagogischen Einheiten Mittelstufe und Oberstufe bilden erkennbare urbanistische Elemente, die in Kleingruppen - Mentorgruppen - zusammengefaßt sind. „Ein kleines Dorf am Hang, mit öffentlichen Wegen, Plätzen, Gassen, die alle den Blick auf die Stadt freigeben“, beschreibt der Erläuterungsbericht die Konzeption.

Nun ist Jörg Friedrich nicht als Vertreter des „New Urbanism“ bekannt, der nostalgische Dörfchen entwirft. Seine Vorbilder sind vielmehr in Le Corbusiers Pessac zu suchen oder im schweizerischen Halen, der vom Atelier 5 entworfenen Siedlung. Mittelalterliche Dichte mit den Formen der klassischen Moderne war sein Ziel. Ist es gewesen, muß man sagen, denn wegen Unstimmigkeiten zwischen ihm und den Bauherren wurden andere beauftragt, seinem städtebaulichen Entwurf Bauten folgen zu lassen: Das Berliner Architektenteam Maedebach, Redeleit und Partner wurde mit der Realisierung betraut. Friedrichs Gedankenwelt ist ihnen als überzeugten Anhängern der Moderne nicht fremd, und so bemühten sie sich, das ihnen anverwandte Konzept eins zu eins umzusetzen.

Neu zu planen war die Architektur der Häuser, die sich zu einem regelhaften Cluster formieren, einem rigiden System folgend, das - eine Metapher für die Schule mit ihren Regeln, die gleichwohl Individualität stärken und Selbständigkeit erzeugen soll - dennoch Freiheiten zuläßt.

Meißner Fassaden müssen Sandstein zeigen, so der erste Reflex, dem die Architekten dann doch nicht nachgaben. Putzfassaden sind es, nicht nur aus Kostengründen, geworden, denen die Meißner den Namen „Casa Blanca“ verliehen haben. Das ist nicht ganz korrekt, denn die wie zu einer Matrix mit zwischenliegenden Treppenwegen, Gassen und Plätzchen komprimierten Baukuben sind zwar weiß, doch weisen die Zimmerfassaden Farbfelder in gebrochenen Ocker-, Blau-, Rot- und Grüntönen auf, die sich an den inneren Treppenhaus- und Flurwänden als Leitfarben der Wohnbereiche wiederholen.

Acht Schüler bewohnen ein Geschloß und bilden eine Wohngemeinschaft mit schlichten Zweibettzimmern, Gemeinschaftsbad und Aufenthaltsraum mit Teeküche. Kleine Hausgärten sind den Wohnungen zugeordnet, Mäuerchen trennen sie von den Gassen, wenngleich die Zugänge offen sind.

Wo Gartentore sich erheben, weiß man: Hier wohnt ein Mentor. Denn den Lehrern stehen 23 Einfamilienhäuser in engster Nachbarschaft zu den Schülerwohngruppen zur Verfügung. Lärmbelästigung ist unvermeidlich, auch soziale Kontrolle. Diese Dichte erscheint anachronistisch, gehört aber wohl zum pädagogischen Konzept und befördert architektonische Reize wie etwa das Wegenetz zwischen Häusern und Gärten, das intimere und zentralere Treffpunkte verbindet, oder die freien Grünräume mit herrlichem Baumbestand am Dorftrand.

Unterhalb der Siedlung schmiegt sich die Sporthalle dem Hang an. An ihr überrascht ein frei vor die Fassade gestelltes Gerüst aus Betonpfeilern und Balken, in das Sonnensegel gespannt sind. Im Inneren dominieren kräftige Farben wie ein orangefarbener Hallenboden, die Prallwände sind mit warmtonigen Birkenholzpaneelen verkleidet. Die demnächst vollendete Mensa komplettiert das Ensemble, auch sie in den Hang eingeschnitten, auch sie sehr sorgsam detailliert und in moderner ungekünstelter Formensprache. FALK JAEGER“.

In den großen Ferien 1882 machte ich mit Freund Wackwitz aus Meißen als Untersekundaner die erste größere Reise - nach Thüringen. Geld hatten wir wenig, ich zweiunddreißig oder dreiunddreißig Mark. Der Vater, der für Reisen und Bücherkaufen kein Verständnis hatte, gab mir auch eine Mark mit. Wir hatten uns jeder eine englische Pfeife gekauft und türkischen Tabak. Die Pfeife probierten wir bei einem Spaziergang über das Spaargebirge nach Zaschendorf

(bei Meißen) aus beziehungsweise rauchten sie an. In Zschendorf kamen wir wie betrunken an. Aber auf der Reise ging's. Zuerst mit Schiff nach Meißen (*soll wohl Riesa heißen*), vierter Klasse nach Leipzig, dritter Klasse nach (04610) Meuselwitz. Übernachtet wurde bei Weinecks in Kayna (*Fußweg etwa 6 km*).

Nächster Tag: Über (04626) Lumpzig nach Altenburg und zurück über Zettweil (*neben Kayna. Fußweg insgesamt etwa 35 km*). In Altenburg holten wir meinen späteren Schwager Richard Simon ab, der sich - er war in Meißen als Sanitäter eingezogen - Urlaub nach Kayna hatte geben lassen. Er vertauschte hier die Uniform mit Civil und reiste mit, auf gut Glück. In der Pfarre (Kayna) machten Wackwitz und ich einen Besuch, Mitte Juli 1882. Hier sah ich wohl meine liebe Frau das erste Mal, als kleines Mädchen (*zwölf Jahre alt*). Mitte Juli 1888 verlobten wir uns, Mitte Juli 1892 wurde ich in ihrer Anwesenheit in der Annenkirche ordiniert (*und sie heirateten am 22. September desselben Jahres*).

Frau Weineck gab mir noch fünfzig Zigarren mit, die wir redlich teilten. Ich hatte mir auf dem circa siebenstündigen Wege nach Altenburg und zurück die Füße wundgelaufen; ich hatte schlechte, neubesohlte Stiefel an. Als Hausschuhe hatte ich in Ermangelung anderer ein Paar Gummischuhe mitgenommen. Die zog ich früh nach Zeitz an (*etwa zwölf Kilometer Fußweg*), ebenso auf der Fahrt von da bis Naumburg. Als ich die Stiefel (Stiefeletten mit Gummizug) anziehen wollte, ging es kaum. Auf der Promenade schmierte mich der Sanitäter tüchtig mit Schelchers Salicyltalg (seitdem mein unzertrennlicher Reisegefährte) ein. Ich hatte sieben Blasen, die meisten offen. Von da an bin ich wacker mitmarschiert, ohne Schmerzen und Beschwerden. Der Dom von Naumburg, Schulpforta und die Rudelsburg wurden besucht und auf letzterer das erste Lichtenhainer (Bier) im Leben getrunken. Trotz knapper Kasse wurden zwei Schoppen daraus. Nur im Eilmarsch und mit Überschreiten der Bahngleise erreichten wir in (99518) Großheringen (*Fußweg etwa fünfzehn Kilometer*) den Zug nach Jena. Natürlich mußten wir den Markt und den „Bären“ besuchen; dann nahmen wir in der klaren Saale ein Bad und wanderten saalaufwärts bis (07751) Rothenstein, wo wir übernachteten (*noch etwa neun Kilometer, also zusammen am Tag etwa sechsunddreißig Kilometer*). Durch taufrische Wiesen wanderten wir am nächsten Morgen, bis über die Knie naß, nach der herrlichen Leuchtenburg, hinab nach (07768) Kahla (*acht Kilometer*) und nach der Bahnfahrt bis (07407) Rudolstadt über die Ruine Greifenstein (*teils romanisch, teils gotisch erbaut; Burgruine*) nach Blankenburg (07422 *Bad Blankenburg*) und durch das Schwarzatal zum Tripstein. Das Schwarzatal hat uns nicht die Bewunderung eingeflößt, die wir nach der Schilderung im Grieben erwarteten. Da ist der Rabenauer Grund romantischer. Aber der Blick vom Tripstein hat uns entzückt (*beim Schloß Schwarzburg*). In Bechstedt, nahe dem Tripstein, übernachteten wir und hörten, als wir schon im Bett lagen, vor dem Gasthaus die Burschen und Mädchen singen. Über die Klosterruine (07422) Paulinzella, die uns mächtig imponierte (*romanische Kirchenruine des Benediktinerklosters, gebaut von 1112 bis 1124*), wanderten wir, meist auf langweiligen Waldwegen, nach (98693) Ilmenau, wo wir wieder ein Bad nahmen. Wir wußten nicht, daß es eine Kaltwasseranstalt war. Das Wasser strömte aus dem Felsen heraus in ein kleines Bassin. Wir sprangen, wie wir's gewohnt, hinein - und baldmöglich wieder heraus. Das Wasser hatte nur acht bis neun Grad. Aber wir waren erquickt, als wir dann unseren Weg zum Kickelhahn (*861 Meter Höhe, etwa vier Kilometer von Ilmenau*) antraten. Vom Turm aus genossen wir die herrliche Aussicht über den Thüringer Wald bei untergehender Sonne. Wir wollten aber auch den Sonnenaufgang hier erleben. Im Gasthaus gab es keine Unterkunft zu Nacht. Die Wirtschaftsleute stiegen abends hinab ins Tal. Wir verbargen uns im Wald, bis sie verschwunden waren, dann gingen wir ins Goethehäuschen. Das alte war, jedenfalls durch Unvorsichtigkeit von Touristen, abgebrannt, das neue im alten Stile wiedererbaut. Übernachten war ausdrücklich verboten. Wir rupften hohes Waldgras und machten uns im ersten Stockwerk mit Hilfe der ausgehängten Tür, des Grasses und unseres Ränzels ein notdürftiges Lager. Die untere Tür war leider nicht verschließbar. Einer von uns sollte wachen, abwechselnd; wir schliefen bald alle drei. In der Nacht gab es ein

schweres Gewitter. Es regnete bis früh gegen neun Uhr. Unser Frühstück bestand aus Brot und Hartwurst aus unserem Ränzel und aus Regenwasser, das ich an der Dachtraufe auffing. Die Inschrift Goethes

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

hing wohl fotografiert am Fensterrahmen. Der ganze Innenraum war mit Inschriften beschmiert. Ein Gedicht schrieb ich mir ab:

„Über allen Gipfeln liegt Nebel,
durch die Luft mit dem Säbel
hauest kaum Du.
Von Aussicht ist da keine Rede;
daß wir hier sind, warte Goethe,
dran schuld bist Du.“

Gegen neun Uhr steigen wir bei schönem Wetter am Hermannstein (der uns verwöhnten Meißnern wenig imponierte) vorüber ab nach (98693 Ilmenau-)Manebach und wanderten über Elgersburg (*das wäre ein großer Umweg gewesen*) und Gehlberg zur Schmücke, wo wir übernachteten (*ohne den Umweg etwa zehn Kilometer Luftlinie*). Bisher - und auch später - trafen wir wenig Touristen. Die Schmücke war voll besetzt. Ein Nossener Seminarist (Fritsche, Sohn des Tierarztes aus Taubenheim bei Meißen) schloß sich uns an. Am Spätnachmittag bestiegen wir noch den Turm auf dem Schneekopf (978 Meter über dem Meer; *nochmal etwa 4 Kilometer hin und zurück*). Der nächste Tag brachte uns über Oberhof und Tambach (99897 Tambach-Dietharz) nach Friedrichroda (*mindestens dreißig Kilometer Fußmarsch*). Von da ging die Reise am nächsten Tage über den Thorstein zum (Großen) Inselsberg (916 Meter) und hinab über (98599) Brotterode nach Herges (*Herges Vogtei gehört heute heute zu 98596 Trusetal, Tages-Fußweg etwa 22 km*). Hier sind wir abends mit Burschen und Mädels durchs Dorf singend gezogen und haben - wir drei jüngsten- in der Laube vor dem Gasthaus mit den Mädels weitergesungen, während Richard mit den Burschen in der Gaststube Schnadahüpfeln sang: „In Herges, da ist ein Wirt, der hat mich angeschmiert.“ Wir waren gut und billig aufgehoben. Nächsten Morgen besuchten wir den (Trusetaler) Wasserfall und das Eisen- und Schwerspatbergwerk Mommel. Wunderbare Höhlen, bald ganz schwarz (Eisen), bald blendend weiß (Schwerspat), bald gefleckt (*Der "Volkseigene Betrieb" (VEB) Fluß- und Schwerspatbetrieb (zu Lengsfeld) wurde nach der Wende geschlossen, jetzt, 1995, ist keine Höhle zugänglich, aber es soll eine für Besucher geöffnet werden*). Auf der Ruine Liebenstein (36448 Bad Liebenstein), hinüberschauend nach Luthers Heimat (36433) Möhra, gewahrten wir ein aufsteigendes Gewitter. Hinter Liebenstein lag einsam und verlassen in den Feldern ein Gasthaus: Hotel zur grünen Aue, ein sehr einfaches Wirtshaus, bewirtschaftet von einer Witwe mit ihrer reizenden, blonden, am Spinnrad sitzenden Tochter. Dort kehrten wir etwa drei Uhr nachmittags ein und blieben. Richard und ich mußten zwar zusammen in einem Bett unter dem Dache schlafen. Dafür lächelten uns aber durch das schadhafte Dach Mond und Sterne an. Das Nachtlager kostete pro Mann zwanzig Pfennig. Für dasselbe Geld erhielten wir zum Abendbrot eben ausgemachte neue Kartoffeln mit Butter, so reichlich, daß einige Kartoffeln übrigblieben. Um diese bat uns einer von zwei Handwerksburschen, die

nach uns gekommen waren. Einer zeigte uns dann seine Papiere. Er war ein Freiherr von Seckendorf, der das Gymnasium mit der Zwei absolviert hatte. Er ging später zum Großherzog, der in Liebenstein weilte, um zu fechten; ist aber nicht vorgelassen worden. Sein Kumpan wollte sich an der Wirtin schadloß halten und ihr einen Kuß geben. Das gelang ihm vorbei; er erhielt von ihr eine tüchtige Ohrfeige.

Die Tochter holte später noch eine Freundin herbei und nun wurde im Saal nebenan getanzt, natürlich ohne Handwerksburschen. Freiherr von Seckendorf ist später nach Afra gekommen, als wir Primaner waren, um adlige Schüler anzubetteln. Er kam von Rumänien, wo er als Färber gearbeitet hatte. Seine Hände waren ganz blau gefärbt.

An Schloß Altenstein und der denkwürdigen Lutherbuche, von der aus Luther einst auf die Wartburg gebracht wurde, vorüber wanderten wir nach (99842) Ruhla und weiter über (99819) Wilhelmsthal und die Hohe Sonne (434 m) nach der Wartburg (*Fußmarsch an diesem Tage mindestens 35 km*). Über Eisenach ging die Bahnfahrt nach Gotha, Erfurt und Weimar. Hier haben wir auf der Reise zum ersten Male warm gegessen (Schnitzel für fünfundsiebzig Pfennig). Der nächste Tag brachte Richard Simon nach Kayna, Wackwitz und mich nach Leipzig, wo wir uns noch Auerbach's Keller ansahen und ein Glas Wein tranken. So weit reichte es noch. Dann vierter Klasse nach Riesa, mit Schiff nach Meißen. Wir haben herrliches Wetter gehabt, vieles gesehen und bei etwa einundzwanzig Mark für Bahn- und Schifffahrt nur noch elf Mark fünfzig gebraucht. Dabei mußten wir auf der Schmücke eine Mark für Nachtlager, in Friedrichroda und Weimar je fünfundsiebzig Pfennig bezahlen. Ich habe mich gefreut, als ich vor wenigen Jahren auf einer Autofahrt mit meinem Sohn Erich viele der Stätten, die wir damals besucht, wiedersehen konnte. Ich hatte sie noch gut in Erinnerung. (*Wenn ich richtig gezählt habe, dauerte die Reise elf Tage und zehn Übernachtungen.*)

Das nächste Jahr (1883) wanderten Hermann und Richard Simon mit mir durchs Erzgebirge nach Karlsbad. Marschroute: Zu Fuß von Meißen nach (01683) Nossen (*achtzehn Kilometer Luftlinie*), mit Bahn nach (09569) Oederan; zu Fuß nach der Augustusburg, Zschopau, Gelenau, (09419) Thum, Herold (*weitere 30 Kilometer Luftlinie*) (Übernachtung). Die Greifensteine, (09468) Geyer (Binge) (*ein riesiger Trichter in der Erdoberfläche durch Einsturz eines mittelalterlichen Bergwerks*) mit seinen nahen Felsen, Annaberg, Fichtelberg (1214 Meter über dem Meer), Keilberg (1243 Meter, *höchster Berg des Erzgebirges, liegt in Böhmen, also Tschechien, heutiger Name Klinovec*), weglos herab nach Schlackenwerth (Ostrov), mit Bahn nach Karlsbad (Karlovy Vary). Zurück mit Bahn bis Klösterle (*an der Eger, heute Klášterec nad Ohří*), zu Fuß über Platz (Místo) mit der nahen, ganz großartigen Ruine Hassenstein (Hasištejn) nach (09496) Reitzenhain (*wieder in Deutschland. Reitzenhain, Rübenau, Kühnhaide und Satzung sind seit Januar 1993 zur Gemeinde Hirtstein zusammengeschlossen*), Grüne Graben-Tour (*der Grüne Graben ist ein künstlicher Wasserlauf, im frühen 16. Jahrhundert als technisches Meisterwerk angelegt, um das Silber- und Zinn-Erzbergwerk in Pobershau mit Wasser zur Erzsplüfung zu versorgen. Der Graben geht von Kühnhaide nach Pobershau bei 09496 Marienberg. Beliebte Wanderstrecke, wie auch das Schwarzwassertal*) nach (09517) Zöblitz, (09526) Olbernhau, Seiffen (09548 Kurort Seiffen), Neuhausen, Sayda, Clausnitz, (09623) Nassau, Frauenstein, (01774) Seifersdorf, Rabenauer Grund, Dresden. Mit Bahn nach Meißen. Wir haben so gut wie keinen Touristen unterwegs getroffen. In Gelenau nahm ich, weil es etwas regnete, mein Plaid um. Dorfjungen war das etwas ganz Neues: „Anne hulbe Fra“ (*eine halbe Frau*) riefen sie mir nach. Im Gasthof zu Herold bei Thum saßen wir bescheiden an der Tür. Am Türpfosten hing mein Theaterglas. Wir wunderten uns, daß wir vom Stammtisch immer so angeschaut wurden, bis die Leute schließlich die Wirtin zu uns schickten. Sie fragte uns: „Nicht wahr, Sie sein Ingenieure“. Wir verneinten. „Ach, Sie sein doch Ingenieure. Wozu hammse denn das Instrument da mit (mein Opernglas)? Sie wollen de Bahn vermesse.“ (nach Ehrenfriedersdorf) Wir verneinten wieder, fanden aber wenig Glauben. Als wir am Morgen bezahlen wollten (wir hatten in den Gastbetten der Familie sehr gut und fein geschlafen, die Stiefel waren geputzt), sagte die

Wirtin: „Also, Sie sein wirklich keine Ingenieure, sondern Touristen und da wollen Sie auch noch bezahlen? Ich bin auch einmal verreist, zu meiner Tochter nach Leipzig, da hab ich auch nichts bezahlt.“ Schließlich haben wir uns auf zwanzig Pfennig geeinigt. Auf dem Fichtelberg waren wir allein, Nachtlager gab's noch nicht. Der Wirt schlief mit seiner Frau in einer Erdhöhle. Wir aber wollten den Sonnenaufgang oben erleben. Wir durften eine Treppe hoch im Turm auf Strohschütten bleiben. Und heute?

Als Unterprimaner konnte ich 1884 die großen Ferien im Pfarrhause zu Schandau (*01814 Bad Schandau an der Elbe*) bei Pastor Grieshammer verbringen. Ich gab seinem Sohn, der auch auf der Fürstenschule Afra war, Nachhilfestunden in Latein und Griechisch, in der Regel täglich zwei Stunden. Einige Male habe ich mit Pastor Grieshammer Touren gemacht, einen halben Tag, auch den ganzen Tag. Meist ging ich allein. Wir hatten vier Wochen herrlichstes Wetter, nur manchmal nachts Regen. So durchforschte ich die damals in Touristenkreisen so gut wie unbekannt Schrammsteine auf allen nur möglichen Wegen. Touristenkarten von diesem Gebiet gab es damals noch nicht. Ich erhielt durch Vermittlung Grieshammers eine Karte von der Oberforstmeisterei. Vermittels dieser konnte ich auch den Einstieg zum Rauschenstein finden und diesen erklettern (*nördlich Schmülka, hinter der Kleinen Bastei*). Ich bin später zweimal mit Schwager Richard bei Vollmondschein durch die Schrammsteine gewandert. Die Schandaauer erklärten uns für verrückt. Sie gingen am Tag nicht hinein, weil man sich verlor und wir wollten abends um zehn Uhr wandern. Schön war es, oft unheimlich schön, weil das Mondlicht oft so wunderbare Schatten malte. Ganz sicher war man auch vor Paschern (*Schmugglern*) nicht. Auch die Dittersbacher Schweiz (*wieder in Böhmen, heute Jetichovice*), den Gabrielensteig (*Wanderweg rechtseilig, grenznah in Böhmen, vom 441,6 m hohen Prebischtor (=Pravická Brána) hinunter zum Dorf Rainwiese (=Mezrni Louka)*), et cetera bin ich mit Richard bei Vollmond gegangen. Noch manchmal denke ich an die vortreffliche Gallertschüssel zurück, die es im Pfarrhause gab. Pilze hatte die Familie noch nie gegessen. So bot ich mich an, welche zu suchen. Wie oft war ich mit der Mutter, bisweilen auch mit dem Vater, in den Pilzen gewesen.

Auf einer kleinen Wiese an der „Hohen Liebe“ (*ein 400,9 Meter hoher Aussichtsberg im heutigen Nationalpark Hintere Sächsische Schweiz, 4 km östlich von Bad Schandau*) hatte ich Gälchen in Massen gesehen (Pflifferlinge). Ich wollte besseres und brachte auch glücklich eine hübsche Portion Steinpilze und Brauhauptchen heim. Begeistert sog die Frau Pastor den köstlichen Duft der schmorenden Pilze ein. Sie kamen auf den Tisch - gallebitter. „Also Giftpilze“, sagten sie; der Forstmeister wurde befragt. Der lachte: „Da ist vielleicht ein einziger Bitterpilz darunter gewesen“. Wahrscheinlich sind es mehr als einer gewesen. Ich kannte die Pilze genau, aber nicht den Bitterpilz, den es in meiner Heimat nicht gab und der dem Steinpilz ähnlichsieht. Leider haben wir nicht noch einmal Pilze gesucht und zubereitet.

Außer der Reise nach Thüringen und Karlsbad habe ich in der Fürstenschulzeit viele kleine Touren gemacht. Ersten und zweiten Osterfeiertag 1880 wanderte ich mit Richard vom böhmischen Bahnhof in Dresden die Ammonstraße, Plauenscher Platz, an der Taubstummen- und Blindenanstalt vorüber die Chemnitzer Straße entlang, vorbei am alten Annenfriedhof nach Plauen. Wenn ich damals gewußt hätte, wie oft ich noch diesen Weg gehen würde! Auf dem „Hohen Stein“ (*über der Weißeritz zwischen Plauen und Coschütz*) frühstückten wir, nicht im Restaurant, sondern vorn an der Aussicht: Trocken Brot mit frisch geräuchertem Hering. Durch den stillen Plauenschen Grund wanderten wir weiter bei warmem Sonnenschein nach (*01737*) Tharandt.

Hinter dem Bahnhof, vis-à-vis der Mühle saß vor der Tür ein altes Mütterchen, das wir nach den berühmten „Heiligen Hallen“ fragten. Davon wußte sie nichts und war doch in Tharandt geboren. Damals gab es noch herrliche Buchen in den Heiligen Hallen. Cottas Grab, Heinrichseck, wurde besucht, die Ruine und das darunter befindliche Restaurant (*„Heilige Hallen“ ist*

ein aus der Zeit der Romantik stammender Name für ein Waldstück mit hohen, alten Buchen, Restbestände sind noch heute vorhanden, gelegen unterhalb des Ausichtsplateaus Heinrichseck, das nach dem Forstwissenschaftler Heinrich v. Cotta so benannt ist und von dem aus man einen schönen Blick zum Erzgebirge hat. Heinrich von Cotta, deutscher Forstwirt, 1763 bis 1844, war Gründer und erster Direktor der weltberühmten Forstakademie in Tharandt. Hier arbeitete auch der Pflanzenphysiologe Friedrich Nobbe, 1830-1922, der hier die erste Samenprüfstelle der Welt gründete). Unten auf dem Marktplatz sahen und hörten wir vor der Apotheke die Kurrendeschüler Osterlieder singen. Durch den Buchenwald am rechten Hange bachabwärts (die Leite) ging es weiter zum Rabenauer Grund, der damals mit seinen schmalen Wegen noch romantischer war als heute. Die Bahn war schon abgesteckt, aber noch nicht in Bau. Im Grunde trafen wir einen Einheimischen, dem wir unsere Freude über die herrliche Gegend kundgaben. „Ja, nicht wahr“, sagte er, „das ist eine prosaische Gegend“ (er meinte aber poetisch).

Wir besichtigten (01734) Rabenau und wanderten dann bis zur Quohrener Kipse (ein 492 Meter hoher Berg). Es wollte Abend werden. Wir saßen im Grase und genossen einen wundervollen Blick auf die Sächsische Schweiz. Schnell wurde noch der Wilisch bestiegen (476 Meter). Richard wollte, wie immer in solchen Fällen, auch den Sonnenaufgang auf dem Wilisch genießen. Das Einfachste, wir blieben in Hermsdorf über Nacht. Aber Richard hatte an Hirschbach gedacht. So wanderten wir in finsterner Nacht nach Hirschbach und am frühen Morgen wieder zurück. In Hirschbach wurde uns erklärt, bei ihnen blieb niemand über Nacht, höchstens Handwerksburschen. Aber wir sollten in ihrem Privatgastzimmer schlafen. Kostete zwanzig Pfennig, die wir bei der Rückkehr vom Wilisch beglichen. Bei unserem Fortgange lagen noch alle tief im Schläfe. Weglos kletterten wir über Basalttrümmer auf den Luchberg (die Aussicht war verwachsen), erquickten uns in einem Wiesengrunde an der im Bächlein wachsenden Brunnenkresse und gelangten schließlich nach (01768) Glashütte, von wo aus wir durch das stille Müglitztal nach Mügeln (nördlich 01809 Heidenau) wanderten und per Bahn nach Meißen zurückfuhren. Zwei Tage mit warmem Sonnenschein und nicht ein Tourist unterwegs!

Die Partie hatte mir so gefallen, daß ich sie zu Ostern 1881 mit Wackwitz wiederholte. Einschließlich der Räucherheringe und der Brunnenkresse war es bis Glashütte die genaue Kopie der vorjährigen Reise, nur daß wir, um in Hirschbach nicht noch einmal vorsprechen zu müssen, bei unserem Abgang früh nach dem Wilisch das Übernachtungsgeld auf einem Stück Papier (mit Verwendungsnachweis) auf den Treppenstufen deponierten. Wir hatten nicht gefragt, wie viel wir zahlen mußten und erhöhten freiwillig in großmütiger Weise die Summe des Vorjahrs auf fünfundzwanzig Pfennig. Von Glashütte aus wanderten wir das Müglitztal aufwärts nach (01778) Lauenstein. In Löwenhain (01778 Geising-Löwenhain) oder Fürstenau (wohl die ödste Gegend in ganz Sachsen) kehrten wir zum ersten Mal an diesem Tage ein, um ein Glas einfach Bier, das halbe Liter zu sieben Pfennig, zu trinken. Wackwitz konnte sich nicht beruhigen, ob wir wirklich im Erzgebirge wären. In unserem Schulbuch hatten wir vom sächsischen Sibirien gelesen (das gab er in Fürstenau zu). Aber wir lasen auch von unwirtlichen steilen Bergen, auf deren Hängen die Bewohner die Erde in Körben hinauftragen müssen, et cetera. Wo sind denn die Berge? Ich vertröstete ihn auf das Mückentürmchen (ein 806 Meter hoher Aussichtsberg, in Böhmen, südöstlich von Altenberg und Geising, zwischen Voitsdorf und Obergraupen, heute Fojtovice und Horni Krupka). Und richtig: Als er den steilen Abfall des Erzgebirges sah, wußte er, daß wir ja Berg gestiegen waren. Vor allem überwältigte uns der Anblick des Mittelgebirges mit dem Milleschauer (836 Meter, heute Milešovka), der Teplitzer Kessel war damals noch nicht so verräuchert wie heutzutage. Alles lag klar vor uns. Über Graupen (Krupka) (Rosenburg) ging's nach Teplitz (Teplice). Schlackenburg und Schoßberg wurden besucht (? Schlackenwerth = Ostrov; Schloßberg bei Brüx = Dux ?) und dann der Rückweg begonnen über das Schlachtfeld von Kulm (Chlumec. In der Schlacht bei Kulm und Nollendorf, Nakléřov, nördlich von Ausig, im August 1813 siegten die Preußen und die Russen über die Franzosen, also zwei Monate vor der Völkerschlacht bei Leipzig gegen Napoleon). In Kulm übernachteten wir.

Am nächsten Morgen regnete es in Strömen. Zunächst blieben wir. Auf die Dauer konnten wir das nicht, da unser Geld zu Ende ging; und wir mußten mal wieder nach Hause. Unsere Eltern hatten ja keine Ahnung, wohin wir gewandert waren. So machten wir uns schließlich auf den Weg, in strömendem Regen über den Nollendorfer Paß nach Peterswald (*Petrovice, in Böhmen, südlich Berggießbübel, von Kulm immerhin 11 Kilometer Luftlinie*). Im Gasthof erhielten wir gratis, was vom Mittag übrig war, Nudeln.

Dann ging's weiter nach Gottleuba (*01816 Bad Gottleuba*). Der Himmel hatte sich aufgeklärt; unsere Kleider waren meist naß und zusammen geschrumpelt. In Gottleuba gönnten wir uns eine Tasse Kaffee; bald hatten wir Pirna erreicht (*von Peterswald weitere zwanzig Kilometer Luftlinie*). Das Schiff brachte uns nach Dresden, die Bahn nach Meißen. Die Kosten der drei Tage beliefen sich auf etwas über vier Mark.

Ein andermal unternahmen wir Beiden zu Ostern eine viertägige Partie in die Sächsische Schweiz. Vierter Klasse, wie üblich, nach Dresden, Schiff bis Pirna. Von da (*über die Elbe und*) zu Fuß über Posta, Dorf Wehlen, (*01829*) Stadt Wehlen, Uttewalder Grund, Bastei (hinter der Basteibrücke Mahlzeit; trocken Brot und Räucherhering), hinab nach Rathen (*01824 Kurort Rathen*) (*die Schwedenlöcher waren noch nicht erschlossen*), Amselgrund, (*01848*) Hohnstein, Brand (*ein 317,3 m hoher Aussichtspunkt mit Gasthaus auf der Rippe des Elbsandsteingebirges über dem Polenztal, auf der auch Hohnstein liegt.*) bis Wendisch Fähre (*an der Elbe bei Bad Schandau, ist heute ein Ortsteil von 01814 Rathmannsdorf, auf dessen alten Namen heute keinerlei Schild an der Straße hinweist. Fußweg an diesem Tage mindestens 25 km mit großen Höhenunterschieden*). Hier übernachteten wir nahe der Brücke (Gasthof zur Carolabrücke). (*Der Gasthof existiert noch, heißt jetzt nur "Gasthof zur Brücke"; die alte, durch vier Brückentürme hübsche Carola-Brücke ist jetzt nur noch (namenlose) Eisenbahnbrücke, früher war sie auch Straßenbrücke. Neben sie ist eine (ebenfalls namenlose) Stahlbetonbrücke gebaut worden für den Straßenverkehr. Der Name Carola kommt von der Königin Carola, Frau des Königs Albert von Sachsen, der vom 23.04.1828 bis 19.06.1902 lebte. Er war 1866 Heerführer oder Oberbefehlshaber der sächsischen Truppen im Krieg zwischen Preußen und Österreich, wobei Sachsen als traditioneller Bundesgenosse Österreichs von preussischen Truppen auf dem Wege nach Böhmen überrannt wurde; Sieg der Preußen in der Entscheidungsschlacht am 03. Juli 1866 in Böhmen bei Königgrätz (Hradek Králové) über die Österreicher und Sachsen; danach trat Sachsen dem Norddeutschen Bund bei. Diese Situation macht vielleicht verständlich, warum ein Rektor einer sächsisch-fürstlichen Elite-Oberschule wenig Lust verspürte, einem aus dem preussischen Kayna kommenden, armen Schneiderssohn in Meißen einen der knappen Ausbildungsplätze zu geben und ein Stipendium dazu, auch wenn die Reichsgründung 1871 dazwischen lag. Albert war ab 1873 sächsischer König und gab durch seine konstitutionelle Regierungsweise ein Musterbeispiel einer bürgerlichen Monarchie. Er entwickelte sich vom Preußengegner zum Reichsfreund. Er war hoch geachtet von Bismarck, Kaiser Wilhelm I und Kaiser Franz Joseph.*) Der Wirt nahm Interesse an uns und fragte, wohin wir wollten. Wenn er das gewußt hätte, sagte er, hätte er seine heutige Wagenfahrt um einen Tag verschoben und hätte uns bis zum großen Wasserfall mitgenommen! Für Nachtlager bezahlten wir nur vierzig Pfennig.

Zweiter Tag: Schandau (*01814 Bad Schandau*), kleiner und großer Wasserfall, Kuhstall, kleiner und großer Winterberg (*556 m hoch, bei Schmilka*), Prebischtor, Herrnskretsch (an der Elbe in Böhmen, *Hřensko*; Fußweg bis hierher etwa 20 km), Dampfschiffahrt nach Bodenbach (*Podmokly, gegenüber Tetschen*), Wanderung auf den Schneeberg (*Hoher Schneeberg, 722 m, Děčínský Sněžník*), herab nach Dorf Schneeberg (*Sněžník; Fußweg nach der Dampferfahrt etwa 11 km*) (Nachtlager eine Mark, nach Verhandlung ermäßigt auf neunzig Pfennig).

Dritter Tag: auf den hohen Schneeberg zum Sonnenaufgang, zurück, Tyssaer Wände (*Tisaer Wände = Tiské steny, eine Felsformation westlich der Elbe in Böhmen bei Tetschen*), Eiland (=Ostrov), Schweizermühle (*im Bielatal; Biela ist slawisch "weiß"*), Königstein, (*mit der Fähre auf die rechte Elbe*

seite zum 415,2 m hohen) Lilienstein, zurück nach Königstein. Cottaer Spitzberg (*ein Aussichtsberg, 390,8 m, westlich von Königstein und südlich von Pirna*). Übernachtung in (01819) Ottendorf (zwan- zig Pfennig) (*heute Friedrichswalde-Ottendorf. Fußweg mindestens 30 km*).

Vierter Tag: Nach (01768) Schlottwitz im Müglitztal. Hier hatte ich 1880 mit Richard Amethyste und Achate gesucht und gefunden, auch im Bächlein eine Ringelnatter gefangen und mitgenommen. Wir suchten also wieder viele Achate und Amethyste für unsere Steinsamm- lung und wanderten dann durchs Müglitztal bis Niedersedlitz (*heute Ortsteil von Dresden. etwa 17 km Fußweg*). Schiff bis Dresden, mit Bahn nach Meißen.

Das waren Ostertage! Drei ohne jedes Wölkchen, erst am vierten Tag zogen leichte Wolken auf. Dazu war es so warm wie im Sommer. Wir sind nicht einem Touristen begegnet, auch auf der Bastei nicht. Ostern wurde damals noch nicht gewandert. Im Winter natürlich erst recht nicht. Ich bin wohl mit einer der ersten gewesen, die im Winter die Sächsische Schweiz be- sucht haben. Wie ist das so ganz anders geworden. Preis der viertägigen Tour fünf Mark und einige dreißig Pfennig. So viel Geld hatte ich noch, daß ich mir in Dresden auf der Großen Meißner Gasse zwei Stück Kuchen à sechs Pfennig kaufen konnte. Die Fahrt von Dresden nach Meißen kostete vierzig Pfennig.

In den großen Ferien bin ich öfter allein gewandert, zunächst ziellos, mit wenig Pfennigen in der Tasche. Einmal ging ich ab Meißen über (01665) Scharfenberg nach Constappel (*also link- selbig stromaufwärts*), durch den Grund nach (01723) Wilsdruff, von da nach (01737) Tharandt, Heilige Hallen, Edle Krone (*heute ein Eisenbahn-Haltepunkt zwischen Tharandt und Klingenberg, dort stehen nur ganz wenige Häuser, früher war dort Silberbergbau, wenn auch nicht sehr ergiebig, darunter die Schachtanlage "Edle Krone"*), Spechtritzmühle, Rabenauer Grund bis Dresden. Verzehrt habe ich nur drei Eckchen Semmel und ein Würstchen für zehn Pfennig. Dazu die Bahnfahrt Dresden- Meißen.

Mit meiner Braut habe ich später in Begleitung meines Schwagers Hermann Simon und Schwester Ida einen Ausflug in die Sächsische Schweiz unternommen: (01855) Sebnitz- Grenadierburg, Thomaswald (*in Böhmen östlich von Sebnitz*) (wo es Jettel besonders gefiel inmit- ten des großen, stillen Waldes), Wachberg, (01855) Hinterhermsdorf, Schleusten, Hinterdit- tersbach, Ditterbacher Schweiz (*in Böhmen*), Reinwiese, Herrnskretsch (*an der Elbe in Böhmen, Hřensko*), Hausteg zum Winterberg, durch die Schrammsteine (*elbauf von Bad Schandau*).

Doch nun genug! Jetzt geht es auf die Universität! Niemals, daß ein Lehrer auf Afra uns ge- sagt, wie wir's nun eigentlich dort anfangen sollten. Wir wurden wie ins Wasser geworfen - nun schwimmt. Zum Glück wohnte mir gegenüber in der Körnerstraße (ich war bei meiner Schwester Emma, Körnerstraße 11, einquartiert) bei seiner verwitweten Mutter ein Student, der sich meiner annahm. Er führte mich auch bei dem Geschichtsprofessor Biedermann ein. Ich hörte bei letzterem ein Kolleg und nahm in seiner Wohnung an einem geschichtlichen Privatseminar teil. Ebenso trat ich, angeregt durch jenen Studenten, einem kleinen Studenten- ruderclub bei. Wir hatten es nahe zur Pleiße und gondelten - übrigens in guten Auslegerboo- ten - öfter hinaus nach Connewitz, am „Wassergott“ vorüber. (*Die Pleiße, auf der nach Connewitz gerudert wurde, verläuft heute, nach Auskunft des Leipziger Stadtarchivs, zum Teil unterirdisch. Der "Was- sergott" war eine bei den Leipzigern geläufige Bezeichnung für eine Uferstelle an den Bauernwiesen in der Nähe des ehemaligen Germania-Bades. Dort befanden sich eine Restauration und eine Bootsausleihstation. Von Frau Lieselotte Simon besitze ich eine Kopie eines Fotos des „Restaurants“ im Leipziger Auwald, eine flache, primitive Holzlattenbude, auf Pfählen an der stadtabgewandten Seite der Pleiße ins Wasser hineingebaut. Dort konnte man preiswert Brause oder Limonade trinken. Sie erinnert sich an Besuche in den 30er Jahren, es gab Waldmeisterbrause oder Himbeerlimonade in „gehämmerten“ Glasbechern zu trinken und auf der Pleiße wur- den flache Ausflugsboote durch Staken vorwärtsgebracht*). Eventuell geht die Bezeichnung auf eine Wasserver-

sorgungsanlage von 1866 zurück, die sich in diesem Gebiet befand. Alle genannten Anlagen existieren heute nicht mehr. Das Gebiet der Bauernwiesen erstreckt sich im Bereich der heutigen Kreuzung der Kurt-Eisner-Straße mit der Bundesstraße 2, südlich der Rennbahn Scheibenholz.

III.

Leipzig Hamburg Cöln an der Elbe.

Auf der Universität habe ich viel beziehungsweise nichts gelernt. Jedenfalls hätte ich, falls ich gleich nach dem Maturus das erste Staatsexamen gemacht hätte, dieses Examen auch bestanden. Unser Religionsunterricht auf Afra hatte uns vortrefflich vorbereitet. Student Hahn, der ein Jahr vor mir in Afra abgegangen war, sagte mir zu Beginn meines Studiums: „Du, ich bin im mündlichen Examen gewesen und habe in verschiedenen Sektionen zugehört. Das Examen hätte ich auch bestanden. Dazu hat uns Prof. Höhne genug beigebracht“. Und Hahn war nicht einer der Besten. Ich konnte ihm auch nicht recht glauben. Aber als ich mein Examen bestanden hatte, mußte ich ihm in der Hauptsache recht geben. Ich bin der Meinung, daß damals das theologische Studium mehr der Heranbildung von theologischen Wissenschaftlern als von praktischen Geistlichen diene. Für die Praxis wurden wir in ganz unzureichender Weise vorgebildet. Die katholische Kirche ist klüger. Sie schickt wirklich wissenschaftlich Begabte auf die Universität, die große Masse ihrer Geistlichen bildet sie auf ihren theologischen Seminaren aus, Männer aus dem Volke für das Volk. Diese Vorbildung ist allerdings oft mehr als mangelhaft, wenigstens die Allgemeinbildung. In Aschau in Tirol, nicht allzuweit von Kufstein, fragte mich einmal der Pfarrer, mit dem ich im Gasthof zusammensaß; „Sie sind Sachse. Sagen Sie mal, liegt Sachsen eigentlich vor München oder hinter München?“

Ich habe, zumal in den ersten Semestern viele Collegs belegt und sehr regelmäßig besucht und ausführliche Niederschriften gemacht. Außer einem Kollegheft von mehr als hundert engbeschriebener Seiten („Einleitung ins Neue Testament“ bei Professor Schmidt) habe ich kein einziges wieder angesehen. Vergebliche Arbeit! Im zweiten Semester gab es ein Examen für eine ziemliche Menge kleinerer und größerer, auch eines ganz großen Stipendiums (2424 Mark). Geprüft werden sollte Einleitung ins neue Testament beziehungsweise etwas aus der Exegese des alten Testaments. Die mehr als 100 eng beschriebenen Seiten Einleitung ins neue Testament hatte ich auswendig gelernt. Da war ich also glänzend gewappnet. Das kam aber nicht dran, sondern Psalmen. Und da hatte ich kein Glück. Nichts habe ich bekommen, während meine Bekannten alle etwas mit nach Hause nahmen. Wie kam's? Vormittags waren sie bei Delitzsch, dem Examinator des Nachmittags, im Kolleg (*in der Vorlesung*) gewesen. Er las Psalmen und nahm zur Belohnung für seine Collegbesucher denselben Psalm durch, über den er vormittags gelesen hatte. Ich war nicht im Kolleg gewesen (das ich auch belegt hatte), sondern ging im Rosenthal noch einmal meine Einleitung ins neue Testament durch. Elender Reinfall! Daraufhin habe ich kein Psalmenkolleg mehr besucht. Wichtiger als alle Collegs, außer denen bei Professor Fricke waren mir die Seminare der Lausitzer Prediger Gesellschaft, der ich beigetreten war. In kleinen und kleinsten Kreisen wurden wir hier in den verschiedensten Disziplinen von den ersten Professoren geschult, eine große Aufopferung für die Herren. Wir mußten schriftliche Arbeiten liefern, die besprochen wurden, ? , hebräische; hatten Dogmatik, Kirchengeschichte, Pädagogik. Fricke opferte oft seine Zeit von abends acht bis zwei Uhr nachts. In der Peterskirche wurde Gottesdienst gehalten. Einer hielt die Predigt, die dann in der Sakristei besprochen wurde, im Anschluß daran eine schriftliche Predigt und außerdem ein Predigtentwurf. Durch diese Seminare, bei denen wir mit den Professoren auch in persönliche Berührung kamen, hatten wir Lausitzer vor allen anderen Studenten etwas Gewaltiges voraus. Wir waren in Leipzig damals über sechshundert Theologiestudierende. Es gab wohl

auch für die Nichtlausitzer ein oder mehrere Seminare; aber die Zahl der Teilnehmer war so groß, daß der Einzelne - und das war die Regel - nie persönlich zur Arbeit herangezogen wurde. Freiwillig nahm ich noch am pädagogischen Seminar von Hofmann teil, habe hier auch einmal in einer Leipziger Volksschule ex tempore (*ohne Vorbereitung*) Unterricht halten müssen über Geographie Sachsens. Das Urteil Professor Hofmanns lautete günstig. Nur, nur - „Na, was haben Sie denn auszusetzen“ frug Hofmann die anderen Seminaristen. Schweigen. „Na, da will ich es Ihnen sagen. Es war alles gut, aber er sprache nich ordentlich Deitsch“. Allgemeines Gelächter. Hofmann war bekannt wegen seiner sächselnden Aussprache. Er war Professor in Afra gewesen und war auf eine Arbeit in einem Osterprogramm hin (Wo liegt nach Matthäus Kapitel 28, Vers 7 das Galiläa, wo der Auferstandene seine Jünger wiedersehen wollte? Die Landschaft Galiläa kann nicht gemeint sein; Hofmann vermutete, daß es eine Herberge für die Galiläapilger, kurz Galiläa genannt, bei Jerusalem gewesen sei) Professor in Leipzig geworden.

Ein Privatissimum hatte ich mit noch drei Studenten bei einem im Ruhestand lebenden Seminardirektor in Gohlis.

Es gab zu meiner Zeit einmal eine kleine Studentenzeitung. In überaus treffender Weise wurden da die Professoren mit einem kurzen Bibelwort charakterisiert. Hofmann: „Meine Kraft ist auch in dem Schwachen mächtig.“ Fricke: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle.“ Delitzsch, unser Hebräiker, von Juden abstammend und für Juden das neue Testament ins Hebräische übersetzend: „Ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist.“ Lubhardt, der starre hochorthodoxe Dogmatiker: „Und wenn ein Engel vom Himmel käme und lehrete anders, als ich, der sei verflucht.“ Schmidt (dessen Collegs aus allen möglichen Büchern gewissenhaft zusammengetragen waren): „Prüfet alles und das Gute behaltet.“ Lechler, der mit der Zunge etwas anstieß: „Herr, ich habe eine schwere Zunge.“ Hier hätte man hinzufügen müssen: „Herr, schicke einen anderen, denn et cetera.“ Er war aus Versehen nach Leipzig gekommen, aus Schwabenland. Eigentlich hatte man seinen Bruder haben wollten. So wurde wenigstens gesagt. Seine kirchengeschichtlichen Collegs waren bockledern. Praktische Theologie, die aber alles andere war als praktisch, habe ich zweimal hören müssen bei Geheimrat Baur, weil ich drei Semester lang sein Famulus war. Das war für mich ein Glück. Ich wurde es durch die Lausitzer Predigergesellschaft. Von jedem Studenten erhielt ich durch die Universitätskasse eine Mark (dafür mußte der Famulus das Collegbuch dem Professor zur Bescheinigung, daß jener das Colleg besucht habe, vorlegen.) Ich erhielt pro Semester etwa dreihundert Mark. Ich hätte kaum gewußt, wie ich sonst studieren sollte. Von daheim bekam ich so gut wie nichts. Wohnung hatte ich billig bei der Schwester; Nahrung, davon später. Einige kleine, einmalige Stipendien hatte ich. Im ersten Semester zahlte ich dummerweise fünfundsiebzig Mark Collegengelder. Ich wußte nicht, daß man sich diese stunden lassen kann, bis man im Amt sie abzahlen konnte. Das habe ich später getan. Kein Famulus hatte es so schwer wie ich. Die anderen hatten in der Hauptsache etwa nur jene Bücher zur Unterschrift vorzulegen. Ich mußte immer da sein, und nicht nur das. Lange vor Beginn des Collegs, die immer frühmorgens lagen, mußte ich auf dem Roßplatz eine Droschke nehmen (die Droschkenkutscher kannten mich schon von weitem), damit zur Universitätsstraße, Ecke der Promenade, wo Baur wohnte, fahren, Baur die Treppe herunterführen und von der Mitte der Universitätsstraße aus über den Hof zum Gebäude gegenüber dem Bosnerianum eine Treppe hinauf in sein Zimmer, von da jedesmal zum Colleg und zurück. Er lag mir oft sehr schwer im Arm, besonders auf den Treppen. Nach dem zweiten Colleg ging er mit meiner Hilfe den ganzen Weg zu Fuß zurück. (Ich verlor dadurch die nächste Stunde). Das dauerte fast dreiviertel Stunden, die er mir durch seinen Humor und Erzählungen aus seiner Studentezeit verkürzte. In seinen Collegs merkte man von seinem Humor fast nichts. Er hätte sonst noch mehr und dankbarere Hörer haben können. Das letzte Semester gab ich leider die Famulatur auf. Baur ist kurz nach meinem Examen gestorben. Er litt an Knorpelschwund zwischen den Knochen. Daher konnte er nur

unter großen Schmerzen gehen. Seine Bibliothek war außerordentlich umfangreich. Goethes Faust konnte er auswendig. Er rauchte gern, war aber außerordentlich geizig mit seinen Zigarren. Nur einmal, außer bei einer Einladung, hat er mir eine Zigarre geschenkt. Auf dem Heimweg blieb er gern einmal länger stehen. Dann sang er mir eins seiner alten Studentenlieder vor aus der bewegten Zeit von 1849, oder erzählte. Ich fing einmal an, ihm eine Geschichte zu erzählen, die uns Fricke in seinem Ethik-Colleg erzählt hatte. Er unterbrach mich: „Wissen Sie, wem diese Geschichte passiert ist? - Fricke selbst.“ Fricke sprach im Colleg über Zerstreuung (da hätte er aus seinem eigenen Leben viel erzählen können). Es war einer, so erzählte er, zu einer feinen Gesellschaft geladen. Nach Betreten des gastlichen Hauses fühlt er das dringende Bedürfnis, einen gewissen Ort aufzusuchen. Danach tritt er in den Salon ein, statt des Chapeau Claque (*zusammendrückbarer Zylinderhut*) den Abortdeckel unter dem Arm. - (Fricke war, wie Höhne in Afra, ein kleines, dünnes Männchen, in der Jugend lungenschwindsüchtig, mit fünfundzwanzig Jahren Professor). In der Ethik redete er auch einmal vom Heiraten. Die Frau dürfe nur so groß sein, daß sie dem Manne bis an die Brustwarzen reiche. Seine Frau überragte ihn um Haupteslänge. Frauen sind neugierig, sagte er. Sie wollen wissen, was man bei einer Gesellschaft gegessen hat. Ich stecke mir immer die Speisefolge ein. Er arbeitete bis nach Mitternacht, meist bis zwei Uhr. Über achtzig Jahre alt ist er geworden.)

Darauf erzählte mir Baur noch eine Geschichte von Fricke. Er ist eingeladen. Ach, denkt er, da ist dein Freund, Professor Kahnis (ebenso zerstreut wie Fricke) sicher auch eingeladen. Du holst ihn ab. Er findet Kahnis in ein Buch vertieft. Freilich, sagt Kahnis, bin ich eingeladen. Gut, daß Du kommst, ich hätte es vergessen. Zu interessant dies Buch. Da, lies, ich ziehe mich derweilen um. Kahnis zieht sich um, verläßt das Haus und geht zur Gesellschaft. Es wird immer peinlicher, alles wartet auf die Aufforderung zu Tisch zu gehen. Ja, es fehlt noch jemand, Fricke. Da endlich besinnt sich Kahnis, daß Fricke in seinem Studierzimmer auf ihn wartet. Er eilt nach Hause. Als er ins Studierzimmer tritt, sagte Fricke, der die Zeit völlig vergessen hat: „Bist Du schon fertig? Na, da können wir gehen. Sehr interessant ist das Buch“. Bei der Beerdigung von Kahnis hielt Fricke einen Nachruf und warf am Schluß dem Freund statt des Lorbeerkranzes seinen Zylinder nach ins Grab. Kahnis, der wie ein Bauer aussah, gewöhnlich das Haupt geneigt in tiefen Gedanken auf der Straße ging, trat einmal aus der Universität kommend auf den Augustusplatz. Die Straße vor der Universität wurde asphaltiert. Kahnis beachtet das nicht, sondern geht durch die weiche Masse über die Straße. „Dummer Bauer“ ruft ihm ein Arbeiter zu, „siehst Du denn nicht, daß hier asphaltiert wird?“ „Ach so“, sagt Kahnis, macht kehrt und geht denselben Weg zurück.

Vor der Johanniskirche (*in Leipzig*) steht das Lutherdenkmal. Luther sitzt, Melanchthon steht. Fricke hält bei der Einweihung die Festrede, bekannt als Redner, der nicht gleich ein Ende findet. Und nun erzählen die Leipziger: Als Luther hörte, daß Fricke die Rede hält, habe er zu seinem Freund gesagt: Du, laß mich sitzen, Fricke spricht. Eh der fertig ist, falle ich sonst um. Auch von Delitzsch weiß ich eine hübsche Geschichte. Einer, der neu in die Lausitzer Prediger Gesellschaft eingetreten war, stellte sich bei Delitzsch vor. „Wie heißen Sie denn“ fragte Delitzsch. „Tzschaschel“ antwortete jener. Da Delitzsch: „T, T, T, Tzsch, Tzscha, Tzsch, Tzscha, Tzschaschel. Ja, da haben Sie ja vorn, was ich hinten habe“.

Die Societas Lusatorum Sorabica, die Lausitzer Prediger Gesellschaft, ist die weitaus älteste aller Corporationen auf deutschen Universitäten, 1716 gegründet, zunächst von Wenden zur Pflege der wendischen Sprache. Später wurden auch Abiturienten der Lausitzer Gymnasien Zittau und Bautzen aufgenommen, die nicht Wenden waren. Zu meiner Zeit wurden auch fünfzig Prozent Nichtlausitzer aufgenommen. Da Zittau und Bautzen zu wenig Mitglieder lieferten, galten damals auch schon Söhne ehemaliger Mitglieder, die nicht Lausitzer gewesen waren, als Lausitzer. Die Gesamtzahl sollte dreiunddreißig bis fünfunddreißig nicht übersteigen, um in den Seminaren eine intensive Arbeit zu ermöglichen. Das war auf die Dauer bei

der Menge der Theologiestudierenden nicht tragbar. Den Professoren wurde zuviel zugemutet, wenn sie sich mit so wenigen abgeben sollten, während die große Masse unbetreut blieb. Alle meine Vorstellungen blieben zunächst bei der Dickköpfigkeit der Lausitzer ohne Erfolg, bis ich bei einer Erkrankung des Seniors, der immer Lausitzer sein mußte, als Subsenior einen Convent zu leiten hatte. Ich hatte Gustav Schulze, einen Lausitzer, auf meiner Seite und setzte durch, daß nur ein Drittel Lausitzer zu sein brauchten. Auch das genügte natürlich nicht. Wir mußten die Gesamtzahl unbeschränkt lassen. Jede andere Corporation war stolz, wenn sie recht viele Mitglieder zählte. Die Folge blieb - nach meinem Abgang - nicht aus. Die Professoren kündigten ihre Mitarbeit. Die Lausitzer Prediger Gesellschaft erfreute sich bei allen Corporationen der größten Achtung, zumal man wußte, daß wir Duelle nicht suchten, aber unseren Mann bei Herausforderungen standen. Später - die Gesellschaft hatte sich ein eigenes Haus gebaut - wurde sie allmählich zur schlagenden Verbindung. Der Vorteil der Seminare war geschwunden und so wurden auch Nichttheologen aufgenommen; heute sind es fast nur Nichttheologen. Der Name wurde geändert in Sorabia. Das alles und ein unqualifiziertes Benehmen des Vorsitzenden der Dresdner Altherrenschaft, Mätzold, bewog mich aus der „Sorabia“ auszutreten. Der Lausitzer Prediger Gesellschaft bin ich immer verbunden und sehe mich nach wie vor als deren Mitglied an. Sie selber existiert ja nicht mehr.

Die Universität hatte uns zwei Zimmer in der Universität, am Eingang Augustusplatz rechts im Erdgeschoß die zwei ersten Zimmer, eingeräumt. Hier hatten wir unsere Bibliothek, hier trafen wir uns vor, zwischen und nach den Collegs. Kneipabend war mittwochs, sonnabends Spielabend. Zur Sonntagsfrühkneipe bin ich selten gegangen. Unser Lokal war „das Plavianum“, der Plauensche Hof in einem Durchgang (Passage) vom Brühl zur Promenade, gänzlich abgeschlossen ab zehn Uhr abends, so daß wir toben konnten, solange wir wollten, die idealste Studentenkneipe in ganz Leipzig. Vom befreundeten Arion und zumal Paulus (früher konnten Pauliner zugleich Soraben sein) erhielten wir oft Besuch, zumal wenn es Freibier gab, was öfter geschah, da jeder, der ein Amt erhielt, fünfundzwanzig Liter Bier stiften mußte. Wir hatten aber viele Ämter: Senior, Subsenior, Sekretär, erster und zweiter Kneipsenior, Fuxmajor, drei Rezensenten, sieben Spezialsenioren. Dazu kam Freibier beim Fuxexamen, Fuxbummel, bei der Entlassung nach bestandenem Examen. Vor der Aufnahme mußte eine schriftliche Arbeit abgegeben werden, die von den drei Rezensenten zensiert wurde. Ich war Subsenior, Rezensent, Spezialsenior im homiletischen Seminar (*von griechisch homilia, die Anrede. Homiletik ist die wissenschaftliche Darlegung der Lehre von der Predigt; ein Zweig der praktischen Theologie*), Fuxmajor und erster Kneipsenior. Sonntag Nachmittag machten wir in der Regel einen Bummel in die Umgebung. Köstliche Stunden studentischen Humors boten das Fuxexamen, der Fuxbummel in die Gosenschänke nach (*Leipzig-*) Eutritzsch, das Weihnachtsfest, noch mehr die Weihnachtsfeste der Arionen und Pauliner, wobei nach wundervoller Ouvertüre, von Studenten komponiert, ein selbstverfasstes Theaterstück aufgeführt wurde, in dem alle Ereignisse des letzten Jahres in Leipzig, Sachsen, Deutschland und Europa, soweit es anging, mit Humor und oft beißendem Spott durchgehechelt wurden - in Gegenwart der Professoren, Stadt- und Staatsbehörden, auch fremder Diplomaten. Solch ein Abend war in jeder Beziehung, nicht nur musikalisch, ein Erlebnis.

Mittwoch vor Himmelfahrt und Himmelfahrt selbst wurde ein größerer Ausflug unternommen. Abends am Mittwoch wurden schnell die Honoratioren des Städtchens zusammengetrommelt, um am Festkneipabend teilzunehmen. In Penig bedauerten die Ratsherren lebhaft; sie hatten Sitzung. Ihr Sitzungssaal war über dem unseren. Sie hielten es bei unseren Studentenliedern nicht lange oben aus und kamen herunter. Der Nachtwächter, der noch mit Laterne, Spieß und Horn herum lief, erhielt auch seinen Teil, während einer von uns sein Amt versah, viel fleißiger beim Tuten, als wohl jemals der Nachtwächter selbst es getan. Die Bewohner haben sich köstlich amüsiert. Himmelfahrt ging es in den Gottesdienst, Nachmittag war Spaziergang mit den Honoratioren, nun auch dem Pastor, und Frauen, vor allem den Töchtern.

An geeigneter Stelle wurde Kaffee getrunken, dann gab es wieder Kneipe, wobei die Füxe zu Burschen herausgepaukt wurden, und Tanz. Manche blieben um eines hübschen Mädchens willen noch ein bis zwei Tage länger dort.

Das Convikt (*hier wohl nicht von lateinisch convivere, zusammenleben, für meist kirchlich errichtete Heime für Schüler oder Theologen zum Zusammenleben, sondern wohl von lat. convivium, Gastmahl*). Das Convikt wurde wohl in der Hauptsache durch Stiftungen erhalten. Es waren im Speisesaal mindestens vierundzwanzig große viereckige Tische. An jeder Seite saßen drei, also am Tisch zwölf Mann. Einer war Tischoberer, wußte das aber oft nicht. Ich war es auch, obwohl ich bei weitem nicht am längsten am Tisch war. Das bestimmte wohl der Convictdirektor, Herr Professor Heinze, der Vater des bekannten späteren Reichstagsabgeordneten Heinze. Bei dem muß ich einen Stein im Brett gehabt haben, vielleicht weil ich so treu sein Colleg über Einleitung in die Philosophie und Logik im ersten Semester besuchte. Im ersten Semester war ich noch nicht im Genuß des Convicts. Ich hatte ja davon keine Ahnung. Aber auf Zureden begab ich mich zu Heinze und ließ mir von ihm eine Schnurrandekarte geben. Die kostete ganze fünfzig Pfennig. Dafür konnte ich nun das Semester lang mittags und abends im Convikt essen, falls ich einen freien Platz fand. Das kam oft vor. Viele waren anderswo eingeladen oder hatten etwas vor. Manche waren ein bis zwei Tage regelmäßig an anderer Stelle zu Tisch, Bekannte sagten einem das und dann konnte man sich ohne weiteres an ihrer Stelle an den Tisch setzen. Viertel zwei Uhr pünktlich (13 Uhr 15) gab der Convictinspektor (ein früherer Lehrer) das Glockenspiel zum Auftragen, abends Viertel acht Uhr. Bis dahin mußte man sich hinter einen leeren Stuhl stellen. Manchmal mußte man, da der Inhaber kam, den Platz wechseln. Hatte es aber geläutet und der Stuhl war frei, so konnte man ihn einnehmen, auch dann, wenn der eigentliche Inhaber schon in Sicht war. Manche mußten natürlich ungegessen fortgehen. Ich habe das Pech höchstens vier bis fünf Mal gehabt. Im nächsten Semester bekam ich an Tisch fünf eine Stelle und wurde auch gleich Tischoberer. Als solcher trat man im Laufe des Semesters nur einmal in Tätigkeit, und zwar auch nur die Oberen der ersten zwölf Tische. Diese zwölf Tische waren bevorzugt. Die Inhaber hatten gar nichts zu zahlen, die an den übrigen Tischen zahlten pro Monat oder Woche, ich weiß nicht mehr genau, zehn Pfennig. Die an den ersten zwölf Tischen bekamen aber noch ein Stipendium. Ich wurde zum Inspektor gerufen, bekam die Stiftungsurkunde vorgelesen und mußte mich mit Handschlag verpflichten, daß ich und die übrigen elf am Tische das Stipendium stiftungsgemäß verwenden würden. Das Stipendium war gestiftet worden, „damit der Studio sich an Kirschen, bayrisch Bier und Tabak gütlich tue“. Es betrug fünfundzwanzig Pfennig pro Mann, also drei Mark pro Tisch. Die Bedingung war ja nun schon vorher erfüllt, da schließlich jeder von uns Kirschen, bayrisch Bier und Tabak genossen hatte. Wir konnten uns diese Genüsse auch damals noch für fünfundzwanzig Pfennig beschaffen. Ich gab also die Verpflichtung weiter und dann taten wir, was alle in diesem Falle taten, wenn es einmal abends marinierten Hering mit Kartoffeln gab, bestellte der Tisch in der Küche einen sogenannten Wurstsatz, zwölf Bratwürste mit Sauerkraut und Kartoffeln für drei Mark. Einer fabrizierte einen witzigen Vierzeiler, der von allen zwölf möglichst laut hergesagt wurde. Schön, wenn dann andere Tische ihrerseits beim Wurstsatz antworteten. Das Convikt bekam man eigentlich auf zwei Semester, der Tischobere hatte es ohne weiteres zwei Semester länger. Ich hätte es auch noch im sechsten und siebenten Semester behalten, gab es aber freiwillig ab. Das war mehr als dumm. Ich konnte es behalten, auch wenn ich nicht immer hinging, und einem Freund meinen Platz abtreten, falls ich nicht kam. Ebenso töricht von mir, daß ich nicht, wie andere, Brot und Wurst mit nach Hause nahm. Wir hatten sehr gutes, selbstgebackenes Brot in Form einer großen Franzsemmel, jede Hälfte zu einem halben Pfund. So erhielten wir mittags und abends je ein halbes Pfund Brot. Mittwoch gab es Erbsmus und selbstgeschlachtete frische Wurst am Abend. Etwa fünf Portionen (aufgetragen wie alle Speisen auf zinnernen Schüsseln) bestanden aus Blut- und Leberwurst, die übrigen nur aus Blutwurst. Jeder hatte gerne eine gemischte Portion. Die Gabeln in der Hand, erwarteten wir den Auftrager. Dann wurde zugestochen. Es ist mir heute noch wunderbar, daß keiner dabei

gestochen wurde. Es kam vor, daß wir an solchen Abenden nur vier bis sechs an einem Tisch waren. Die meisten packten dann ein. Ich hätte meiner Schwester mit Brot und Wurst eine Erleichterung bringen können. Leider habe ich es nicht getan. Das Essen war gut und kräftig. Wenn ich schließlich verzichtete, so geschah es, weil ich das Anstaltessen, das ich schon so lange in Afra genossen hatte, satt bekam.

Im Karzer war ich auch einmal, zwei Tage in der „Wartburg“. Ohne Verdienst und Würdigkeit. Ein Schutzmann behauptete solchen Unsinn, daß jeder denkende Mensch ihn als solchen erkennen mußte. Ich habe mich nicht verteidigt. Ich hatte mir eine Ordnungsstrafe von drei Mark verdient. Das Fenster war vergittert, eine Holzpritsche mit Strohsack und Decke, ein Tisch und Stuhl und ein Zimmerklosett die Ausstattung. Wände beschmiert und bemalt, der Tisch geschnitzt, die Decke durch rußende Kerzen verziert. Das Essen brachte gegen Bezahlung der Pedell. Man konnte es sich auch aus dem Hotel bringen lassen, durfte auch ins Convikt gehen. Außerdem konnte man sich alles bringen lassen: Eigene Betten, Bücher, Wein, Bier, Zigarren et cetera. Auch Besuche durfte man empfangen. Ich habe keinem Menschen von meiner Gefangenschaft erzählt, außer natürlich Schwester und Schwager. Ich habe den Raum nicht verlassen und mich tödlich gelangweilt die zwei Tage und eine Nacht. Kosten etwa zwanzig Mark. In denselben Tagen erhielt ich zwei Holzstipendien von zehn und neun Mark, so daß der Schaden etwa gedeckt war.

1888 war die Grundsteinlegung des Reichsgerichts. Da habe ich den jungen Kaiser Wilhelm II. nah gesehen. Ich trug die Fahne der Societas.

Als 1914 der große Krieg begann, ist die ganze Societas, damals noch alles Theologen, mitgegangen. Sie sind alle gefallen im Verlauf des Krieges, vielleicht ein einzig dastehender Fall. Der siebenzig Jahre alte Theologieprofessor Gregory (aus Amerika stammend) zog auch mit und zwar als gemeiner Soldat in glühender Begeisterung für Deutschland. Er ist als Leutnant schwer verwundet worden und im Feldlazarett gestorben, geliebt und geehrt von allen, die ihn kannten. Es ist mehrfach über ihn geschrieben worden. Ich habe auch einmal bei ihm ein Colleg gehört. Wir waren anfangs etwa ein Dutzend Hörer, bald nur noch drei. Da haben wir beschlossen, den Professor unserer wegen nicht mehr zu bemühen. Es tat uns leid, daß er uns seine Zeit opfern mußte. Wir bleiben also weg.

Einige Tage vor Weihnachten 1886 reiste ich nach Kayna. Ich hatte Helene und Maria Weineck zusammen auf ein Bild in Kreide gezeichnet und wollte es mir nun mal im Rahmen ansehen. Herr Weineck gab mir fünfzig Mark in Gold und Frau Weineck zehn silberne Taler. Das war etwas für den armen Studenten. Etwa vier Tage vor Weihnachten fing es mittags ganz plötzlich an zu schneien, ein Wolkenbruch in Schnee. Ich wollte Weihnachten in Meißen sein. Als ich von Leipzig fortreiste, war schönstes Wetter. Ich war leicht angezogen - einen Winterüberzieher besaß ich wohl gar nicht - wie im Sommer, in der Hand ein dünnes Rohrstockchen, an den Füßen leichte Stiefeletten. Ich hätte in Kayna bleiben sollen. In etwa zwei Stunden lag der Schnee schon sehr hoch, dazu wehte es. Ich lieh mir von Onkel Hompel seine großen Schaftstiefel, die er in die Kohlengrube anzog, stopfte sie, soweit nötig, mit Stroh aus und ging los - im Eilschritt, wie ich's gewohnt war. Drei Stunden hatte ich Zeit bis zum Zugabgang fünf Uhr Nachmittag. Ich brauchte sonst bis Meuselwitz nur eine Stunde, bin auch einmal in dreiviertel Stunde gerannt (für reichlich acht km). Des besseren Weges halber nahm ich den Weg nicht über Spora, sondern über Zettweil, Wisma. Durch tiefen Schnee und Schneewehen hindurch kam ich nach Wisma und kehrte im Gasthaus ein, zu kurzer Rast. Ich konnte kaum noch; war ich doch auch die schweren Stiefel nicht gewöhnt. Als ich in den Spiegel sah, erschrak ich vor mir selbst, so erhitzt war ich. Dann ging's weiter. Niemand unterwegs. Kurz vor der Bahnbrücke Meuselwitz wollte ich mich in den Schnee setzen und ausruhen. Ich wäre sicher nicht wieder aufgestanden. Die bekannte Erzählung, an die ich dachte,

rettete mich. Es war einige Minuten nach fünf Uhr als ich auf dem Bahnhof ankam. Ich hatte drei Stunden gebraucht. Der Zug stand noch da. „Ja, wir wollen erst sehen, ob wir überhaupt fahren.“ Der Zug fuhr ab. In Lucka wurde die Weiterfahrt in Frage gestellt. Aber es ging weiter, bis Gaschwitz. Hier mußte man damals umsteigen. Es war elf Uhr nachts. Der Zug nach Leipzig sollte nicht abgelassen werden. Halb zwölf Uhr wurden wir wenigen Fahrgäste gefragt, ob wir mitfahren wollten. Man hatte sechs Lokomotiven zusammengeschleppt und einen Wagen drangehängt, in dem wir ca. eine halbe Stunde nach Leipzig fuhren. An ein Weiterkommen war zunächst nicht zu denken. Aller Verkehr war unterbrochen. Auf den Straßen standen die Wagen verlassen. Die Besitzer hatten Eile, ihre Pferde zu retten. In den folgenden Tagen waren die Bahnhöfe belagert von solchen, die zu Weihnachten heim wollten. Am dreiundzwanzigsten Dezember war ich auch wieder auf dem Bahnhof. Der Fahrplan galt natürlich nicht. Vor einer halben Stunde, hieß es, ist einer nach Dresden abgegangen. Aber das ausgeschufelte Gleis soll schon wieder zu sein. Etwa eine halbe Stunde später hieß es doch: Einsteigen nach Dresden. Wir wollen's versuchen. Wir waren in einer vierten Klasse fast nur Studenten. Heizbar war der Wagen nicht, er gehörte nach Chemnitz. Der Schaffner hatte für diesen Ofen keinen Schlüssel. Nach drei Uhr Nachmittag fuhren wir ab, in reichlich einer Stunde waren wir in Wurzen. Da ging's nicht weiter, alles wieder zu, hieß es. Wir bummelten in die Stadt, um dort Abendbrot zu essen. Einige aber, darunter ich, kehrten doch bald zurück, in der Hoffnung, daß die Abfahrt frei würde. Das geschah auch etwa elf Uhr abends. Wir fuhren, soweit die Fahrgäste zur Hand waren, ab, um halb zwölf Uhr in Dahlen anzukommen. Weiter ging es nicht. Im Bahnhofsrestaurant verbrachten wir die Nacht. Milch war nicht zu haben, die Speisen knapp. Aber wir hatten es warm. Am nächsten Tag zehn Uhr vormittags ging's weiter. Es war nur ein Gleis frei. Wir fuhren zwischen Schneemauern, die die Trittbretter streiften. In Riesa warteten drei Urlauberzüge. Nach fast fünfundzwanzig Stunden kam ich am Heiligen Abend in Meißen an.

Das Examen nahte. Wir waren sechsundsechzig Examinanten, im Vorsemester fünfundsechzig, wohl die höchsten Zahlen bis heute. Je sechs bildeten eine Sektion. In Leipzig und Dresden war ich mit Warkwitz und „Onkel“ Kramer Josef zusammen. Das Thema der häuslichen Arbeit weiß ich nicht mehr. In der Klausur hatten wir in der Kirchengeschichte Professor Brieger: „Karl der fünfte und die Deutsche Reformation“. Ein Pedell hatte die Aufsicht. Eine Kiste guter Zigarren stand für ihn und uns zur Verfügung. Wir bezahlten sie natürlich. Er pflanzte jeden Tag die abgeschnittenen Spitzen vor sich auf dem Tische auf - mindestens fünfzehn Stück. Essen und Trinken konnten wir was wir wollten, es wurde besorgt. Mittag aßen wir gemeinsam mit dem Pedell. Meine Examenspredigt wurde von Professor Rietschel, wie er mir sagte, mit der Eins zensiert. Er bot mir daraufhin zwei Hauslehrerstellen an. Vor dem mündlichen Examen war ich, es war wohl Mittwoch, noch auf der Kneipe und dann mit meinem Leibfux Conrad Dillmer (er starb zeitig, war Pastor in Pegau) in einer kleinen Weinstube, wo wir zum Abschied eine Bowle tranken. So kam ich erst nach zwei Uhr nach Hause. Die Prüfung am Nachmittag verlief gut bis auf die praktische Theologie bei Rietschel, wo ich, der Famulus des Professors der praktischen Theologie Baur, glänzend versagte, obwohl ich das Colleg zweimal hatte hören müssen. Rietschel hatte eine andere Methode, jedenfalls die praktischere. Im Examen kommt eben viel auf Glück an - und auf den richtigen Examinator. Professor Fricke sagte uns einmal: „Im Examen wird nicht nur der Kandidat geprüft, sondern ebenso der Examinator. Und die wenigsten wissen, wie man zu examinieren hat. Der Prüfer soll nicht wissen wollen, was der Prüfling nicht weiß, sondern was er weiß. Aber viele Examinatoren sind nicht imstande von dem abzugehen, was sie sich gerade vorgenommen haben“. Das haben wir bei unserer Prüfung glänzend bestätigt gefunden. Prof. Brieger fragte uns in der Kirchengeschichte, ob wir ein vor kurzem erschienenenes kleines Schriftchen über dies und das aus der Reformationsgeschichte gelesen hätten. Wir verneinten allzumal. Wer kümmert sich in der Examenszeit um solche kleinen Neuerscheinungen. Er fragte weiter, ob wir wenigstens einmal einen Blick hineingetan hätten. Wir erklärten, daß wir von der Existenz dieses

Heftchens überhaupt keine Ahnung hätten. Können Sie mir, so ging das Fragen weiter, sagen, in welche Kapitel das Schriftchen eingeteilt ist? Prof. Brieger hat sich weiter mit diesem Schriftchen befaßt, bis die Zeit zu Ende war. Wir konnten nur immer wieder sagen: Gänzlich unbekannt. Das ist kaum glaublich, aber buchstäblich wahr. So unbeholfen konnte dieser Mann sein, der so bewandert in der Kirchen- und zumal Reformationsgeschichte war, daß er wirklich Stoff genug hatte zur Prüfung. Fricke wird im Stillen ebenso gelacht haben, wie wir. Professor Lechler hatten wir zum Glück nicht. Der hat einmal im Examen also angefangen: „Nun, meine Herren, an was glauben Sie wohl habe ich gedacht, als ich hierher kam?“ Alle möglichen Antworten, alle falsch. Endlich sagte er selbst: „Ob ich wohl eine Droschke finden würde.“

Im mündlichen Examen mußten wir in der Universitätskirche (Paulinerkirche) einen Teil der Predigt halten. Der alte Küster, der den Prüfling bis an die Kanzeltreppe und später zurück geleitete, war bekannt wegen seiner Zensuren, die er gab: Sie haben über einen schönen Text gepredigt; Sie haben gute Lieder gewählt; Sie haben nicht sehr erbaut; Sie sind eine Posaune des Herrn.

Von meinem guten Professor Heinze nahm ich auch Abschied, zugleich ihn um ein Thema bittend für die Doktorarbeit, die ich machen wollte. Er riet mir: „Die philosophischen Grundlagen zur Ethik Richard Rothes“, eine schwere Aufgabe. Ich habe daran gearbeitet, fand aber zuletzt nicht Zeit, die Arbeit zu beenden. Ein anderer hat darauf den Doktor gemacht.

An meine Braut telegraphierte ich nach beendigtem Examen noch am Abend, ehe es zur Abschiedskneipe ging: Sehr gut, Max. Auf der Abschiedskneipe feierten auch verschiedene Professoren, darunter Rietschel, mit uns. Ich habe keine der beiden Hauslehrerstellen angenommen. Das kam so: Göttching, der Pflegesohn von Dibelius in Dresden, auch Mitglied der Sorabia, sollte wohl als Oberhelfer ins Rauhe Haus zu Hora bei Hamburg kommen. Er wollte aber gern noch ein Jahr an einer anderen Universität studieren und den Doktor machen. Er fragte mich, ob ich an seine Stelle treten wollte. Ich hatte 1883 auf Afra anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Rauhen Hauses die Abbildungen in der Leipziger Illustrierten gesehen und gedacht: Ach, wenn du einmal dort als Kandidat sein könntest. Wichern, der Sohn des Gründers, der einige Jahre schon tot war, bestellte mich in ein Hotel. Ich traf dort einen der drei Mitsenaristen aus Gohlis - bei Seminardirektor außer Diensten Schütze. Mein Konkurrent war später Katharina Günthers Direktor am Lehrerinnenseminar in Dresden - der auch bestellt war. Wichern redete einige Zeit mit uns. Wir bekämen Nachricht. Bald darauf bekam ich die Aufforderung, auf Kosten des Rauhen Hauses nach Hamburg zu kommen und mir das Rauhe Haus anzusehen. Ich kam und erhielt die Aufforderung, mich überall umzusehen. Erst zu Mittag bei Tisch kam ich mit Wichern zusammen. Er frug mich, wie mir das Rauhe Haus gefalle. Ich erzählte ihm von 1883 auf Afra. „Sie sind engagiert“, sagte er. „Ich hätte es Ihnen schon in Leipzig sagen können. Ich halte Fürstenschüler für besonders geeignet, weil sie straffe Zucht und Anstaltsleben kennen. Aber Sie sollten hinterher nicht enttäuscht sein.“ So kam ich als Lehrer und Erzieher ins Rauhe Haus. Davon später. (*Dank Ursula (Ulla) Schmiedel besitze ich seit 29. Okt. 2001 den originalen Anstellungsvertrag, der unter einem (hier fett) gedruckten Briefkopf folgenden handschriftlichen Text hat:*)

PAULINUM

Pensionat des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg.

Wichern, Director

Horn, den 25. Juli 1889

Bedingungen unter denen Herr Cand theol.

Max Schmiedel aus Leipzig zum 1. Oktober 1889

als Oberhelfer an das Paulinum des Rauhen Hauses berufen ist.

-
1. Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden 20 bis höchstens 24, im Fall des Uebernehmens einer Knabenfamilie 15 - 17 pro Woche.
 2. Gehalt pro anno im ersten Jahre M 750,- (siebenhundertundfünfzig Mark bei ganz freier Station: Wohnung, Kost, Arzt + Arznei, Feuerung, Licht und Wäsche (mit Ausnahme der gesteiften), im zweiten Jahre und den folgenden M 900,- (neunhundert Mark), zahlbar quartaliter postnumerando.
 3. Kündigungstermin gegenseitig vierteljährlich zu den Quartalsterminen.
 4. Urlaub mindestens 4 Wochen pro Jahr, das Nähere nach Vereinbarung.
 5. Die Herreisekosten werden III.^{ter} Classe erstattet.

(Unterschrift) Wichern

Etwa im dritten Semester ließ ich mich von einem Militärarzt (nicht bei (Regiment) 177) auf meine Militärfähigkeit untersuchen. Der merkte wohl, daß ich gern freikommen möchte, um Geld und ein halbes Jahr zu sparen. Er sagte, er würde mich wahrscheinlich nicht nehmen. Anstatt mich nun dort (wohl 134. Regiment) zu melden, ging ich zu 177. Ich wurde auf ein Jahr zurückgestellt und dann wegen allgemeiner Körperschwäche als dauernd untauglich entlassen. Von den etwa zweihundert Zurückgestellten wurden nur sechs bis acht genommen. Man hatte damals genug. Ich aber leistete mir vor Freude zu Mittag daheim ein Glas Lagerbier für dreizehn Pfennig.

(Ich besitze seit meinem Geburtstag 1996 ein kleines Gesangbuch von Max Schmiedel, das mir Ursula (Ulla) Schmiedel schenkte. Sie hat es von ihrem Vater Erich geerbt. Es ist das "Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen. Herausgegeben von dem evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium im Jahre 1883, Leipzig und Dresden. In Kommission bei B.G.Teubner." Mit der bekannten feinen Handschrift steht "Max Schmiedel, cand. rev. min." vorn drin, ein späterer Stempel sagt "Pastor Schmiedel Dresden Annen-Pfarrhaus." Das Büchlein ist in dünnem dunkelbraunem Leder gebunden, hat roten Schnitt und die Innenseiten der Buchdeckel tragen später aufgeklebtes bräunliches Kunstpapier; darunter kann man am hinteren Deckel das alte, schönere Papier sehen, es trägt feine dunkelgrüne Ornamente. Es gibt darin zahlreiche handschriftliche Notizen von Max Schmiedel, die kaum leserlich sind.)

Meine erste Predigt hielt ich bereits nach Beendigung des zweiten Semesters am Sonntag nach Ostern 1887 in Oberau bei Niederau (eine bis eineinviertel Stunden von Meißen). Ich wollte sehen, ob's ging. Sonnabend Nachmittag wanderte ich hinaus nach Niederau zu Pfarrer Schulze. Unterwegs wollte ich noch Predigt memorieren, kam aber vor lauter Zukunftsträumen nicht dazu. Nach dem Abendbrot überließ mir Schulze seine Studierstube zu stiller Meditation. Ich träumte mich in die Zukunft hinein und dachte, wie schön das später sein müßte, wenn dann die Frau einmal hereinkäme, schlänge ihren Arm um meinen Hals, gäbe mir einen Kuß und verschwände dann wieder, still, wie sie gekommen. Das ist mir später nie passiert. Mein gutes Jettel hatte keine so zärtliche Ader. Ich aber vergaß damals das Meditieren und verschob es auf den frühen Morgen. Es ging alles gut. Ich habe als Student nach Weihnachten 1887 die zweite Predigt gehalten, und zwar in Kayna. Außerdem habe ich wiederholt in Knautnaundorf und in Knauthain mit Filiale Rehbach (südwestlich von Leipzig), auch in Niederau gepredigt. In Knauthain war beide Male der Patron, der Gesandte Sachsens in Berlin, Graf von Hohenthal mit der Gräfin zugegen. Er sprach nach der Predigt sehr liebenswürdig mit mir. In Knautnaundorf saß in der Pfarre ein gewisser Lehmann, eigentlich Wicas geheißen, ein Wende, alter Herr von uns (also von der Lausitzer Prediger Gesellschaft). Das Dorf hatte 292 Seelen. Mit dem Kantor war er zerfallen, die Gemeinde kam nicht in die Kirche, weil er sich nicht die geringste Mühe gab. Wiederholt kam er Sonnabends zu uns in unsere Universitätszimmer und sagte: „Kinder, ich habe Kopfschmerzen. Einer von Euch muß morgen für mich predigen.“ Sagte nun einer, er habe seine Predigt ja schon dort gehalten, so antwortete er: „Das schadet nichts, meine Bauern sind so dumm, die merken das nicht.“ Sagte ein anderer, er könne seine Predigt unmöglich bis dahin memorieren, so sagte er: „Sag sie her, soweit du sie kannst, dann

fängst du von vorne an; die merken nichts. Sag nur etwas von Goethe oder Schiller. Das gefällt ihnen.“ In seinen Gottesdiensten waren etwa zwei bis drei alte Mütterchen. Ich habe beide Male vollgestopfte Kirchen gehabt. Das zweite Mal war tags vorher Kaiser Friedrich gestorben. Ich habe darum auf dem Wege von Knauthain nach Knautnaundorf eine neue Einleitung gemacht.

In Kayna wohnte ich mit dem Vater Weihnachten 1887 bei Weinecks. Am zweiten Feiertag war ich zur „Gesellschaft“ von meinem späteren Schwiegervater in die „Sonne“ geladen. Da kamen die Honorationen von Kayna und Umgebung zusammen. Ein Theaterstück wurde aufgeführt in dem Saale, in dem später unsere Hochzeit stattfand. Maria und Lene Trübenbach spielten mit. Jettel Trübenbach saß mir am Tisch beim Eingang gegenüber. Ich habe wohl kaum ein Wort mit ihr geredet. Ich war sehr schüchtern. Um so mehr habe ich sie wohl angeschaut und mich in die großen, schwarzen, tiefen und guten Augen verliebt. Sie trug damals die kurzen, welligen Haare, weil sie nach einem Typhus im Sommer (1887, mit 17 Jahren; auch die anderen Töchter sollen schwer unter Typhus gelitten haben) ihre Haare verloren hatte. Als dann Vater Trübenbach eine Damenrede hielt (er hielt wohl alle Jahre dieselbe) und die jungen Herren aufforderte, sich an die Fräuleins heranzumachen und eins als Braut zu holen, hätte ich mich am liebsten gleich an ihn gewandt und ihn beim Wort genommen. Aber ich war ja noch so gar nichts. Als ich dann von ihm aufgefordert wurde, auch etwas zu sagen, habe ich über die Heimat und die Sehnsucht nach der Heimat gesprochen, dabei aber fast immer nur die Wand angesprochen, nein, nicht die Wand, sondern mein Jettel, das davor saß. Als ich nach Hause kam, war die alte Großmutter Winkler meinerwegen noch auf. Kaum zu Bett bemerkte ich einen gewaltigen Feuerschein. Ich glaubte, Weinecks Haus brennt. Vielleicht, daß die alte Großmutter mit der Petroleumlampe Unglück gehabt. Ich weckte sofort den Vater. Es brannte aber nur bei einem nahen Bäcker die Esse aus.

Eine Diebesgeschichte, die der Tante Olga viel Spaß gemacht und womit sie mich viel geneckt hat: Es war etwa neun Uhr früh, Schwester Emma im Kellerladen, Wilhelm auf Kundschaft, ich allein. Eben will ich zur Universität, da klingelt es; ein junges Mädchen kommt: „Ich möchte die Wäsche abholen“. „Welche Wäsche?“, fragte ich sie. Sie möge herunter zu meiner Schwester gehen. Da sagt sie: „Dort war ich eben. Sie sagte, Sie möchten sie mir geben.“ Ich gehe mit dem Mädchen in die Wohnstube, ob dort Wäsche liegt. Nein; die Kommode ist verschlossen. „Ich werde unten den Schlüssel holen“, sagte das Mädchen. Sie ging. Aber sie hatte sich gut in der Stube umgesehen und einen Bund Schlüssel hängen sehen. Als sie wiederkam (sie war natürlich nicht unten gewesen) sagte sie: „Der Schlüssel hängt nicht im Schlüsselbund an der Tür?“ Richtig, die Kommode geht auf, sie packt alles Mögliche zusammen und geht ab. Mir hätte die Hast und Wahllosigkeit, auch daß das Mädchen gerollte Wäsche nahm, auffallen sollen. Als ich dann fortging, sagte ich zu meiner Schwester: „Hattest Du denn so viel zu tun, daß Du nicht einen Augenblick mit heraufkommen konntest?“ „Ja, warum denn?“ „Was weiß ich von Deiner Wäsche“, erwiderte ich. Nun kam die Sache heraus. Ich ging sofort auf die Polizei. Einige Stunden später hatte diese Mädels und Wäsche. Dem Mädels wurden über dreißig Diebstähle nachgewiesen. So hatte ich schließlich in meiner Dummheit ein gutes Werk getan, wie das manchmal der Fall ist. Schöner Bräutigam, sagte Tante Olga. Der gibt dem Dieb die Schlüssel und lädt ihn ein, sich das Beste herauszusuchen.

Pfingsten darauf, 1888, hielt es mich nicht in Leipzig. Ich fuhr nach Kayna. Im Hofe spielten Anne, Jettel, Hedwig und ich Croquet. Als guter Spieler suchte ich Jettel so viel wie möglich zu necken, das heißt, sie im Spiel zu hindern. Am zweiten Feiertag Nachmittag gingen wir spazieren, Trübenbachs außer den Eltern und Reichardts. An einer Waldecke oberhalb des Pfarrholzes lagerten wir uns in Hufeisenform. Die beiden Enden bildeten Jettel und ich. Wir hatten wohl unterwegs kein Wort miteinander geredet. Wie gesagt, ich war zu schüchtern. Aber wie ich dann einmal aufschaute, sah ich, daß sie mich ansah; und so sahen wir uns beide tief in die Augen und wußten wohl beide, was es geschlagen hatte. Da wurde die Losung aus-

gegeben, Maiblumen zu suchen. War es Zufall oder nicht, wir trafen zusammen und ich übergab schüchtern ihr meine Maiblumen. Sonst kein Wort. Zurückgekehrt nach Leipzig schickte ich allen Schwestern einen kleinen Spaß, einen Scherzartikel, ihr ein kleines Kästchen mit Rosen. „Duftende Grüße“ standen auf dem Deckel. Dieses Kästchen hat Jettel bis zu ihrem Tode aufgehoben, ich besitze es noch. Die Rosen haben ihr wohl doch gesagt - durch die Blume -, was die Lippen nicht zu sagen wagten. Und dann lud ich - durch Vermittlung eines Pauliners - Anna und Jettel zum Pauliner-Konzert und -Ball für den dreizehnten Juli ein. Tante Cora Dürr spielte die Ballmutter. Jettel war es recht, daß wir einmal nicht tanzten, sondern uns den Tanz von der - leeren - Galerie aus ansahen. Dort oben haben wir uns verlobt und saßen dann stillvergnügt an der Brüstung, bis auf einmal Tante Cora erschien und uns erklärte, das ginge doch nicht. So wurden wir durch den Erzengel aus unserem Paradies vertrieben.



Max Schmiedel und Henriette Trübenbach als Verlobte, Leipzig 1889

Am nächsten Tag war ich zum Abschied an der Bahn. Da kam mir der Gedanke, bis Zeitz mitzufahren. Zwar durfte ich in Couleur (*Wikipedia: die Couleur ist die Kombination bestimmter Farben, die als Zeichen einer Studenten- oder Schülerverbindung dient*) die dritte Klasse nicht benutzen, das Versäumnis des Seminars am Abend kostete mich auch eine Mark Strafe. Aber ich fuhr mit und begleitete die Schwestern bis zum Roß, wo sie den Wagen erwarteten. Anna hat später gesagt, daß sich hier etwas anspinne, hätte sie gemerkt, aber nicht, daß es schon so weit sei. Acht Tage etwa später fuhr ich - Jettel wußte das - nach Kayna und hielt um ihre Hand an, die mir freudig gewährt wurde. Aber die Geschwister sollten es noch nicht wissen. Darum konnte ich nur an den Vater schreiben und ein Briefchen beilegen. Allzu lange hat dieser Zustand nicht gedauert. Nach dem Examen wurde die Verlobung veröffentlicht, worauf uns die lieben Verwandten „höchst überrascht von der großen Neuigkeit“ herzlichst gratulierten. Tante Olga war zuerst eingeweiht in unser Geheimnis, natürlich auch Hörigs.

Doch nun zurück zum Rauhen Haus. Niemand begrüßte mich bei meiner Ankunft. Im neu erbauten Wirtschaftsgebäude, in dem sich die Speisesäle befinden, wurde ich vom Hausmeister zwei Treppen hoch in einem Gastzimmer untergebracht. Er sagte nichts, ich fragte nichts, ich blieb oben, aß nicht zu Abend, hörte von ferne das dumpfe Heulen der Seedampfer im Hafen und hatte fürchterliches Heimweh. Der nächste Tag machte mich mit der Hausordnung und meinen zukünftigen Kollegen, die in ihrem Extraspeisezimmer im Erdgeschoß versammelt waren, bekannt. Mein Vorgänger war auch noch einige Wochen da; ich sollte mich derweilen einrichten und instruieren lassen. Netten Umgang hatte ich mit einem jungen Kandidaten Eger aus Hessen, der zu seiner Ausbildung eine Zeit lang besuchsweise bei Wichern weilte. Wir beide hatten viel Zeit, auch um Dummheiten zu machen.

Dr. Walther, ein feiner, stiller Mensch, wollte Eger und mir Hamburg zeigen. Er war Lateinlehrer. Wir kamen schließlich an die Alsterarkaden und gingen dort in einen Weinkeller, wo ich die ersten Austern kostete. Ich habe mich dann auf den Heimweg gemacht. Die beiden anderen besuchten St. Pauli. Nächsten Morgen kam Eger zu mir, verstört: „Ist Dr. Walther da?“ Ich antwortete: „Der wird in der Schule sein“. „Nein, da ist er eben nicht. Er ist überhaupt nicht zu finden“. Was war geschehen? Die beiden hatten sich einen Rausch angeschafft. Dr. Walther hatte mit der Polizei Krach gehabt und war arretiert worden. Den Hut hatte er verloren. Eger war mit der Pferdebahn nach Horn gefahren. Vor dem Rauhen Hause, das auf einer Anhöhe liegt, hat er sich eingebildet, er müsse, um unbemerkt hineinzukommen, über einen Bahndamm, und so kriecht er denn - es hatte vorher hübsch geregnet - auf dem Bauche die Böschung hinauf, geht in die „Grüne Tanne“, Wicherns Wohnung, wo er hauste, und legt sich ins Bett. Am Morgen sagt das Mädchen zu ihm: „Aber Herr Eger, wie sieht denn Ihr schwarzer Anzug aus? Die ganze Vorderseite ist ja voll Schmutz und Lehm!“ Dr. Walther kam etwa zehn oder elf Uhr heim. Die Kollegen hatten sein Fernsein vertuscht. Wichern war nicht da. Aber Dr. Walther ging zu Pastor Direktor Röhrich, dem Schwiegersohn Wicherns, und bat um seine Entlassung. Röhrich suchte ihn zu halten. Umsonst.

Das Rauhe Haus (der Name hat nichts mit der Behandlung der Insassen zu tun, ganz klar ist die Herkunft des Namens immer noch nicht. Der Name lag schon vor Wichern auf dem kleinen strohgedeckten Haus, in dem Wichern sein Werk begann. Zu meiner Zeit hieß es: Rauhes Haus = Ruget hus = das Haus des Rauhe. Einer erklärte, das Haus wäre Einkehr gewesen für Fuhrknechte. Es wäre da rauh zugegangen¹⁰).

10.) Johann Hinrich Wichern (21. April 1808 - 07. April 1881). Wichern war ein Mann der Tat. Schon als Schüler musste er für Mutter und Geschwister sorgen, nachdem er, 16jährig, seinen Vater durch den Tod verloren hatte. Er gab Privatunterricht, besonders auch Klavierunterricht, was aber alles doch nicht viel einbrachte. So war es ein Segen für ihn und seine Angehörigen, dass er an einer neu gegründeten privaten christlichen "Erziehungsanstalt für Söhne höherer Stände" eine Anstellung fand. Er musste dann seine eigene Schulbildung abbrechen, verlor aber sein Ziel, das Studium der Theologie, nicht aus den Augen. Durch seinen Umgang mit den Schülern,

Inmitten herrlicher Bäume und Gärten standen zu meiner Zeit etwa fünfunddreißig Häuser, die meisten villenartig außer Schulhaus, Speisehaus und dem „Goldnen Boden“ mit Tischlerei, Schlosserei, Schneiderei und Schuhmacherei. Jedes Haus hatte nach Lage, Zweck et cetera seinen Namen: Das alte Haus mit der Riesenkastanie davor, die grüne Tanne, die Fischerhütte am Teich, der goldne Boden mit seinen Werkstätten, der Bienenkorb, der Taubenschlag (früher für Mädchen), die Schönburg, die Eiche, der Adler, der Weinberg, der Köcher, das weiße Haus, et cetera (*Viele dieser Namen gibt es heute noch. Der Name der Stiftung geht auf den Namen des Vorbesitzers der Bauernkate zurück: Ruge - Ruges Hus*).

Neben der Kapelle stand das Spritzenhaus der Rauhhäusler Feuerwehr mit der Inschrift: Hier bürgt ihr Rüstzeug und Gewehr des Rauhen Hauses Feuerwehr. Du, Herr, bist über unserem Dache allein die beste Feuerwache.

Über der Schlosserei stand: Ja, wenn vor jedes lose Maul ein Schloß gehängt könnt werden, so wäre die edle Schlosserkunst die beste Kunst auf Erden. Über der Bäckerei befand sich das Wort: Arbeit gern und sei nicht faul, gebratene Taub fliegt nichts ins Maul - und über dem Schweinestall (das Rauhhäusler Schwein war berühmt. Die Zucht war ziemlich bedeutend.): Fett und rein sei das Schwein, und es hat der Vogt allein diesen neuen Stall erdacht sich achtzehnhundertachtund achtzig. Umgeben von alten, hohen Bäumen war ein größerer Spielplatz; jedes Haus hatte seinen Garten, oft auch noch einen Turnplatz mit Turngeräten. Eine große Turnhalle war auch vorhanden, dazu Krankenhaus, Waschanstalt, Buchdruckerei; Buchbinde-
rei, Buchhandlung, Sattlerei außer den oben schon genannten Handwerksstätten.

Das Rauhe Haus bestand eigentlich aus vier Anstalten mit circa vierhundert Insassen:

1.) Der Knabenanstalt, dem ältesten Zweig. Hier wurden Knaben (früher auch Mädchen; letztere befanden sich zu meiner Zeit auf der Anscharhöhe) minderbemittelter Eltern von sogenannten Brüdern erzogen. Sie besuchten die Volksschule im Rauhen Haus und konnten im Rauhen Haus ein Handwerk et cetera lernen. Manche traten später als Gesellen ein und blieben dauernd in der Anstalt.

die er zu beaufsichtigen und teilweise auch zu unterrichten hatte, kam Wichern zu der Erkenntnis, dass solches Wirken an jungen Menschen zu seiner Lebensaufgabe werden könnte. 1826 schrieb er nach dem Hören einer Predigt über Matth. 18, 1-11 in sein Tagebuch: "Könnte die Menschenfischerei mein Handwerk bleiben lebenslang!"

Es gelang ihm, sich nebenher für das Studium vorzubereiten, das er im Herbst 1828 in Göttingen beginnen konnte, wobei ein Stipendium und die Unterstützung durch namhafte Gönner seinen Lebensunterhalt sicherstellten. Im März 1830 reiste er über Halle, wo er die von A.H. Francke (Gemeindebrief Dez. 02 - Febr. 03) gegründeten Anstalten besuchte, nach Berlin, um dort sein Studium fortzusetzen und im Herbst 1831 abzuschließen. 1832 legte er in Hamburg sein theologisches Examen ab und wurde der "Kandidat Wichern", der er zeit lebens bleiben sollte, denn er wurde nie ein (Gemeinde-)Pfarrer, ein anderes, weites Betätigungsfeld wartete auf ihn. Zunächst war er Lehrer an einer von Kindern aus armen Familien besuchten Schule in Hamburg. In deren Umfeld fand sich ein Kreis von Menschen, die solche Familien in ihren Wohnungen aufsuchten, deren Not immer mehr erkannten und ihnen zu helfen suchten. Wichern, einer der aktivsten in diesem Kreis, und einige andere erkannten bald die besondere Gefährdung der in diesem Elend aufwachsenden Kinder und Jugendlichen. Im Oktober 1832 wurde erstmals der Gedanke ausgesprochen, eine "Rettungsanstalt" zu gründen. Alle, die dabei zugegen waren, stimmten zu und waren sich darin einig, dass dann Wichern der Leiter sein müsste. Die Freunde setzten nun alles daran, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Karl Sieveking, ein angesehener Hamburger Jurist und eifriger Verfechter des Planes erwarb ein altes, heruntergekommenes, strohgedecktes Bauernhaus mit großem Grundstück und stiftete es für die gute Sache. Nach seinem früheren Besitzer hieß es "Ruges Hus", woraus "Raubes Haus" wurde, der heute noch gültige Name. Sieveking, Wichern und ihre Mitstreiter betrieben nun zum einen die Instandsetzung des Gebäudes, zum andern unternahmten sie die notwendigen Schritte zur Gründung eines Trägervereins und vor allem zur Beschaffung der nötigen Mittel. Im September 1833 schilderte Wichern vor einer großen Versammlung Hamburger Bürger die leibliche und seelische Not in den Elendsvierteln, vor allem auch die Verwahrlosung der Kinder dort. Er beschwor die Versammelten, ihren Teil zu einer Änderung dieser Zustände beizutragen. Viele, besonders ältere, Anwesende waren gegenüber dem jungen Mann zunächst skeptisch und misstrauisch, waren dann aber beeindruckt von der Eindringlichkeit seiner Rede. Sie wurden Mitglieder des Vereins und förderten das Werk nach Kräften. (Walter Löber, Balhorn, Auszug aus <http://www.selk-balhorn.de/lebensbilder.html#text13>.)

2.) „Die helfenden Brüder“ wurden in der Anstalt ausgebildet und unterrichtet. Sie wurden später Stadtmissionen, Herbergsväter, Lehrer und Missionare im Ausland, Aufseher in Anstalten et cetera. Jeder Bruder mußte zuvor ein Handwerk gelernt haben.

3.) Das Paulinum, in dem ich beschäftigt war (*nach Auskunft des Rauhen Hauses als Oberhelfer vom 16. August 1889 bis 19. März 1891*), sechs Familien in sechs Häusern für Kinder reicher Eltern, die das Realgymnasium (bis Obersekunda) besuchten. Pensionspreis vom zwölften bis fünfzehnten Jahre eintausendfünfhundert Mark, ausnahmsweise zwölfhundert Mark. Wenn auch Kleidung, Taschengeld, kurz alles einschließlich Bücher und Weihnachtsgeschenk vom Rauhen Haus beschafft wurde, viertausend Mark (*Das Paulinum wurde 1874 oder 1877 als allgemeinbildende Schule gegründet, 1927 umbenannt in "Wichern-Schule", 1939 verstaatlicht, 1943 durch Bomben zerstört, 1957 wiedereröffnet, ist heute staatlich anerkannte evangelische Schule mit Grund-, Haupt-, Realschule und Gymnasium, 1400 Schüler, Schwerpunkte im musischen und sportlichen Bereich*).

4.) Die oben genannten Werkstätten et cetera zur Weiterbildung der in 1.) Genannten.

(Zusätzlich wurde 1938 das Altenheim "Haus Weinberg" gegründet, 1971 die Evangelische Fachhochschule für Sozialpädagogik, 1977 der Brüderhof als Einrichtung zur Betreuung psychisch behinderter Älterer und 1982 wurde vom Rauhen Haus die Evangelische Fachschule für Altenpflege übernommen. Außerdem gibt es im Großraum Hamburg externe Einrichtungen, so mehr als 50 Wohngruppen, 15 Einrichtungen und ca. 100 ambulante Betreuungen.)

Johannes Wichern, der Direktor (*seit 1873, bis 1901, Sohn des Hamburger Theologen und Gründers Johann Hinrich Wichern, 1808 bis 1881, der am 12. Sept. 1833 die Stiftung gründete und in einer von dem Syndikus Karl Sieveking geschenkten Bauernkate in Hamburg-Horn und mit Unterstützungen durch andere Hamburger Bürger Kinder und Jugendliche aufnahm, die in den Hamburger Armenvierteln von Vernachlässigung und Vervahrlosung bedroht waren*), war etwas zu viel Quecksilber, von unsteter Hast, um so ruhiger sein Schwiegersohn Pastor Röhrich, der Leiter des Realgymnasiums. Sein Vertreter war Herr von Damek, Neusprachler und Mathematiker, ein Original, Junggeselle, aus Dänemark stammend. Religion in höheren Klassen gab Dr. Hans von Schubert, ein Dresdner, später Universitätsprofessor für Kirchengeschichte. Alle Lehrer, auch die verheirateten, wohnten im Rauhen Haus.

Jeder der sechs Familien stand ein Theologe vor (von Damek hat längere Zeit den Adler gehabt) als Familienleiter, ihm zur Seite als Helfer bei Tag und Nacht zwei Brüder. Ich hatte die „Eiche“, ursprünglich für zwei Familien gebaut (*Das Haus Eiche gibt es heute noch, in der östlichsten Ecke des Grundstücks gelegen, zwischen Rhiemsweg und Horner Weg, aber es ist nicht mehr der alte Bau von 1878, von dem ich Fotokopien von zwei alten Postkarten habe, denn der wurde zusammen mit 24 anderen Häusern des Rauhen Hauses 1943 durch Brandbomben zerstört*). Jede Familie zählte etwa fünfzehn Knaben, die Eiche zu Zeiten etwas mehr. Im Großen und Ganzen waren Gleichaltrige in einer Familie, in der Eiche Knaben von vierzehn bis sechzehn Jahren. Die ältesten waren im Köcher I (Leiter Hennig, der Nachfolger Wicherns), darunter der einundzwanzigjährige Fürst Alexander von Hohenlohe-Öhringen, einem Neffen des späteren Reichskanzlers Hohenlohe. Er spielte gut Violine (sein Instrument kostete zwanzigtausend Mark). Soviel mir bekannt, ist er später elend verkommen. Er trieb sich zuletzt bettelnd in den übelsten Kneipen Berlins umher und ist wohl auch in einer solchen gestorben. Auch ich hatte in der Eiche Kinder von hohem Adel: Freiherr von Wangenheim, Baron von Stranz, Baron von Firks, von der Knesebeck. Sie kamen aus allen Teilen Deutschlands, auch aus dem Ausland. Ich hatte zwei Russen, einen Finnen, einen Engländer. Den Engländer fragte ich einmal in der Geschichtsstunde, ob er wisse, was ein Labyrinth sei: Er antwortete: „Du gehst hinein und du kommst nicht wieder heraus“. Ein Dresdner (Sohn eines Fischgroßhändlers von der Webergasse), antwortete auf die Frage, was eine Schonung sei: "Wenn mer de kleenen Beemchen nich bekrit-

zeln darf".

Meine beiden Musterexemplare - in gutem Sinne - waren ein Enkel von Spamer in Leipzig (später Arzt in Kiel), Max Lange, im Rauhen Haus Ottomar genannt, und Conrad Hähntsch, der spätere preußischer Kultusminister, gestorben als Regierungspräsident in Wiesbaden. Warum kamen diese Jungen ins Rauhe Haus? Wir sagten: Weil die Eltern nichts taugten. Das ist natürlich halber Scherz. Aber oft war es so: Der Vater hatte beruflich nicht Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, und die Mutter war zu schwach und verwöhnte und verzog die Jungen. Selten, daß ein wirklicher Flegel unter den Knaben war. Die meisten waren recht nette, gute Jungen, nur ohne Halt. Conrad Hähntsch war ein Opfer seiner Lesewut und Phantasie. Er war eine dichterisch begabte Natur. Sein Vater war Marinearzt gewesen, die (verwitwete) Mutter eine feine, fromme Frau, wie ich sie aus den Briefen kenne. (Wir lasen alle ankommenden und abgehenden Briefe). Conrad war in Pension bei seinem Onkel in Rostock. Indianerbücher hatten ihn und einen Mitschüler auf den Gedanken gebracht, als Trapper nach Amerika zu gehen. Um Geld zu schaffen, bestahlen sie die Mitschüler. Das genügte nicht. Conrad zündete des Onkels Haus an, um in der Verwirrung der anderen zu stehlen. Das Feuer wurde gelöscht. Niemand, auch kein Lehrer, hätte Conrad, dem sanften, lieben Jungen etwas Derartiges zuge-
traut. Er wiederholte seinen Versuch und wurde erwischt. Nun kam er ins Rauhe Haus. Wie ein stilles Lamm war er und zuverlässig wie Gold. Ich konnte ihm alles anvertrauen. Er wollte gerne Theologie studieren. In Religion, Deutsch und Geschichte war er vorzüglich, in Mathematik und Latein bei allem Fleiß leider wenig befriedigend. Er ist nach seinem Abgang aus dem Rauhen Haus auf ein freies Gymnasium gegangen, las sozialdemokratische Schriften, wurde wegen sozialdemokratischer Betätigung fortgejagt, wurde sozialdemokratischer Agitator in Leipzig, et cetera, und nach der Revolution preußischer Kultusminister. Er meinte es sicher gut mit dem Deutschen Volke. Aber seine Phantasie ging mit ihm durch.

Ich war verpflichtet, abgesehen von der Familienleitung, etwa achtzehn Stunden pro Woche Unterricht im Realgymnasium zu geben. Unter einundzwanzig bis zweiundzwanzig (*Stunden Unterricht*) bin ich kaum weggekommen. Da hatten es natürlich die Nichttheologen viel leichter, achtundzwanzig bis dreißig Stunden pro Woche und sonst nichts, vor allem keine Verantwortung für die Schüler. Im Gehalt standen wir uns, abgesehen von den Verheirateten und Herrn von Danek, gleich: Völlig freie Station mit Wäsche, Bedienung, eventuell Arzt und Arznei, im ersten Jahr siebenhundertundfünfzig Mark, im zweiten Jahr neunhundert Mark. Gelegenheit zu Privatstunden war immer gegeben, ein Schüler zwei Mark pro Stunde, zwei Schüler drei Mark. In der Schule gab ich Französisch, Deutsch, Geschichte und Religion.

Wir hatten zwei Schlafsäle, in jedem schlief ein Bruder mit. Mein Schlafzimmer war dazwischen. Ebenso unten zwei Arbeits- und Wohnräume, wovon wir in der Regel nur einen benutzten, dazwischen mein Zimmer. Vor jedem Arbeitszimmer eine große, bewachsene Veranda, davor Spielplatz, zur Seite Turnplatz, über dem Spielplatz Garten mit Springbrunnen, großer Vogelvolière, Frühbeet, einigen Obstbäumen, Beerenobst und Blumenbeeten. Jeder Knabe hatte sein Beet, das er selbst pflegen mußte. Nach dem Aufstehen machten sich die Jungen ihr Bett selbst. Die Mahlzeiten wurden in dem neuen Wirtschaftsgebäude in zwei Sälen für je drei Familien eingenommen. Die Knaben der Anstalt sub 1 (*also siehe oben unter Punkt 1.*) holten sich ihr Essen aus einer anderen Wirtschaftsküche ins Haus. Schulunterricht war nur vormittags. Nachmittags wurde einige Stunden gearbeitet, im Übrigen gespielt, geturnt, et cetera. Das Essen war reichlich und gut. Wir Lehrer hatten ein Extrazimmer für die Mahlzeiten. Das war die reine Schlemmerstation. Ich habe, so sehr ich's bedürftig war, davon wenig Gebrauch gemacht. Regelmäßig aß ich zunächst mit meinen Jungen und Brüdern und dann hatte ich wenig Appetit mehr. Das Saure vermißte ich sehr; in einem Delikatessengeschäft in der Nähe war ich guter Kunde in Essiggurken. Wir erhielten öfter ganz süße Suppen: Schokoladensuppe, Pflaumensuppe, hinterher vielleicht selbstgemachte Bratheringe mit Kartoffelmus. Im Lehrer-

zimmer gab es die erlesensten Speisen, überreichlich Butter, Sahne, Käse und vortrefflichen Kaffee nach Belieben.

In den Ferien, die Jungen durften nicht nach Hause, wurde eine größere, mehrtägige Partie gemacht (zum Beispiel Lübeck, Holsteinische Schweiz, Kiel oder Harz, auch Riesengebirge) in der Bille gebadet, nach Reinbek oder Friedrichsruh zu Bismarck gewandert, auf den großen Pferdeweiden mit ihren „Knicks“ (mit Buschholz bewachsene Gräben) gespielt, einen großen Seedampfer besichtigt (das hatten die Rauhhäusler umsonst), auf der Alster gefahren et cetera. Jeder Geburtstag wurde in der Familie gefeiert. Nachmittag gab es aus der Küche Schokolade und Kuchen, die in der Familie genossen wurden, nicht im Speisesaal. Der Kerbschnitt war sehr beliebt. Er hat von hier aus seine Verbreitung in ganz Deutschland gefunden. Unsere Tischlerei fertigte Möbel mit Kerbschnitt zum Verkauf. Ich eignete mir die Kunst spielend an und wurde von (*Verlag*) Spamer in Leipzig durch Wichern aufgefordert, ein Buch mit Vorlagen zu schaffen. Nun standen drei Anschauungen sich gegenüber, Wichern wollte die altfriesischen Muster, möglichst die ganze Fläche, auch die Horizontale beschnitzt, Spamers Verlag Spielereien, und ich wollte Flächen freilassen, aber mit Kerbschnitt verzieren. So kam die Mißgeburt: „Der junge Kerbschnitzer“ zustande (*das Buch von Max Schmiedel, Der junge Kerbschnitzer. Musterbuch für Kunstarbeiten in Holz für die reifere Jugend. Mit 20 Vorlageblättern und zahlreichen Textabbildungen. 1. bis 4. Auflage, Otto Spamer Verlag, Leipzig 1890, 1894 und 1898*). Mir brachte es jedenfalls zweihundert Mark ein.

Sehr schöne Abende habe ich mit Sellin, dem Sohn eines Mecklenburger Geistlichen, dem Bruder des Universitätsprofessors für orientalische Sprachen in Wien und Berlin, bei Herrn von Damek verlebt. Von Damek war begütet. Von Zeit zu Zeit ließ er aus Frankfurt am Main eine Kiste griechischen Wein, zwanzig Flaschen, kommen. Waren wir nun zum Abendbrot im Lehrerzimmer beisammen, so kam er zu uns beiden, tippte uns mit dem Finger auf die Schulter und sagte leise, wie er zu sprechen gewohnt war, „Heute Abend“. Dann gingen wir zu ihm und blieben oft ziemlich lange. (Eigentlich sollten alle Lichter um zehn Uhr gelöscht werden. Dann ging der Nachtwächter - ein Bruder - mit Spieß und Horn durch die Anstalt, die übrigens verschlossene Tore hatte.) Eine Flasche nach der anderen wurde probiert. Gefiel sie uns nicht, so wurde sie zurückgestellt für den Schuhputzer. Auch an Speise ließ es Herr von Damek nicht fehlen. Messer, Gabel und Teller schaffte er nicht an. Jeder bekam ein Stück weißes Papier als Teller, das Taschenmesser vertrat das Besteck. So haben wir Hummermayonnaise gegessen. Als ich, auf der Durchreise nach Lübeck zur Taufe meiner Enkelin Brigitte, in Hamburg war, suchte ich Sellin, Oberschulrat in Wandsbek, auf, traf aber weder ihn noch seine mir bekannte Frau an. Auf der Straße unterhalb des Rauhen Hauses traf ich den alten Herrn von Damek an der Hand seiner Schwester an. Sie wohnten in der Nähe. Er war blind geworden. Ich fragte ihn, ob er mich an der Stimme erkenne. Nein, lautete seine Antwort. Ich nannte meinen Namen. Da freute er sich ungemein. Meine Stimme, sagte er, sei ganz anders geworden.

Der erste Pastor der von (*dem heutigen Hamburger Ortsteil*) Hamm abgezweigten Parochie Horn hieß wohl Schetelig. In Horn ist ein Weg nach ihm benannt. Sein Sohn besuchte vom Elternhaus aus unsere Schule. Der Vater lud mich ein, einmal eine Bibelstunde in seiner kleinen Kirche zu halten. Es war fürchterliches Wetter, nur etwa drei alte Frauen da. Der Pastor fragte sie, ob wir in Anbetracht dessen die Bibelstunde nicht lieber ausfallen beziehungsweise verschieben sollten. Sie sagten „Ja“, haben sich aber hinterher bitter beklagt. Wenn sie bei solchem Wetter kämen, dann wollten sie nicht leer wieder nach Hause gehen. Ich holte später die Bibelstunde nach. Lorbeeren habe ich mir nicht geholt.

Eines Tages erhielt ich die Aufforderung (etwa vor Weihnachten 1890) als Pastor an die Lettenkirche nach Paris zu kommen, auf mindestens fünf Jahre. Ich wäre selbstverständlich so-

fort ordiniert worden. Meine Kollegen erklärten, wenn Wichern Kündigung von mir verlange, würden sie mich ohne Weiteres umsonst vertreten, also bis Ostern. Trotz nochmaliger Aufforderung lehnte ich ab. Ich hätte doch heiraten müssen und das Gehalt war dazu kaum genügend. Und den Schwiegervater bitten wollte ich nicht.

Es kam vor, daß ein oder zwei Schüler ausrissen. Mir ist es nicht passiert. Unsere Eiche galt schon vor meiner Zeit als Musterfamilie. Die Ausreißer wurden bald irgendwo in Hamburg oder Bremen gefunden. Sie hatten ja kein Geld und die aufgespeicherten Brotstücke reichten nicht weit. Freilich sind zwei einmal bis nach Afrika gekommen, vor meiner Zeit. Mütter waren so töricht, etwa ein Zwanzigmarkstück in einen neuen Rock einzunähen. Wir mußten daher alles untersuchen. Wurden die Ausreißer zurückgebracht, mußten sie - für die Insassen des Paulinums eine große Schande - vor den Augen der Volksschüler Sand karren, wurden wohl auch ein Tag eingesperrt.

Die Baronin von Strantz, Mutter meines Ludolf, eines großen, starken Jungen, eine Mecklenburgerin, hatte immer Angst, daß ihr Sohn nicht genug zu essen bekäme. Einmal schickte sie eine ganze Kiste gebratener Hühner oder Rebhühner. Ich habe ihm einige davon zugesprochen, die anderen aber an seine Kameraden in der Eiche verteilt. Das habe ich natürlich der Mutter mitgeteilt, da hörten solche Zusendungen auf.

Pfingsten 1890 waren meine Eltern mit meiner lieben Braut acht Tage in Hamburg. Wir unternahmen eine zweitägige Reise nach Helgoland. Ich hatte die Karten auf der „Frieze“ bestellt. Das war wohl so eine Art Aushilfsschiff, wie bei uns im Lande zu Pfingsten auf der Bahn auch Viehwagen benutzt werden. Das Schiff fuhr, wie ich später hörte, im Anfang seiner Laufbahn zwischen Dover und Calais, ein Schraubendampfer. Er hat in der Ostsee ruhmlos geendet. Es wäre besser gewesen, ich hätte beizeiten auf der neuen, größeren und schöner ausgestatteten Freya, einem Raddampfer, Billetts bestellt. Als wir abfahren wollten, bekam unser Schiff am Hinterteil ein Loch durch Anprall eines anderen Dampfers. Vor Cuxhaven hatte die Maschine einen Defekt, der nach einer Stunde behoben war. Wir brauchten fünf Stunden bis Cuxhaven und weitere sieben Stunden bis Helgoland. Meiner Mutter war das Wasser bis in die Nähe von Cuxhaven zu ruhig. Das Schiff sollte schaukeln. Das hat es dann so kräftig getan, daß außer dem Kapitän, meinem Vater, mir und einigen Schiffsmannschaften alles seekrank war. Vater und ich haben uns lange Zeit so hoch wie möglich in der Mitte des Schiffs aufgehoben und in die Ferne gesehen. Der Anblick des Meeres war wunderbar. Helgoland war noch englisch. Unser Schiff fuhr weiter nach Norderney, hat aber wegen des Sturms dort nicht landen können und kehrte tags darauf nach Helgoland zurück. Der Sturm hatte etwas nachgelassen; aber die Wellen gingen noch hoch und überfluteten das Deck. Mit Mühe und Not brachte ich meine Braut, die stumm oder zweifelnd auf Deck saß und schon ganz durchnäßt war, in die Kajüte. Ein gutes Beefsteak rührte sie nicht an. Ich war froh und die anderen auch, als wir frühmorgens um vier Uhr nach Hamburg kamen. Den ganzen Tag schwankten wir noch beim Gehen, als wären wir noch auf dem Schiff. Meine Mutter hat später mit Begeisterung von dieser Seefahrt erzählt. Im Rauhen Haus feierten wir inmitten meiner Jungen den Geburtstag meiner Braut. Conrad Hähntsch hielt im Frack auf einem Katheter eine Festansprache, ein Bruder hatte ein Gedicht gemacht.

Später besuchte mich mein Studienfreund und Mit-Sorabe Thannenhain in Hamburg. Wir sind - diesmal auf der Freya - auch nach Helgoland gefahren. Die See war hinzu etwas bewegt, aber lange nicht so zerwühlt wie bei meinem ersten Besuche. Das hat mir weniger gefallen. Als wir in der Nacht heimfuhren, was das Meer spiegelglatt. Ich habe auf Deck gelegen und mir lange den schönen Sternenhimmel angeschaut.

Vor Ostern 1891 bekam ich Heimweh. Es war so schön im Rauhen Hause, aber ich hielt es

nicht aus und kündigte für Ostern. Ich hätte es nicht tun sollen. Ich wollte an meiner Doktorarbeit arbeiten. Aber es wurde doch nicht viel daraus. Wichern, der große Stücke auf mich hielt, wollte mich halten, auch die Kollegen. Mein afranischer Klassengenosse Löber, Sohn des Hofpredigers Löber aus Dresden, wurde auf meinen Vorschlag mein Nachfolger. Er soll nicht eingeschlagen haben und ist auch bald wieder gegangen.

Leider hatten wir wenig Anleitung bei unserer Erziehungsarbeit. Hin und wieder kamen wir Familienleiter („Oberhelfer“ wurden wir genannt) mit Wichern zusammen. Aber das Meiste habe ich von meinem ganz vortrefflichen Bruder Rathke gelernt. Rathke war schon jahrelang Bruder, ein stiller, feiner Mensch, dabei energisch und voll Verständnis für die Jugend. Was kein Familienleiter sonst wagen konnte, das habe ich in vollem Einverständnis mit Wichern wagen können; Rathke die Familienleitung anvertrauen, nicht nur auf Stunden oder Tage, sondern selbst für die Zeit meines vierwöchigen Urlaubs. Trotz seines Beistandes aber habe ich so viele Dummheiten gemacht, daß ich mich heute schäme. Es fehlte eben uns die rechte Anleitung und erst recht die Erfahrung. *(Schade, daß Max Schmiedel nicht im Einzelnen über seine pädagogischen "Dummheiten" schreibt.)*

Schön war die Feier des Weihnachtsfestes und vorher schon die Adventszeit. In letzterer ging abends der Bettelkönig von Haus zu Haus: Ein Bruder mit guten Sängern, die uns Weihnachtslieder sangen, wofür sie eine Geldspende erhielten. Das gesammelte Geld wurde zu gleichen Teilen an die Familien verteilt, und dann wurde zu Weihnachten einer armen, kinderreichen Familie im Ort beschert. Mit einem Bruder zog ich, begleitet von mehreren Jungen, abends dorthin. Wir sangen ein Weihnachtslied und bescherten dann mit einem geschmückten Christbäumchen Geld und allerhand Spielsachen, Kleider et cetera, die die Jungen nicht mehr benutzten.

In freudiger Spannung wurde Knecht Ruprecht erwartet, den ein Bruder darstellte. Rührte sich draußen etwas Verdächtiges, so wurden die Petroleumhängelampen noch höher gehängt, weil es beim Erscheinen des Ruprechts im wahrsten Sinne des Wortes über Tisch und Stühle ging. Eine große Freude war es für die Jungen, wenn auch die Brüder der Familie oder gar der Familienleiter, weil sie nicht gefolgt hatten, mit der Rute etwas abbekamen.

Jede Familie baute eine Krippe. Wir hatten zugestandener Maßen den schönstgepflegten Garten, ich wollte auch die schönste Krippe haben. Unser großes, leeres Zimmer mit seinem Eingangsraum von der Veranda her kam uns dazu, wie für das ganze Fest, sehr gelegen. In diesem Vorraum bauten wir die Krippe auf. Im Hintergrunde baute ich mit einem Bruder die Stadt Bethlehem mit ihren weißen, orientalischen Häusern auf und zwar nach einigen großen Fotografien, die ich mir gekauft hatte. Im Vordergrund war der Stall mit Maria, Josef und dem Kinde. Die Hirten und Herden fehlten nicht. Über den dunklen Raum spannte sich aus Pappe ein Himmel, in den ich naturgetreu die Sternbilder eingeschnitten hatte. Ein großer Stern ließ das Licht einer Lampe, die dahinter angebracht war, auf die Krippe im Stall fallen. Die Häuser schnitt ich aus dünner weißer Pappe vor, die Jungen klebten sie zusammen und soweit nötig bemalte ich sie. Wir hatten großen Erfolg zu verzeichnen, als die anderen Familien kamen, um sich unser Kunstwerk anzuschauen. Der „Adler“ neben uns, in dem die nächst ältesten Knaben waren, dachte weniger historisch beim Bau seiner Krippe. Auf Böcken, die mit Pfosten belegt waren, schichteten sie viele Karren Sand und Steine (als Felsen) auf; Die Krippe war etwa 4-5 Meter lang und bot alles Mögliche, was sich mit dem Spielzeug der Jungen nur herstellen ließ: Windmühlen, die sich drehten, durch Motoren betriebene Anlagen aller Art, ein buntes Durcheinander. Das gefiel den Jungen natürlich auch, aber alle gaben zu, daß die Krippe der Eiche doch die Allerschönste sei.

Damit will ich meine Rauhhäusler Tätigkeit schließen. Ich verließ die „jugendüwel“, wie die

Horner Bevölkerung die Insassen des Rauhen Hauses nannten, um einige Wochen in Kayna zu verbringen. Dann siedelte ich in die Wohnung meiner Eltern nach Meißen-Cölln über, zunächst einmal ausruhend von der Arbeit der vergangenen Jahre und dann mich für das zweite Staatsexamen, soviel nötig und möglich, vorzubereiten. Ehe ich aber davon schreibe, muß ich noch einiges, was mit meiner Verlobung zusammenhängt, nachholen.

Also, ich hatte mich 13. Juli 1888 auf dem Paulinerball verlobt - heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß! Die Weinecken wußte es doch ziemlich bald. Als meine Braut im Winter bei ihrer Schwester in Leipzig zu Besuch war, schickte mir der Vater eine lateinisch geschriebene Karte, etwa des Inhalts: „Hütet Euch, es lauert Euch jemand auf“. Dreht Euch nicht um, der Plumpsack geht um. Wir fuhren zusammen Schlittschuh auf dem Teich des Johannaparkes (*in der Innenstadt von Leipzig*): Am Ufer steht die Weinecken! Nun wußte sie es genau. Ich erhielt von ihr einen Brief, ich möchte sie doch in ihrem Gasthof am Königsplatz besuchen. Ich ging hin und sie kam aus ihrem Zimmer in die Gaststube. „He, Max“, sagte sie, „Du willst also die Jettel heiraten. Wir haben doch immer damit gerechnet, daß Du einmal die Helene nimmst. Wir haben sie extra deshalb nach Leipzig getan, damit sie hier das Kochen und anderes lernt. Wir haben doch auch mehr Geld als Pastors. Du kannst ja auch die Jüngere, Maria, nehmen.“ „Nichts zu machen“ war der Inhalt meiner Antwort. Ich muß doch sehr begehrenswert gewesen sein. Körner Theodor, Vaters Freund, der Schmied, auch ein sehr wohlhabender Mann, wollte mir gern seine älteste Tochter Helene mit auf den Weg geben. Er tat sie deshalb nach Meißen zu meinen Eltern in Pension, damit sie auch noch alles Mögliche anspinnen können. Alles Essig. Aber die drei zugehenden Bräute haben alle einen Mann gefunden. Helene Körner meinen Schulkameraden und Freund, Kantor Martin, Lehrer an den Franckeschen Stiftungen in Halle; und die 2 Weinecksmädel haben - das war für Frau Weineck Trumpf und Trost - jede einen Pastor gekriegt, Helene einen gewissen Heilmann und Maria, übrigens eine Freundin meiner Braut, ein nettes Mädchel, einen gewissen Bingler (sprich, wie er selbst seinen Namen aussprach: Binglähr), einen Bauersohn aus Mahlen, zur Parochie Kayna gehörend. Maria ist bald gänzlich verbauert. Beide Eheleute waren reich. Maria aber erschien als Pastorsfrau in Kayna barfuß, in blauer Schürze und Kopftuch, und das nicht nur einmal.

Als die Verlobung dann öffentlich war, mußte ich mit meiner Braut auch einmal Frau verwitwete Pastor Abesser besuchen. Sie hatte, als ihr Mann, der in der Nähe Kaynas Pastor gewesen war, sich zur Ruhe setzte, das frühere Kesselbauersche Hause vis-à-vis der Pfarre und Winkler gekauft. Sie führte das Zepter im Hause, eine alte, altmodische, verschrobene Person, auf ihrem Kopf immer eine große weiße Haube tragend. Tante Abesser nannten sie die Pastorskinder. Sie schenkte ihnen jährlich einen silbernen Löffel, übergab später das Amt des Einkaufens ihrem Neffen und Erben und erreichte damit ungewollt, daß die Löffel sich fortan in nur versilberte verwandelten. Sie ließ ihr in gutem Zustande sich befindendes Haus abputzen und anstreichen. Als mein Schwiegervater sich darüber dem Pastor Abesser gegenüber verwundernd aussprach, sagte der: „Laß doch meine Alte, sie mag sich nur ihren Käfig frisch anmalen“. Sie war reich; der Mann bekam seine Pension nicht in die Hand, nur ein Taschengeld, sehr klein. Sie selbst ging nie aus dem Hause. Wenn ihr Mann statt des Mädchens bei Weinecks einkaufte, kaufte er, wie er selbst erzählte, etwas schlechtere Ware, als er bringen sollte, um sich einige Schwengelpfennige zu machen. Sie ließ das Mädchen, wenn es Klöße gab, soviel Klöße machen, daß sie für die ganze Woche langten. Im Frühjahr kochte sie Maikäfersuppe. Sie sagte, die schmeckt geradeso wie Krebsuppe. Sie schien mit meiner Verlobung anfangs nicht ganz einverstanden zu sein. Zu meiner Braut sagte sie: „Wie heißt gleich Dein Bräutigam? Schmiegel oder Schniegel oder Schwindel?“ Als wir uns kennenlernten, hat sie mich bald in ihr Herz geschlossen.

(Dank Ursula (Ulla) Schmiedel besitze ich einen kleinen Ausschnitt aus einem handschriftlichen Brief seiner Schwiegermutter Anna Trübenbach geborene Mothes an Max Schmiedel, der den gesundheitlichen Zustand

seiner Braut positiv darstellt, der sich ja bald danach dramatisch verschlechtert hat: „Die Jettel wird dir Freude machen wenn du wieder kümmt sie läuft rennt, klettert über Stock und Stein, die anderen sind die alten wilden Hummeln. - Es wird finster - ich will die ersten Bohnen schneiden, aber nur ein halbes Gericht. - Hübner kümmt nicht mit. ... Deine treue Mutter.“)

Mein zweites Examen verlief ohne Unfall. Oberhofprediger Onkel Meier fragte, ob jemand die Ethik Richard Rothes in der Hand gehabt hätte. Er hätte sich sicher gefreut und es wäre mir hoch angerechnet worden, wenn ich gemeldet und ihm gesagt hätte, daß ich wegen der Doktorarbeit mich mit Rothe beschäftigt gehabt hatte. Ich schwieg aber.

Onkel Meier war ein Vetter meiner Schwiegermutter und zugleich weitläufig mit meinem Schwiegervater verwandt (*wahrscheinlich war er ein Sohn des Advokaten Moritz Meier, 31. Okt. 1821, gestorben 24. Dezember 1853 und seiner Frau Ottilie geb. Trübenbach, geboren 18. März 1832, gestorben 19. Juli 1867, die im Mothes-Stammbaum ebenso vorkommen wie im Trübenbach-Stammbaum, also wohl ein Neffe, kein Vetter. Moritz Meier, der auch in den Erinnerungen von Rudolf Mothes erwähnt wird, war ein Sohn von Juliane (Julie) Caroline geb. Mothes, einer Schwester des Juristen Dr. August Ludwig Mothes*). Als er später einmal bei uns zu Tische war, erzählte er von seiner ersten Wahl. „Wissen Sie, Herr Pastor, warum wir gerade Sie gewählt haben“, fragte ihn ein Bauer. „Ihre schönen Locken passen so gut zu unserer Rokokokanzel“. Er erzählte noch eine andere Wahlgeschichte, wenn nicht passiert, so doch gut erfunden, jedenfalls möglich: Vor der Sakristei befand sich eine große Pfütze. Der erste Candidat geht vorsichtig um sie herum, der zweite springt mit einem Satz darüber, der dritte, der nicht gut sieht, tappst hindurch. Den dritten haben sie gewählt, denn: „Der erste geht den Schwierigkeiten aus dem Wege, der zweite springt darüber hinweg, aber der dritte geht mit uns durch dick und dünn“. Noch während des Examens telegraphierte Schwager Martin Senf zweimal an mich. Er war als Pfarrer und Superintendent von Schurgast nach Haynau versetzt worden. Ein Ja meinerseits genügte, um seine Stelle in Schurgast in der schlesischen Diaspora einzunehmen. Ich ging zu Pfarrer Hickmann in Cölln und dieser riet mir ab. Ich sollte in Sachsen bleiben. Schurgast hatte ein neues, schönes Pfarrhaus und außer der Wohnung ein Einkommen von dreitausend Mark, viel bei den dort billigen Lebensmitteln. Der schlaue und geschäftsgewandte Hickmann dachte wohl mehr an sich und sein Interesse, als an mich. Ich sollte, bis ich eine Stelle erhielt, zu ihm kommen, ihm im Amte helfen und seinen erkrankten Sohn Hugo (jetzt theol. Professor, längere Zeit Vizepräsident des sächsischen Landtages) unterrichten. Ich sollte zu Hause wohnen, zweites Frühstück und Mittagessen bei ihm haben und dreißig Mark pro Monat erhalten. Ob ich damit zufrieden wäre? Ich sagte in mehr als bescheidener Weise Ja unter der Bedingung, daß ich nicht als „Lehrkandidat“ angemeldet würde. Das sagte er zu und hielt es nicht. Ich war also Hauslehrer und Hilfsgeistlicher, predigte abwechselnd mit Hickmann in der Kirche, außerdem alle vierzehn Tage im Armen- und Krankenhaus, hielt auch die Bibelstunde, verrichtete alle Nottaufen und beerdigte alle im Armenhaus Gestorbenen, leitete den Jünglingsverein (wofür ich noch Beiträge bezahlen mußte), half in der Volksbibliothek und beim Konfirmandenunterricht, brachte das verwahrloste Pfarrarchiv in Ordnung und entwarf diverse Listen für die Gemeindediakonie. Auch bei den Taufen und im Kindergottesdienst half ich mit. Dafür dreißig Mark, wovon ich Miete, Wäsche, Frühstück und Abendbrot zu zahlen hatte, abgesehen von allen anderen notwendigen Ausgaben. Ein Hauslehrer erhielt damals im ersten Jahr bei völlig freier Station sechshundert bis neunhundert Mark. Und Hickmann? Er ließ sich vom Konsistorium für den Lehrkandidaten (vor mir war sein späterer Schwiegersohn und ein gewisser Biber oder Bieber bei ihm gewesen) neunhundert Mark in bar geben. Dafür hatte der Lehrkandidat völlig freie Kost und Wohnung und im Jahre nur etwa vier bis höchstens sechs Predigten zu halten. Er war in der „Lehre“. Ich aber war vollwertiger Gehilfe und dazu noch Hauslehrer. Mehr kann man einen Menschen wahrlich nicht ausnützen. Wäre ich klüger und weniger bescheiden gewesen, hätte ich ihm, dem an mir viel gelegen war, gesagt; „Herr Pastor, Cölln zählt zehntausend Seelen, siebentausendfünfhundert sollen höchstens auf einen Geistlichen kommen. Die

Cöllner Gemeinde ist zudem reich. Sie erreichen sofort vom Kirchenvorstand und Konsistorium die Genehmigung zur Errichtung einer Hilfsgeistlichenstelle mit eintausendachthundert Mark Gehalt beziehungsweise noch besser eines Diakonats mit zweitausendvierhundert bis zweitausendsiebenhundert Mark Gehalt und Wohnungsgeld. Dann kann ich heiraten, jedenfalls wird mir die Zeit als pensionsfähig angerechnet. Und dann will ich ihrem Sohn (darauf kam es ihm ja vor allen Dingen an) umsonst Unterricht erteilen". Er hätte sicher mitgemacht. Mein Nachfolger Löwe wurde bald auch als Hilfsgeistlicher eingestellt und dessen Nachfolger als Diakonus. Hickmann hat ein gutes Geschäft mit mir gemacht, mit seinem Wortbruch und der Nichtbeachtung des Gesetzes über die Lehrkandidaten. Er verdiente noch bar an den neunhundert Mark, die er erhielt. Für jede Beerdigung auf dem Anstaltsfriedhof erhielt er drei Mark. Er steckte auch diese ein, ich machte die Arbeit. Das alles war bitter für mich, auf der anderen Seite aber muß ich gestehen, daß ich in den fast neun Monaten dort viel gelernt habe und daß mir die Gemeinde durch ihren Kirchenbesuch, der den bei Hickmann übertraf, dankbar war.

In dieser Zeit war ich zweimal in Kayna, zur Hochzeit von Hedwig und Anna (*17. bis 24. Februar 1892*) Trübenbach. Mein Schwiegervater hatte mir, als ich noch Student war, gesagt, ich möchte mich seinem und des verstorbenen Vaters Patron, dem Grafen von Hohenthal-Püchau vorstellen. In Püchau traf ich ihn nicht an. Später erhielt ich von ihm die Aufforderung, ihn in seiner Leipziger Wohnung zu besuchen. Der alte Graf war, wie mir mein Schwiegervater sagte, sehr adelsstolz und hochfahrend und machte mit seinen Geistlichen nicht viel Federlesens. Mich hat er in liebenswürdigster Weise in roten Hausschuhen und im Schlafrock empfangen und mich zu einem Glase Rotwein eingeladen. Er ist inzwischen verstorben. Eines Montags erhielt ich von seinem Sohn von Schloß Wartenburg bei Wittenberg nach Cölln die Nachricht, ich möchte Mittwoch, am Bußtag, in der Kirche zu (*06901*) Wartenburg die Bußtagspredigt halten (*11. Mai 1892*). Gewiß eine derbe Zumutung. Aber ich fuhr hin. Der Pastor war krank und abwesend. Ich erkundigte mich beim Kantor nach der preußischen Bußtagsliturgie, die von der sächsischen, abgesehen vom Gesang, abweicht. Der konnte mir nur höchst ungenügend Auskunft geben. Aber die Sache ging. Ich wohnte und aß mit im Schloß. Die Gräfin war sehr nett, zeigte mir nach der Tafel das Schloß und als ich da gerade eine kerbschnitzte Truhe fand, hatten wir bald ein Thema gefunden, das uns lange beschäftigte. Über Magdeburg und Wittenberg reiste ich zurück.

Nach einiger Zeit erhielt ich die Aufforderung, Pfingsten 1892 in Langenbach bei (*07919*) Mühltroff im Vogtlande eine Gastpredigt zu halten (*Zwischen Plauen und Schleiz*): Minimastelle von zweitausendeinhundert Mark (*im Jahr*) unter Hohenthalschem Patronat. Der nach Karlsbad berufene Pfarrer Feller sagte mir: Mehr wie achtzehnhundert Mark bringen Sie nicht ein. Die Pfarrfelder bestehen aus über dreißig kleinen Stücken. Für die ganz kleinen wird nichts bezahlt. Das spiele doch bei dem Einkommen des Pfarrers keine Rolle. Die Pflaumen werden mir gemaust. Ich hatte mich für die erledigte vierte Stelle an der Annenkirche in Dresden und zugleich für die neuerrichtete dritte Stelle an der jungen Trinitatiskirche gemeldet. Der Oberbürgermeister Stübel erklärte mir, ich könne mich nur für eine Stelle melden. Meiner Ansicht nach hatte er nicht Recht. - Stübel war übrigens, was ich ihm aber nicht sagte, ein Mothes'scher Verwandter. Er ist als Student viel in Eutritzsch bei Mothes, den er Onkel nannte, gewesen und hat mit meiner späteren Schwiegermutter Anna gespielt. - Auf Hickmanns Anraten wählte ich die Annenkirche. Das sei eine alte, sehr kirchliche Gemeinde, et cetera. An Trinitatis wäre ich schneller vorwärtsgekommen. Dort wurde bald ein vierter Geistlicher angestellt und nicht viel später die Andreasgemeinde abgezweigt. Dazu hatte Trinitatis ein schönes, neues Pfarrhaus, schöne freie Lage und - Annen verarmte durch Wegzug der Reichen in die Vorstädte, während Trinitatis bald eine reiche Gemeinde wurde.

Ich fuhr also zunächst nach Langenbach und kam am zeitigen Nachmittag des ersten Pfingst-

feiertages im Pfarrhause an. Der Pfarrer Feller bedauerte, daß ich nicht bei ihm wohnen könne. Seine Eltern, Taubstummenoberlehrer Feller aus der Annengemeinde Dresden, und Frau, waren da zum Besuch. Nachmittag war Kindtaufe im Pfarrhaus. Für mich war Quartier im Gasthaus bestellt. Ich wurde zur Kindtaufe eingeladen und mußte lange bleiben, mir war gar nicht recht, da ich noch viel an meiner Predigt zu memorieren hatte. Aber ich war von Cölln her schnell arbeiten gewohnt. Die Einleitung konnte ich in Cölln selten vor Freitag Abend acht Uhr beginnen, die Predigt selbst fing ich erst Sonnabend Abend acht Uhr an. Eher ließ mir Hickmann keine Ruhe. Dann arbeitete ich oft bis zwei Uhr nachts und stand früh um vier Uhr auf, um zu memorieren. Um nicht einzuschlafen, besorgte mir die Mutter einen Liter Schielerwein, den ich beim Memorieren trank, vor dem Kaffee. Ich habe nie den geringsten Rausch bei der intensiven Arbeit verspürt.

Ich trank im Gasthaus noch ein Glas Bier. Sollte ich mich zu den Bauern setzen? Vielleicht war's gut, vielleicht auch nicht. Ich tat es nicht, ging bald zu Bett, um frühzeitig aufzustehen. Aber es wurde doch ziemlich spät. Wecken, ganz früh vielleicht wecken lassen? Nein, das wollte ich nicht.

Die Predigt machte großen Eindruck. Gleich hinterher berieten der Pastor mit seinen vier weltlichen Kirchenvorstehern. Er schlug vor, mich auf der Stelle zu wählen. Wir waren drei Vorgeschlagene. Der erste hatte schon eine Stelle bekommen, fiel also aus. An dritter Stelle stand Ehrlich, ein Klassengenosse aus Afra. Was sagen nun die weltlichen Kirchenvorsteher? Die Predigt habe Ihnen außerordentlich gefallen und es wäre so gut wie sicher, daß ich gewählt würde. Aber man solle doch den dritten auch predigen lassen. Dann könnte ihnen jedenfalls die Gemeinde niemals einen Vorwurf machen.

Später ging ich mit Pastor Feller ein Stück spazieren. Er frug mich, ob ich Ehrlich kenne und wenn, was ich von ihm halte. Ich erzählte ihm, daß und warum ich ihn schon lange kenne. Ein Urteil gebe ich, so sagte ich, nicht ab. Soll ich ihn loben und mir damit schaden? Soll ich ihn schlecht machen und wiederum damit mir schaden? Da lachte Feller und sagte: "Da will ich Ihnen sagen, was ich von ihm halte. Ich kenne ihn noch nicht, aber er hat an mich geschrieben. Ich halte ihn für einen ganz gemeinen Kerl."

Er predigte und wurde gewählt, trotz aller Einwände Fellers, der natürlich mich gewählt hatte. Wie kam das? Zufällig hatte im Plauenschen Tageblatt gestanden, daß ich in Dresden Annenkirche vorgeschlagen sei. Da wolle mir nur gleich Ehrlich wählen, hatten die Bauern gesagt. Den anderen hätten wir doch nicht lange behalten. Wenn der schon in Dresden vorgeschlagen wird. Zum anderen hatte Ehrlich im Gasthof (Feller sagte mir schon vorher, der kommt nicht ins Haus) am Bauertisch wacker Wahlpropaganda für sich getrieben. Das ist natürlich verboten, umso mehr, wenn es auf unehrliche Weise geschieht. Er wäre arm (das war nicht wahr), ich hätte eine sehr reiche Braut et cetera. Ich könnte Ehrlich, da ich alles erfahren hatte, beim Konsistorium anzeigen. Es wäre ihm schlecht bekommen.

Ehrlich hatte schon in Leipzig mir und Wackwitz gegenüber sein Wort und Versprechen gebrochen in einer bestimmten Sache. In seinem Testimonium panportatis (Bedürftigkeitszeugnis) unterschlug er, wie er mir selbst mitteilte, das Vermögen seiner Eltern (Haus und zehntausend Mark) "mit bestem Wissen und Gewissen". Vom Militär schwindelte er sich los, indem er Gelenkrheumatismus im rechten Arm heuchelte. Zur gleichen Zeit ließ er sich von mir meine Colledgefte geben und schrieb sie ab, Hunderte von Seiten.

Vom Superintendent Kohlschütter in Meißen erfuhr ich, daß er Ehrlich auf Langenbach aufmerksam gemacht habe. Da habe Ehrlich gesagt: "Das kleine Langenbach kommt für einen Mann, wie ich bin, gar nicht in Frage". Europa ist für mich zu klein, sagte Kohlschütter. Und

er hat sich doch gemeldet. Er hatte sich aber auch in Nenkersdorf, Eghorn-Borna gemeldet. Die Stelle trug sechshundert Mark mehr. Gepredigt hatte er schon in Nenkersdorf, die Wahl stand noch aus. Was tut Ehrlich? (Das habe ich vom damaligen Pfarrer in Nenkersdorf, der als Emeritus nach Cölln verzog, erzählt bekommen). Ehrlich schreibt nach Nenkersdorf: "Ich bin soeben in Langenbach zum Pfarrer gewählt worden. Wenn ihr mich haben wollt, so müßt ihr mich sofort wählen, da ich sonst in Langenbach zusagen muß". Da haben sie ihn gleich gewählt, sagte mir jener Pfarrer. Nun hatten die Langenbacher keinen und die Nenkersdorfer haben Ehrlich nicht lange gehabt. Er ging nach Plauen als Diakonus und hat dort nie eine große Rolle gespielt. Ich hörte, daß er nach dem Gottesdienst am Ausgang der Kirche seine Frau erwartete und vor allen Besuchern küßte. Er hat gewiß geglaubt, den Leuten damit zu gefallen und sein trautes Familienleben als Vorbild für andere zu zeigen.

Ich hielt inzwischen meine Gastpredigt in Dresden. Vor mir war Jeremias (*dran*), der Sohn eines bekannten Oberlehrers in den Annengemeinde und mein Studiengenosse, nach mir Winter, später an der Dreikönigskirche in Dresden. Montag nach meinem Predigtsonntag kam ein Brief vom Pastor Feller aus Langenbach: Seine Bauern hätten eingesehen, wie töricht sie gehandelt und wie sie sich durch Ehrlich hätten betören lassen. Sie bäten mich, das Pfarramt anzunehmen. Sie hätten mich damals nicht gewählt, weil ich Ihnen nicht gefallen, sondern zu gut gefallen hätte. Darauf schrieb ich an Feller persönlich. Er würde es mir nicht verdenken, wenn ich nunmehr erst die Wahl in Dresden, die acht Tage später stattfand, abwarten würde. Bis dahin bäte ich mir Bedenkzeit aus. Sodann verlange ich vom Kirchenvorstand offiziell Abschrift des Wahlprotokolles und die Versicherung, daß sie mich nicht gewählt hätten, in der Befürchtung, ich würde doch nicht lange ihn in der kleinen Gemeinde bleiben; und sodann die Bestätigung, daß Ehrlich im Gasthof für sich und gegen mich Wahlpropaganda allerschlimmster Sorte getrieben und um die Stelle förmlich gebettelt habe. Feller sagte mit großer Freude zu. Ich wurde in Dresden gewählt und schrieb nun absagend nach Langenbach, daß ich unmöglich als Pastor in eine Gemeinde gehen könnte, deren Kirchenvorsteher sich trotz aller Vorstellungen ihres bisherigen Pfarrers so blöde benehmen könnte und ihre Wahl von bloßen Vermutungen und unwahren, bestechlichen Behauptungen des Gegners abhängig machten. Ich, meinten sie, würde bald wieder gehen. Und ihr Ehrlich ging, ehe er da war.

Auch meine Dresdner Wahlgeschichte ist ganz interessant. Als ich mich einem Stadtrat vorstellte, sagte er erstaunt zu mir: "Was, sie wollen Kandidat sein und kommen zu mir in schwarzer Kleidung?" Ich antwortete mit dem Schalk: "Wenn nur das Herz weiß ist; pectus est, quod favit theologum; Herr Stadtrat". (Kandidat kommt von candidus = glänzend, hell, weiß; in Rom gingen Kandidaten für irgendein Staatsamt in weißen Kleidern). Das hat ihm riesig imponiert. Er hat es auch nicht vergessen, sondern erwähnte es einmal bei Gelegenheit der Haustaufe seines Enkels.

Ehe ich in Dresden zur Probepredigt fuhr, besuchte mich mein Rauhhäusler Freund Sellin in Cölln. Er sollte das Schulwesen in Sachsen studieren. Wir waren dann am Sonnabend Abend im Annenhof in Dresden, wo ich logierte, zusammen und sprachen von vergangenen Zeiten. Nachmittags war ich bei Pastor Dr. Frommhold. Der schien meiner Stimme, ich sprach in der Unterhaltung ziemlich leise, wenig zuzutrauen, nahm mich mit in die Kirche und ließ mich von der Kanzel etwas sagen. Da war er zufrieden. Jeremias, sagte er, kommt nicht in Frage, obwohl er aus der Annengemeinde stammt und ein gelehrtes Haus ist. Erstens genügt die Stimme nicht, vor allem aber will die Annengemeinde keinen haben der nur mit seiner Gelehrtheit prahlt.

Die Kirche war übervoll, bis hinauf zum sogenannten "Kranz"; Schiff, Betstübchenempore, erste Empore, zweite Empore und Kranz, alle Sitzplätze besetzt, alle Gänge und Lücken voll stehender Besucher; die Sakristei geöffnet und voll, voll der Altarplatz, voll der Vorraum.

Auch Sellin war da. Die alte Annenkirche (ein Muster der Raumausnutzung, wie Baurat Onkel Oskar Mothes in seinem Baulexikon schreibt) faßte bei solcher Besetzung etwa viertausend Menschen. Sellin war überrascht, das hatte er mir nicht zugetraut. "Sie werden sicher gewählt" sagte er. Gewundert hatte er sich, daß ich vor solcher Predigt am Abend vorher noch so ruhig und lange mit ihm Bowle getrunken. "Aber", sagte er noch "das Hamburgische haben Sie schon wieder verlernt. Sie sind wieder ein Sachse geworden".

Nach der Predigt war ich bei Dr. Frommhold zu Mittag eingeladen. Die beiden, übrigens hübschen, Töchter kamen mir freudestrahlend entgegen, als wollten sich mich gleich umarmen. Viel fehlte nicht, so lagen sie mir gleich alle beide zu gefälliger Auswahl am Halse.

Nachmittags war ich bei meinem Leibburschen Coßmann, der seit einigen Monaten an der Lukaskirche angestellt war. "Weißt Du noch", sagte er zu mir, "als ich nach Dresden kam, hast Du mir gratuliert und gesagt: Ich komme bald nach; du bringst es wirklich fertig".

Sonntag darauf predigte Winter, Montag war Wahlsitzung. Etwa abends um halb neun Uhr kam der Expedient der Annenkirche und überbrachte mir die Nachricht: Gewählt. Gewählt mit neun gegen acht Stimmen. Bald nach meiner Einweisung lud mich Frommhold zu einem Spaziergang mit ihm und seinem Freund Schulrat Eichberg ein. Die beiden waren echte Vogtländer. Im Schillergarten zu Blasewitz kehrten wir ein. Frommhold sagte: "Kollege, ich will Ihnen nur sagen, ich habe Sie nicht gewählt". "Aber Frommhold", sagte Eichberg. "Ach was", fuhr dieser fort "es ist ganz gut, wenn er's weiß. Er erfährt es ja doch. Meine Weiber haben mich doch jeden Tag bestürmt: Du mußt einen Bräutigam für eine Deiner Töchter herschaffen. Jeremias kam nicht dafür in Frage. Von Winter wußten wir, daß er unverlobt ist. Von Ihnen, Herr Kollege, wußten wir es nicht. Dabei trug ich den Verlobungsring, allerdings nicht den glatten, sondern einen mit Türkis. Wir haben hier und da gefragt, aber etwas Gewisses erfahren wir nicht. Da haben Sie mir, als Sie bei uns zu Tisch waren, einen Brief von Feller in Langenbach gegeben. Da stand zuletzt ein Gruß an Ihre Braut darunter. Nun wußten wir's und ich habe meinen ganzen Einfluß aufgewendet, um Winter durchzubringen. Sie wären sonst einstimmig gewählt worden."

Schon vierzehn Tage nach Winters Gastpredigt wurde ich eingewiesen. Die Zeit war so kurz bemessen, weil die großen Ferien kamen und Frommhold auf Urlaub gehen wollte und ging, noch vor meiner Einweisung. Aber Heise und Roßberg wären auch vierzehn Tage allein durchgekommen. Es war eine Hetze für mich, alle Sonntage Predigt, wenn nicht Gastpredigt, so in Cölln. Hickmann wollte auch die letzten Tropfen noch aus der Zitrone quetschen. Der siebzehnte Juli, an dem ich ordiniert wurde (tags vorher war ich von Dibelius auf der Superintendentatur konfirmiert, verpflichtet worden), fiel in die großen Ferien. Trotzdem war die Kirche so voll, wie bei der Gastpredigt. Diesmal waren auch meine Eltern und Verwandten aus Cölln-Meißen und Emma aus Leipzig da, dazu mein Schwiegervater und meine Braut.

Dibelius sprach zu mir in langer Rede über das Wort: Fahre auf in die Höhe! Heise, Roßberg, mein Schwiegervater und Dibelius im Auftrag von Frommhold gaben mir Segenswünsche mit auf den Weg. *(Zur Ordination war und ist es üblich, dass die Amtsbrüder jeder einen Segensspruch sagen. Die*

*„Segensprüche
bei der Ordination des Herrn
Diaconus Schmiedel.*

Archidiac. Heise: Ich bin Dein, Herr, hilf mir!

Pastor Triibenbach: Ja so spricht der Herr: Ich will Dich segnen und Du sollst vielen ein Segen

werden.

Pastor Hickmann: Getreu ist der Dich ruft, welcher wird's auch thun. Sei und bleibe dem Herrn geweiht!

Diac. Rossberg: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark.

*Pastor Dr. Frommhold durch Superintendent Dr. Dibelius: Getröste Dich der Verbeißung unse-
res Herrn: Siehe ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. Der Gott aber, der in
Dir angefangen hat das gute Werk, der möge es auch vollführen bis auf den Tag Jesu
Christi!*

---“

*Hat offenbar eine Frau Helene Schmidt aufgeschrieben und mit ihrer Visitenkarte an Max Schmiedel ge-
schickt. Auf der Rückseite dieser Karte schrieb sie „gestattet sich, einer diesbezüglichen Bitte Ihrer Verwandten
entsprechend, Ihnen die Aufzeichnung der bei Ihrer Ordination Ihnen erteilten Segensprüche beifolgend zu
übermitteln.*

Hochachtungsvollst d. U.“

*Visitenkarte und handschriftliche Segensprüche schenkte mir Ursula (Ulla) Schmiedel bei ihrem Besuch in
Königstein und Kelleheim anlässlich des 95. Geburtstages meiner Mutter im Oktober 2001.*

In der Sakristei beglückwünschten mich die Kirchen-Vorsteher. Es ist Sitte, daß der neue Geistliche vom Pfarramtsleiter mit den Kollegen zu Tisch gebeten wird. Frommhold war nicht da, Heise wagte es nicht, da Frommhold wegen der Wahl noch zürnte. So war ich in meiner Junggesellenwohnung, Annenstraße 4, III, mit meinen Verwandten zu einem kalten Frühstück (die Wirtsleute hatten mir Salon und Geschirr zur Verfügung gestellt) zusammen. Nachmittags machten wir einen Kaffeeausflug in den Loschwitzer Grund, abends waren wir - ohne den Schwiegervater - im "Zacherl", eine Treppe hoch im Vorraum, da alles sonst besetzt war. Meine Braut blieb einige Tage in Cölln. Gemeinsam sahen wir uns nach einer passenden Wohnung um, um unser Nest darin zu bauen. Das war nicht so einfach. Es sollte doch möglichst eine Wohnung in meinem Seelsorgerbezirks sein und da gab's wenig geeignete Wohnungen. Schließlich nahmen wir, trotz des miserablen Aufgangs, Poppitz fünfzehn II links bei Restaurateur Karl Müller (*das war ein Restaurantbesitzer; ich besitze ein Foto des sehr schönen Hauses*), drei Stuben, eine Kammer, kleiner Korridor, kleine Küche, Preis sechshundertundsiebzig Mark (*pro Jahr!*). Die Stuben boten schöne Aussicht auf den alten Friedhof, Sternplatz und Poppitz und waren hell und sonnig. Die Wohnung wurde am ersten Oktober frei, gegen zwanzig Mark Vergütung räumten aber die Bewohner sie schon etwas früher, so daß sie vorge richtet werden konnte. Am zweiundzwanzigsten September 1892 (*Donnerstag*) fand unsere Hochzeit in Kayna statt (*Max Schmiedel hat die Tischkarten („Tafelkarten“) von seiner Braut und sich aufgehoben, es sind sehr hübsche handgeschriebene Karten mit eigenartigem Blumen-Ornamentdruck und einem feinen Goldrand. Ursula (Ulla) Schmiedel schenkte sie mir im Okt. 2001.*). Außer Verwandten nahmen besonders auch Hickmann (*Pastor in Meißen-Cölln*), Lucchesi und Löber daran teil. Mein alter Kantor Schröter fungierte als Standesbeamter um elf Uhr; um ein Uhr fand die Trauung in der Kirche zu Kayna statt (1. Mose 12,2: Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein - das war der Trautext), die Nachfeier bei "Elms", im Gasthof zur Sonne. Nachmittags etwa drei Uhr kam ein schweres Gewitter. Um vier Uhr schon verließen wir die Gesellschaft, um circa fünf Uhr mit Wagen nach Meuselwitz zu fahren. Fast hätten wir den Zug versäumt. Der Kut scher war wahrscheinlich eingeschlafen und die Pferde fuhren uns über Wisma in einem großen Bogen um Meuselwitz herum. (*Dank Ursula (Ulla) Schmiedel besitze ich seit Oktober 2001 ein kleines Faltblatt mit der Ansprache in Versform des Pastor Hickmann zur Hochzeit in gedruckter Form. Sie hat folgendes, heute kaum noch auszubaltenden Wortlaut:*)

Toast

des
Herrn Pastor Hickmann, Cölln
zur
Hochzeitsfeier in Kayna
am 22. September 1892.

*Aus unsers Schmiedels Herz heraus
Laßt noch ein Lied mich singen;
Gar liebem Ort, gar liebem Haus
Soll es voll Dankes klingen.
Ihr alle kennt den Ort so traut,
Ihr wisst schon, was ich meine,
Doch was wir sinnen, werd' auch laut
Im frohen Lied auf Kayne.*

*Hier wuchs einst auf sein Vater treu,
Der seit der Kindheit Jahren,
Wie Gottes Treue täglich neu,
Vieltausendfach erfahren,
Und Gottes Treue ging ihm nach,
Gestern und heut dieselbe,
Als dann sein Lauf vom Schnauderbach
Nach Cölln ging an der Elbe.*

*Aus seinem Herzen dringt heut vor
Dank, den zum HErrn er sendet.
Manch liebes Kind wuchs ihm empor,
Manch Blatt hat sich gewendet.
Nun kehrt ihm bei des Sohnes Glück
Im Abendsonnenscheine
Der mildbewegte Blick zurück
Zur Morgenzeit in Kayne.*

*In Kayna steht ein trautes Haus,
Drin treu ein Pfarrherr schaltet,
Und wer spricht ihre Liebe aus,
Die ihm zur Seite waltet?
Und in der Gnadensonne Glanz
Schmückt ihres Wirkens Stätte
Viel holder Töchter schöner Kranz
Und drin - die Henriette.*

*Und in dem Hause jugendfroh
Mit dankerfüllten Sinnen
hält Einkehr nun ein Studio,
Der sich versteht aufs Minnen, -
Des Meisters vielgewandter Sohn,
Auch Meister im Croquette,
Und er gewinnt, ihr wißt's ja schon,
Sich Pastors Henriette.*

*Nun preiset Kayna neu sein Lied,
Da ihm erblüht die Eine.
Wie viel er auch der Städte siebt,
Kein Ort ist ihm wie Kayne.
Und wir - wir stimmen mit ihm ein:
Hoch solches Glückes Stätte!
Wo kann ein lieber Pärchen sein
Als Max und Henriette?*

*Ja sei gepriesen, traunter Ort,
Du Ort so vieler Wonnen,
Mög' drin das Pfarrhaus fort und fort
Am Kinderglück sich sonnen!
Wir meinen 's ehrlich, Frau und Mann,
Ein Hoch beim edlen Weine,
Kommt stoßet frohgemuth mit an:
Hoch lebe, hoch leb' „Kayne!“*

Von Schandau aus, wo wir im Lindenhof wohnten, machten wir jeden Tag Partien. Es war ein sonniger, warmer Herbst, während die Schwiegermutter unsere Wohnung einrichtete. Ich hatte nur vierzehn Tage Urlaub. Frommhold meinte, wahrscheinlich immer noch im Ärger über die Wahl, ich wäre erst so kurze Zeit da, da wäre es doch wohl genug. Ich wollte nicht gleich Krach haben und ließ mir die Dummheit oder Gemeinheit gefallen. So waren wir dann am Ziele, im Beruf und im Haus. Und nun kamen die Jahre voll Freud und Leid, voll Kampf und Sieg, wie es eben im Menschenleben zugeht. Nur gibt's bei einem Menschen ein volleres Maß, als bei einem anderen.

IV.

Im Amt. Dresden.

In der Seelsorge hatte ich zunächst wenig zu tun. Seelsorgerbezirke waren erst wenige Jahre vor meiner Ankunft eingerichtet worden. Im Grunde bestanden daher noch die alten Personalgemeinden und da schossen der Pastor und Archidiakonus den Vogel ab. Rossberg kam durch systematischen Seelenfang auch noch auf seine Kosten. Ich war, wie Frommhold mir einmal sagte, eigentlich ja nur Subdiakonus ohne die vollen Rechte eines Geistlichen. Tatsächlich hatte ich kein Recht auf Frühpredigten und regelmäßige Beichten - ein Widerspruch zu den Seelsorgerbezirken, in denen doch eben der betreffende Bezirksgeistliche Seelsorger und damit auch Beichtvater war. Aus Gnade und Barmherzigkeit gab man mir auch eine Frühpredigt, besonders am vierten Advent, in Urlaubszeiten und "wenn nicht viel los war". Frommhold predigte alle vierzehn Tage früh, natürlich auch an hohen Festen den ersten Feiertag; der Archidiakonus kam schon etwas seltener dran, Rossberg noch etwas seltener und ich ganz selten. Frommhold erhielt eigentlich siebentausendfünfhundert Mark, brachte es aber durch Zulagen auf neuntausend Mark, dazu die Seelsorge in der Blindenanstalt einhundertundzwanzig Mark, freie Wohnung - die auch auf Kosten der Gemeinde vorgerichtet und in Stand gehalten wurde - mit Garten und - wie es aus früherer Zeit noch üblich war, damals - ziemlich viel "Honorare". Eigentlich waren ja die Gebühren für Beerdigungen, Trauungen und Taufen et cetera abgelöst. Dibelius (vor Frommhold erster Pfarrer der Annengemeinde mit siebenund-

zwanzig Jahren) und dessen Vorgänger erhielten neuntausendsechshundert Mark außer der Wohnung garantiert. Dibelius stand sich auf mindestens fünfzehntausend Mark, und das in einer Zeit von 1874 - 1884. Am Gründonnerstag Vormittag hielt Dibelius regelmäßig Beichte. Etwa fünfundsiebzig Abendmahlsgäste. Keiner gab als "Beichtgroschen" weniger als zehn Mark in Gold oder zwanzig Mark, viele mehr. Zu dieser Beichte kamen die Reichen und Vornehmen der Stadt. Das Gehalt der ersten Geistlichen an Kreuz, Annen, Frauen und Dreikönig (die vier alten Kirchen) betrug damals nur sechstausend Mark.

Der Archidiakon erhielt fünftausendsiebenhundert Mark als Grundgehalt, später sechstausenddreihundert Mark; einhundertundfünfzig Mark für Seelsorge in der Taubstummenanstalt, freie Wohnung mit Garten und reichlich Honorare. Roßbergs Stelle brachte dreitausendsechshundert Mark und achthundert Mark Wohnungsgeld ein, wenig Honorare. Meine Stelle zweitausendsiebenhundert Mark, sechshundert Mark Wohnungsgeld und so gut wie kein Honorar. Von den zweitausendsiebenhundert und sechshundert Mark = dreitausenddreihundert Mark mußte ich fünf Jahre lang die Hälfte des Überschusses über zweitausendsiebenhundert Mark, also dreihundert Mark, an die Pensionskasse (den Staat) abzahlen. Der Kirchner erhielt dreitausendsechshundert Mark, freie Wohnung und Garten, dazu manche Nebeneinnahmen. Die große Abstufung in den Gehältern entsprach der von oben her gewollten verschiedenen Wertgeltung der verschiedenen Geistlichen: Klerus major et minor. Der Kirchner hatte früher noch viel mehr. Die Kirchner und Totenbettmeister der alten Parochien in Dresden und Leipzig wurden reiche Leute und hätten wohl nicht einmal mit dem ersten Geistlichen an ihrer Kirche getauscht. In den alten Rechnungen der Kreuzkirche fand sich zum Beispiel folgendes: Für eine Trauung dem Superintendenten zwei Thaler. Für fünfundsiebzig Stühle fünfundsiebzig Thaler. Die Stühle gehörten der Kirche, hingestellt wurden sie vom Kirchendiener, die fünfundsiebzig Thaler bekam der Kirchner. Unser Totenbettmeister Weißig in Löbtau galt als einer der reichsten Leute von Löbtau, und ich könnte ihm nachrechnen, welche ungeheueren Summen er verdiente, bis wir dem ein Ende machten, ihn zum Angestellten machten und den Verdienst der Gemeinde zugute kommen ließen.

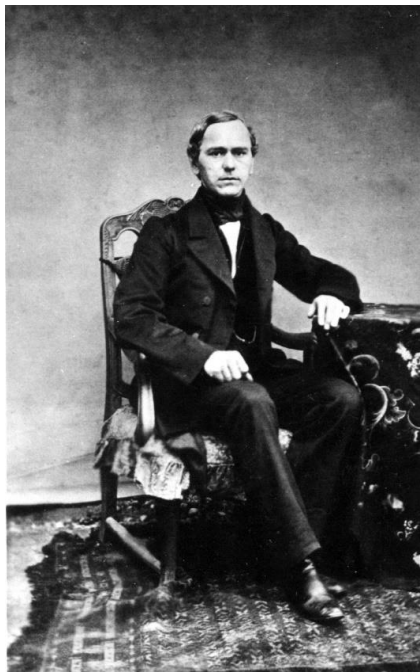
Im Allgemeinen muß ich sagen, und ich habe das auch in einer größeren Versammlung in Gegenwart des Superintendenten und Vertretern des Konsistoriums einmal ausgesprochen: In finanzieller Beziehung haben die meisten Kirchenvorstände und ebenso die kirchlichen Behörden bis hinauf zum Konsistorium glänzend versagt. Also, nach der neuen Ordnung hatten wir vier Geistlichen an der Annenkirche gleiche Pflichten und gleiche Rechte. Die Pflichten gab man zu, die Rechte nahm man uns letzten ab. War das nicht kollegial, sozial und echt christlich?

Da mein Einkommen noch nicht ein Drittel von Frommholds Einkommen betrug, mußten meine Frau und ich am Anfang, ja viele Jahre, sehr genau rechnen. Mein Schwiegervater hätte sicher geholfen, wenn er auch nur eine Ahnung gehabt hätte, wie glänzend ich bezahlt wurde. Ihm das zu sagen, lag mir nicht. Und es ist auch so gegangen. Natürlich hatte ich mich bemüht, diese Verhältnisse zu bessern. Da ich nach dem Gesetz ein Recht auf freie Wohnung oder ein "angemessenes" Wohnungsgeld hatte, ich aber bald für meine etwas größere Wohnung fast eintausend Mark bezahlen mußte (*im Jahr!*), machte ich an den Kirchenvorstand ein Gesuch, das mir zwar nicht den vollen Preis der Wohnung, wie das recht und billig gewesen wäre, einbrachte, aber doch statt sechshundert Mark nunmehr achthundert Mark. Roßberg profitierte, wie später immer, mit. Er erhielt nun tausend Mark Wohnungsgeld. Bedankt hat er sich nie für meine Mühe, höchstens bei meiner Eingabe höhnisch gespottet, daß ich wohl nichts erreichen würde. Und ich habe noch immer etwas erreicht und dreimal neue, immer bessere Gehaltsstaffeln durchgesetzt. Nach der letzten erreichte jeder Geistliche siebentausendzweihundert Mark und freie Wohnung, der Pfarramtsleiter außerdem achthundert Mark Funktionszulage. Dann kamen die neuen, von der Behörde festgesetzten Staffeln. Auch für



Die Eltern von Max Schmiedel:

*neidermeister Johann Ernst Schmiedel, geboren 24. März 1827 in Kayna, gestorben 19. November 1910 in Meißen,
und Marie Emilie Adelheid Schmiedel, geborene Grotzsch,
geboren 26. Juli 1830 in Riesa, gestorben 30. November 1910 in Meißen.*



Die Schwiegereltern von Max Schmiedel:

*Heinrich August Trübenbach, geboren 13. Dezember 1823 in Mittweida, gestorben 18. Februar 1896 in
Dresden, und Anna Trübenbach, geborene Mothes, geboren 13. Dezember 1833 in Leipzig, gestorben 4. Juli
1911 in Meißen.*

den Kantor und Organisten, wie für die Beamten, habe ich Staffeln durchgesetzt. Die ersteren erreichten, statt früher tausendfünfhundert und tausendsechshundertundfünfzig Mark, pro Jahr viertausendzweihundert Mark und Pensionsfähigkeit. Auch andere Gemeinden fühlten

sich veranlaßt, Annen nachzufolgen. Ohne Kämpfe habe ich das alles nicht erreicht. Als ich mich beim Vorschlag der ersten Staffel an Rektor Örtel von der Annenschule, dem damaligen Finanzausschußvorsitzenden, wandte und ihm sagte, daß es doch wohl nicht recht sei, einem Geistlichen weniger zu geben als dem Kirchner, erwiderte er: "Dafür haben Sie als gebildeter Mensch mehr Genuß an den Schönheiten Dresdens als der Kirchner". Ich frug ihn, ob er, da er doch auch ein gebildeter Mensch sei, sich für diesen Genuß Brot und Kleidung schaffen könnte. Da wurde er rot und sagte: "Schon recht, aber meine Lehrer erhalten auch nicht mehr". Was nicht ganz stimmte. Einmal sagte er mir: "Sie hätten eigentlich nach der Landesminimalstaffel schon seit einiger Zeit mehr haben müssen. Der Kirchner hat das übersehen, und Sie haben nichts gesagt". Ich habe die Summe leider auch nicht nachgefordert, sondern habe mir die Unterschlagung gefallen lassen. (Die damalige Landesstaffel ging von zweitausendvierhundert bis viertausendachthundert Mark und Wohnung aus.) Wenn im Anfang meiner Amtstätigkeit das bestehende Pfründenwesen mit der ganz ungerechten Bezahlung ein Unfug war, so hat das neue Pfarrbesoldungsgesetz mit seiner Anlehnung an die Beamtengehälter eine neue Ungerechtigkeit geschaffen. Die Leistungsforderung bei den Geistlichen ist bei weitem nicht so gleichartig, wie dies bei Beamten der gleichen Kategorie ungefähr der Fall ist. Mancher Geistliche in einer ganz kleinen Dorfgemeinde mußte sich zum mindesten wundern, warum er das gleiche Gehalt eines vielbeschäftigten Großstadtgeistlichen oder eines Geistlichen in einer großen Industriegemeinde erhält. Er hat noch den Vorteil des oft reichlichen Ertrags von Obstgarten und Gemüsegarten und die Möglichkeit, auf die Kosten eines Urlaubs, den der vielbeschäftigte Geistliche braucht, zu verzichten.

Der Kirchenbesuch in der Annengemeinde war zu Dibelius-Zeiten überwältigend groß. Viele Kirchenbesucher gingen damals und noch zu meiner Zeit durch die Sakristei des Predigers, selbstverständlich ein Unfug, dem ich später ein Ende bereitet habe. Dibelius trank stets in der Sakristei aus einem Glas etwas Wasser. Nach dem Gottesdienst stürzten sich die hysterischen Kirchenfurien auf das Glas, um daraus zu trinken, möglichst an der Stelle des Glases, wo Dibelius, "der Stern", wie ihn Frommhold nannte, seinen Mund angesetzt hatte. Auch in den ersten fünf Jahren meiner Tätigkeit war die Annenkirche bei jedem Geistlichen voll, oft übertoll, früh und abends, selbst im Sommer. (Der Ausflugssport war damals noch sehr im Anfang.) An manchen Tagen kamen die Kirchgänger schon vor halb fünf Uhr nachmittags zum sechs Uhr-Gottesdienst. Selbst die Donnerstagabend-Gottesdienste waren meist von etwa zweihundert Menschen besucht. Nur die Kreuzkirche (freitags) und die Annenkirche hatten diese ehemaligen Stiftungsgottesdienste, die Dreikönigskirche nur im Sommer. Dieser Besuch erklärt sich zum Teil aus der Gewohnheit (seit Dibelius), zum Teil daraus, daß die abgetrennte Jakobigemeinde (1884) an der alten Kirche hing, zumal sie eine neue Kirche noch nicht hatten, und daß Lukas nur eine Interimskirche besaß, Zion noch nicht existierte. Der Besuch nahm dann, wie überall, ab, zumal als die Sozialdemokratie immer mehr an Einfluß gewann, der Sport und die Sonntagsausflüge zunahmen und die besseren bürgerlichen Kreise, zugleich auch die kirchlichsten, immer mehr in die Vororte zogen.

War es früher so, daß oft buchstäblich kaum ein Apfel zur Erde fallen konnte, so mußte man später die vereinzelt mit Mühe suchen. Trotzdem habe ich am wenigsten zu klagen gehabt. Mit Heise richtete ich die Christvesper ein, die es bis dahin bloß in der Kreuzkirche und Hofkirche gab. Frommhold riet ab: "In der Loofsteche ?? kommt Eich keene Katze zu nahe". Roßberg hielt, wie immer, zu Frommhold, immer zu dem, wo er am meisten zu profitieren gedachte. Die Kirche war und blieb bis heute übertoll an diesen Abenden, Roßberg bat gar bald, daß wir ihn mitmachen ließen, und die anderen Kirchen folgten alle uns nach. Meinen, den an Seelen kleinsten Bezirk, vergrößerte ich unter Frommholds Mitwirkung. Er trat mir die Josephiensstraße ab. "Das Hutsch können Sie bekommen", sagte er (*ein in Dresden üblicher Ausdruck für ungebildetes Volk*). Auch das Recht auf Beichte erkämpfte ich mir. Allsonntäglich hielten bisher die drei ältesten Geistlichen Beichte. In der Zeitung stand: Beichte halten der Pas-

tor, der Archidiakonus und der Diakonus. Ich galt eben als Subdiakonus. Diesen Zustand konnte ich mir nicht länger gefallen lassen. Schon Roßberg hatte dagegen angekämpft, aber nichts erreicht. Ich ging zu Dibelius. Selbstverständlich sagte dieser, muß das anders werden. Es ist Ihr Recht, und es ist Gesetz. Jede alte Frau auf der Kanalgasse oder Fischhofplatz muß wissen, daß sie und wann sie zu ihrem Geistlichen zur Beichte gehen kann. Darum müssen Sie ganz regelmäßig, nicht nur dann und wann, Beichte halten. Ich brachte die Sache vor den Kirchenvorstand. Der hatte wenig Verständnis, im letzten Grunde ging es auch ihn nichts an. Frommhold meinte, das käme gar nicht in Frage, und Roßberg stimmte ihm zu. Ich berief mich auf das Gesetz und daß ich der einzige Geistliche in ganz Sachsen sei, dem man dieses Recht vorenthalte. Das machte bei dem Geheimrat Dr. Ackermann als Juristen Eindruck. Aber Frommhold blieb mit Roßberg bei der Ablehnung, während Heise mir zustimmte. Da stand ich auf und erklärte sehr bestimmt: "Und wenn Sie zehn Mal mir mein Recht nicht geben wollen, so wird das Konsistorium es mir verschaffen. Übrigens habe ich dieserhalb bereits mit dem Superintendenten Dibelius gesprochen". Das schlug durch. Vor Dibelius hatte Frommberg Angst. "Na ja", sagte er, "dann um der Kollegialität willen". Und Roßberg plapperte diese Worte nach. Ich aber erwiderte: "Ich danke für Ihre Kollegialität. Die brauche ich nicht. Ich will mein Recht, nicht mehr".

Nach einiger Zeit ging ich mit Frommhold von der Blindenanstalt nach Hause. Ich hatte ihm ausspenden helfen. Da sagte er: "Kollege, ist das fein, daß wir jetzt jeden Sonntag ihrer zwei abwechselnd Beichte halten. Nun brauche ich wenigstens nicht jeden Sonntag so zeitig aufzustehen". Sehr zustatten kamen mir zwei Umstände, um in der Gemeinde bekannt zu werden, einmal die Kohlenzettel und dann Frommholds monatelange Erkrankung an Gelenkrheumatismus.

Die Kohlenzettel: Freiherr von Burgk stiftete bis zu seinem Tode der Annengemeinde jedes Jahr vierhundert Hektoliter Steinkohle, die an Arme zu verteilen waren. Jeder Geistliche erhielt nun Weihnachten hundert Kohlenzettel zu einem Hektoliter. Heise und Roßberg verteilten diese persönlich ab zweiten Januar gegen Vorweisung des Einwohnerscheines. Frommhold ließ sie in der Kanzlei verteilen. Am zweiten Januar kamen in meine Wohnung etwa sechzig Bittsteller. Ich notierte mir die Adressen und besuchte sie alle, etwa einhundertfünfzig Bittsteller. Dadurch lernte ich viele Familien kennen. Aber mehr: In der Kanzlei, wo man persönlich die allerwenigsten kannte, erschienen dieselben Bittsteller wieder, einmal der Mann, dann die Frau. Sie hatten sich von Nachbarn Einwohnerscheine geliehen und erhielten so mehrere Hektoliter. Das erfuhr ich bei meinen Besuchen. Ich kam bei meinen Besuchen zu einem Hoffischhändler und in ein Bordell! Beide Stellen hatten ihre Scheine verliehen. Da ich den ärmsten Bezirk hatte, erreichte ich, daß ich von den vierhundert Zetteln hundertdreißig bekam. Lange habe ich vergebens gegen den Kohlenzettel-Unfug geeifert. Einmal heizten diese Leute nicht Steinkohle, sondern Braunkohle und Briketts. Sodann konnte eine alte Frau einen Hektoliter nicht selbst in die Wohnung schaffen. Drittens hatte sie für eine solche Menge oft keinen Platz. Ich habe schließlich, als Herr von Burgk gestorben war und die Kirche die Kohlen bezahlte, es erreicht, daß $\frac{1}{2}$ Hektoliter-Zettel für Steinkohle beziehungsweise Braunkohle verteilt wurde. Schließlich wurden es $\frac{1}{4}$ Hektoliter beziehungsweise $\frac{1}{4}$ Centner. Auf diese Weise konnten wir unbequeme Bettler billig abspeisen und anderen zwei und mehr Zettel nach Bedürftigkeit und Würdigkeit abgeben. Noch später haben wir diese Verteilung ganz eingestellt und wurden dadurch viel unverschämte Bettelei los. Wir haben Bedürftigen anders geholfen.

Im Herbst 1892 wurde Frommhold krank. Ich als letzter mußte ihn nach Annenunsitte als Prediger und Seelsorger vertreten. Letzteres kam für mich wenig in Frage. Für die Bessersituiernten des ersten Bezirks kam der vierte Geistliche nicht in Betracht. Wohl aber hatte ich nun ziemlich viel Frühpredigten. Auch mußte ich Frommholds Konfirmandinnen vorbereiten, bis

zum Abschluß (dreiundsiebzig an Zahl). Heise riet mir, deren Eltern zu besuchen, um dadurch in diesen Familien Fuß zu fassen. Das war so Seelenfängertaktik in damaliger Zeit. Die Eltern meiner Konfirmanden habe ich besucht, jene absichtlich nicht. Ich hatte selbst wenig Konfirmanden durch einen Irrtum des Direktors der sechsten Volksschule. Diese besuchten gerade die Mehrzahl meiner Konfirmanden, und Direktor Meyer hielt sehr darauf, daß seine Schüler zu dem Bezirksgeistlichen gingen. Heise hatte seinen Bezirk, als er Archidiakonus wurde, gewechselt und den besseren zweiten Bezirk übernommen. Das wußte Meyer, und er glaubte, auch Roßberg würde wechseln. Der tat es aber nicht, weil der vierte besser war als der dritte. So bekam er meine Konfirmanden (über sechzig) und ich die seinen aus der Sechsten Volksschule (vier bis sechs). Vor Ostern brachten die Konfirmandinnen als Geschenk eine eiserne Lampe mit Tischchen und großem Schirm (Petroleum natürlich). Frommhold, der Palmarum die Kinder konfirmierte, hatte sich von ihnen auch etwas gewünscht, obwohl er ihnen keinen Unterricht gegeben hatte. Er zeigte mir das Geschenk: ein ziemlich großes, extra gefertigtes Zimmerklosett. Extra gefertigt! "Ja", sagte er zu mir, "die gewöhnlichen nützen mir doch nichts. Ich habe es zu ihnen gesagt, daß sie ein besonders großes Loch hineinschneiden lassen müssen". Frommhold, klein von Statur, war von einer Dicke, wie ich solche kaum je wieder gesehen habe. Seine Familienangehörigen nannten ihn Tonde, Rundbild. Zu Pfingsten ging er nicht, wie sonst, im Talar von der Wohnung in die Kirche. "Ach", sagte er zu mir, "da sind so viel Fremde in Dresden, und die lachen dann und machen schlechte Witze".

Für die ganze Mehrarbeit bekam ich nichts, nicht einmal ein Buch oder irgend so etwas. "Sie sind reichlich belohnt" sagte er, "Sie sind dadurch in die Gemeinde sehr schnell hineingekommen". Er brauchte nur ein Wort zu sagen, so hätte mir der Kirchenvorstand eine Gratifikation gegeben, die ich wahrscheinlich gebrauchen konnte. Nach dem Gesetz hatte ich sogar eine Entschädigung nach sechs Wochen Vertretung zu fordern.

Die Familie Frommhold war ganz interessant. Er ein Vogtländer, derb, grob, leicht entzündet (dann grunzte er bloß bei der Begrüßung), aber bald wieder versöhnt, mit unfeinem Benehmen in Wort und Tat. Sie eine hysterische Frau, eine Zeit lang dem Morphiumgenuß ergeben. Die beiden Töchter, zumal die jüngste (die allerjüngste soll die Hübscheste gewesen sein, sie war vor meiner Zeit im Alter von siebzehn Jahren gestorben), waren hübsch und mannstoll. Ein Geschäftsmann wurde einmal aufgefordert, er solle doch eine von Frommholds Töchtern heiraten. Er erwiderte: "Nein, die Töchter Frommholds sind weder fromm noch hold". Als Gustav Schulze (Sorabe), bei Heise wohnend, sein zweites Examen machte, suchten sie ihn zu angeln. Schulze wohnte nach dem Hofe zu; gegenüber, eine Treppe tiefer, lagen Küche und Schlafzimmer der beiden Töchter. Sie sangen und sangen ohne Unterlaß Kirchenlieder zum Beweis ihrer Frömmigkeit. Aber umsonst. -

In einem kleinen Geschäft neben dem Pfarrhaus, dessen Inhaberin alles Wissenswerte aus dem Pfarrhaus durch Frommholds Dienstmädchen erfuhr und unter dem bekannten Siegel der Verschwiegenheit weitererzählt, berichtete einmal besagtes Dienstmädchen von einer Einladung, die abends vorher bei Frommholds stattgefunden. Schauspieler waren eingeladen, Operngrößen. Frommhold habe eine Schauspielerin auf seinen Knien geschaukelt und die beiden Töchter hätten nackt getanzt. Sie habe auch mitmachen sollen. Aber sie habe sich geschämt.-

Punkt sechs Uhr nachmittags erschien Frommhold in seiner Stammkneipe: Hotel de France, Wilsdruffer Straße. Seine Lampe in der Studierstube mußte brennen, damit die Leute, so sagte er, dächten, er wäre zu Hause und arbeite. Bei Kneist verkehrte er mit einem Geheimrat der Ordenskanzlei. "Gebt mir ja nicht den Albrechtsorden", hat er zu dem gesagt. "Ich will den Verdienstorden, den die Superintendenten kriegen". Und er bekam ihn auch und war stolz darauf.

Seinem Kirchner verschaffte er darauf das Verdienstkreuz, statt Albrechtskreuz. Als er monatelang krank lag, sagte er einmal zu mir: " Es ist nur gut, Zahnstocher habe ich für ein Jahr. Die habe ich mir aus Le France mitgebracht".

Die sogenannten Beerdigungen mit Gebet und Segen (wir haben immer eine kleine Rede gehalten), also Armenbeerdigungen und Kinderbeerdigungen, wurden wochenweise abwechselnd von Roßberg, mir und dem Diakonus von Jakobi gehalten und zwar für beide Gemeinden zusammen. Frommhold nannte uns die "Leichenführer". Auch das habe ich schließlich geändert. Es mußte jeder Geistliche jedes Glied seines Bezirkes selber begraben, sofern nicht ein besonderer Wunsch eine Ausnahme verlangte. Zu Frommholds Zeiten war das bei seiner Leibesfülle, die keine große Bewegung zuließ, nicht möglich. Die Kindersterblichkeit war damals viel größer, als in späteren Zeiten. Ich habe an einem Sonntag in Löbtau, bei tiefem Schnee ein paar Stunden im Freien stehend, außer einem Erwachsenen elf Kinder beerdigt.

Mit Heise mit seiner Familie verband uns eine innige Freundschaft. Wir waren wie eine Familie und nahmen an Freud und Leid gegenseitig regsten Anteil. Für die Kinder waren wir Onkel und Tante und umgekehrt nannten unsere Kinder Heises so. Oft, wenn wir bei Heise Licht sahen, besuchten wir sie noch gegen Mitternacht. Einmal schien die Freundschaft zwischen mir und Heise doch in die Brüche zu gehen. Traf ich ihn, so ging er kopfgebeugt, tiefsinnig und schweigend nur kurz und steif grüßend, an mir vorüber. Bis ich ihn frug, was er eigentlich habe. Warmuth war einmal bei mir gewesen und ich hatte im Laufe des Gesprächs gesagt: "Das ist falsch von Heise". Warmuth, "die große Stadtklatsche", wie er sich selber wiederholt nannte, war zu Heise gegangen und hatte diesem gesagt: "Schmiedel hat gesagt, Heise ist falsch". Da habe ich natürlich gelacht und Heise wußte nicht recht, was er aus mir machen sollte, bis ich alles aufklärte. Ich sagte ihm: " Warum bist Du nicht gleich, eventuell sogar mit Warmuth, zu mir gekommen und hast um Aufklärung verlangt?" Dann wäre viel Ärger erspart geblieben und das gemeine Klatschmaul beziehungsweise der Verleumder hätte seinen Teil abbekommen.

Die Zeit von 1904 bis 1909, wo Heise Pfarramtsleiter war, ist die einzige Zeit gewesen, wo alle vier Geistlichen in der Hauptsache zusammenhielten. Wollte Roßberg nicht allein stehen, so mußte er sich an Heise und mich anschließen. Warmuth stand schon aus Dankbarkeit auf Heises Seite. Und Heise hat es den Kollegen leicht gemacht; Er suchte jedem vorwärts zu helfen und war nicht neidisch auf Erfolge der anderen. Auch in der Verwaltung suchte er die anderen nicht auszuschließen, jeden zur Mithilfe heranzuziehen.

Der prächtige Junge Theodor starb leider mit siebzehn Jahren. Ich habe ihn, wie später seine Eltern und die Großmutter Hauptmann, eine prächtige, alte Frau aus der Lausitz, begraben, die Schwester Suse getraut und zwei Kinder des ältesten Sohnes Hans getauft. Heises Predigten waren geistreich, leicht etwas weichlich, für Frauen berechnet. Sein Fleiß war enorm, er ein aufrichtiger, edler Charakter, der vieles auch beim Gegner entschuldigen konnte, gern heiter, gern auch die Vorzüge anderer anerkennend.

Einer der härtesten Schläge war für ihn nach Frommholds Weggang 1899 die Wahl von Segnitz aus Wellerswalde zum Pfarramtsleiter. Segnitz war eine gemeine Natur. Seine Ehe war kinderlos, dafür hatte er eine große Anzahl von Frauen. Ich hätte seine Wahl hintertreiben können. Mein Vater hatte von einem Wellerswalder Bauern, der sich wohl in Cölln zur Ruhe gesetzt hatte, gehört, daß Segnitz der Boden dort zu heiß geworden sei, da er schon zwei Dienstmädchen habe aussteuern müssen. Oberbürgermeister Beutler war von der Universität her mit Segnitz befreundet, der übrigens ein begabter Redner und Prediger war. Seine laute, kräftige, tiefe Stimme begeisterte schon viele Kirchenvorsteher. Die Mehrzahl der Kirchenvorsteher gehörte der Loge an und hielt zusammen. Frommhold agitierte für Flathe an der

Petrikirche, der Rest für Heise. Flathe erhielt nur Frommholds Stimme. Als Segnitz bald nach seinem Antritt fünfundzwanzigjähriges Jubiläum hatte, verbat er sich jedes Geschenk. Wir Kirchenvorsteher schenkten ihm dennoch einen silbernen Pokal. Ich hörte, wie der Stadtrat Schaal zu Frau Segnitz sagte: "Na, sie müssen doch glücklich sein, so einen Mann zu haben". Sie antwortete: "Es ist nicht alles Gold was glänzt". Später erst habe ich eingesehen, was sie gemeint hat. Die Frau, ungebildet, hat viel ertragen müssen und mußte es mit ansehen, wie zwei, drei Weiber im Hause ein- und ausgingen, die alle sehr intime Beziehungen mit Segnitz hatten. Roßberg schlug sich nach seiner alten Taktik natürlich sofort Segnitz an; Heise und ich wurden von Segnitz in hochmütiger, herrischer Weise behandelt und, wo und wie er nur konnte, gekränkt. Mehr noch als Heise war ich ihm im Wege und er versuchte es, mich auf diese oder jene Weise von der Annenkirche wegzubringen. Die Hausmannsfrau, mit der er regen Verkehr unterhielt, wurde ihm zum Verderben. Deren Mann wußte um die Sache, er überraschter auch die beiden. Aber eine goldene Uhr und die seidenen Unterröcke et cetera seiner Frau ließen ihn schweigen. In der Betrunktheit hat er aber doch manches ausgeplaudert. Warum nicht, hat er gesagt, ich komme deshalb nicht zu kurz.

Einige Wochen vor seinem unfreiwilligen Abgang, frug er mich in der Kanzlei, warum ich nie mehr zu ihm in die Predigt käme. Ich lud ihn ein, mit mir ins Sitzungszimmer zu kommen. Dort sagte ich zu ihm: "Wissen Sie, in meinen Predigtgottesdienst sitzt öfters ein Mann, der scheinbar ein guter, frommer Christ ist. In Wahrheit gehört er ins Gefängnis oder ins Zuchthaus". Segnitz wurde leichenblaß. "Wenn ich den so sitzen sehe", fuhr ich fort, "nimmt mir's immer die Stimmung. Und nun denke ich, Sie könnten von mir, den Sie doch nicht leiden können, vielleicht etwas Ähnliches denken oder auch die Stimmung verlieren. Das will ich Ihnen ersparen". Er sagte kein Wort und ging. Ich meinte natürlich Segnitz nicht, aber ich hatte ihn getroffen. Er nahm an, daß ich alles wisse, was, abgesehen von den zwei Mädchen in Wellerswalde, nur unklar der Fall war, und daß ich trotzdem von alle dem keinen Gebrauch gemacht habe. Von der Stunde an hatte ich gewonnen.

An Roßberg hatte er schon längst manches auszusetzen, vor allem auch, daß Roßberg zu Vertretungen schwer zu haben war. Als er zum Superintendenten bestellt wurde, schickte er nicht Heise, der sein berufener Vertreter war, die Amtschlüssel, auch nicht Roßberg, sondern mir und ließ mich zugleich bitten, eine Doppelhaustaufe in seinem Bezirk vorzunehmen. Ich habe dem Kirchenvorstand auch später nicht gesagt, was ich über Wellerswalde wußte, abgesehen von allem, was ich inzwischen gehört und gesehen hatte.

Von Warmuth habe ich schon geredet. Ohne Heise wäre er nicht an die Annenkirche und überhaupt nicht ins geistliche Amt gekommen, da er sich stets erfolglos gemeldet hatte. Das sollte sein letzter Versuch sein. Er war Lehrer am König Georg Gymnasium, früher an der Johannstädter Realschule, hier ein Kollege von Professor Dr. Wirth. Dieser und ein Kollege, Professor Hoßfeld, sprachen von ihm nur höchst absprechend. Er sei ein Schmeichler und Speichellecker, grundlos faul, das Brett immer an der dünnsten Stelle bohrend. Da stimmt alles. Er hat mir mindestens dreimal sein Ehrenwort unter Handschlag gegeben und bald darauf sein Ehrenwort gebrochen, einmal schon nach einer Stunde. Mit der Wahrheit nahm er es nicht sehr genau. Er war äußerlich Ästhetiker, innerlich ein Schwein. Nachmittags war er nicht zu sprechen. Er stellte die Klingel ab. Predigten und Konfirmationsreden lernte er wörtlich aus Büchern auswendig und hielt sie. An den Anfang stellte er gern, wie Roßberg, ein selbstgefertigtes Gedicht. Seine Sprache war die eines Schauspielers. Durch Speichelleckerei kam er nach Strehlen. Den "Dinnerpastor" nannten sie ihn, gern verkehrend in den Häusern der Reichen, die Armut aus ästhetischen Gründen meidend, durch allerhand Veranstaltungen und großem Tamtam immer wieder Dumme blendend. Etwas Gutes hatte er: Wenn er einem einen Gefallen tun konnte, so tat er es. Und noch etwas Besseres hatte er: Eine gute Frau, die Tochter unseres Kirchenvorstehers Schlößmann. Als der Krieg ausbrach, ging er zum Super-

intendenten Költzsch: Er solle ihn doch als unabkömmlich bezeichnen. Költzsch sagte mir, er habe das zitternd vor Angst vorgebracht. Dann im Krieg dichtete er begeisterte Heldenlieder von deutscher Kraft und treuer Vaterlandsliebe und Opfermut.

Als Heise gestorben war, wünschten viele Kirchengenossen mich als Pfarrer. Rat und Superintendent meinten, an Roßberg wäre nicht zu denken. Der sei zur Pfarramtsleitung nicht fähig, aber an mich wäre deshalb nicht zu denken, weil das ganz und gar nicht üblich sei, einen Jungen über den Älteren hinwegzusetzen. Ein heute glücklicherweise überstandener Standpunkt. Hilbert kam also, der Schwiegersohn von Geheimrat und Professor Rietschel in Leipzig, ein Freund von Dibelius. Ich schrieb ihm nach der Wahl einen lebenswürdigen Brief, ohne zu verschweigen, daß es für Roßberg und für mich nicht leicht sei, uns in die Verhältnisse zu fügen. Aber ich wollte gern in Treue mit ihm zusammenarbeiten. Roßberg und seine Frau schrieben ihm auch einen Brief, wie mir Hilbert erzählte, voll Gift und Galle und Gemeinheit, so daß Dibelius sich veranlaßt sah, Roßberg und seine Frau zu sich zu laden, um ihnen den Standpunkt klar zu machen. Bei der nächsten Konferenz bedankte sich Dibelius bei mir für den Brief. Als ich frug, warum? erzählte er mir von Roßberg und seiner Frau, was ich durch Hilbert schon wußte. Hilbert war der Ansicht, daß wir drei Kollegen alle nicht viel wert wären. Er wurde bald anderer Ansicht in Bezug auf meine Person und sagte mir einmal: "Warum hat man Sie denn nicht genommen? Sie hätten es doch ebenso gut gemacht wie ich". "Das glaube ich schon", erwiderte ich, "aber" und nun erzählte ich ihm, warum ich es nicht geworden war. Darauf suchte er meine Freundschaft in auffälliger Weise. Ich aber wollte Roßberg, der sich nach alter Taktik nun an mich angevettert hatte - er hat es mir nicht gedankt - nicht im Stich lassen, war freundlich zu Hilbert, aber ging im Übrigen auf sein Liebeswerben nicht ein. Wir sind immer gut miteinander ausgekommen und als er nach Rostock als Universitätsprofessor gehen sollte, frug er mich um Rat. Ich sagte ihm, daß ich dazu nichts sagen könnte. Sagte ich nein, sah es aus, als gönnte ich es ihm nicht. Sagte ich ja, so könnte es scheinen, als wollte ich ihn gerne los sein.

Seit 1904 bearbeitete ich den gemeinsamen Arbeitsplan, den früher Frommhold beziehungsweise Segnitz aufgestellt hatte. Hilbert wollte ihn wieder selbst aufstellen. Einmal hat er es getan, so ungeschickt, daß er die Sache gerne wieder mir überließ. Er versuchte es auch am Anfang, die alte frühere Einrichtung wiederherzustellen, wonach der Pfarramtsleiter alle vierzehn Tage Frühpredigt hält. Diese Überhebung seinerseits, die Einbildung, als ob die Gemeinde bloß ihn hören wollte, habe ich ihm damals gründlich unter die Nase gerieben.

Hilbert war wissenschaftlich ziemlich beschlagen. Seine apologetischen Vorträge, die unter großem Zulauf besonders der Gemeinschaftsleute hielt, erinnerten jedoch sehr an Luthards gedruckte apologetische Vorträge. Er war eine tatkräftige Natur, ungestüm, ein Hitzkopf, nervös, genial liederlich, wie die Unordnung in seinem Studierzimmer bewies, ein Draufgänger. Seine leidenschaftliche Art, die große Geste und das brüllende Organ erfüllten viele mit Begeisterung. Seine Predigten waren gut. Er löste immer Probleme, was nicht gerade Wesen und Absicht der Predigt sein soll; aber was er sagte, war gründlich durchdacht. Sein Rückenhalt war die landeskirchliche Gemeinschaft, die vordem alle zu meinem Studienfreund in der Lauitzer Prediger Gesellschaft, zu Zeißig liefen. Gustav Zeißig war als Student ein lockerer Zeißig, wie er selbst schreibt; in Berlin kam seine Bekehrungsstunde. Kein Held an geistiger Begabung, habe ihn der Heilige Geist damit besonders begnadet, daß er ihm die Gabe, zum Volke zu reden, verliehen habe. Zeißig hat so viel zum Volke geredet, daß er zuletzt recht viel Quatsch geredet hat. Erst nach landeskirchlicher Gemeinschaftart pendelte seine Rede zwischen Sünde, Gnade und Blut Christi hin und her. Da war Hilbert ein anderer Kerl. Und das merkte die Gemeinschaft bald. Er wollte auch mich überreden, dieser Sekte - das ist zuletzt die Gemeinschaft - beizutreten und schlug mich als seinen Nachfolger vor. Bezeichnend für Leute dieser Art (*ist*) die Begründung: "Sie haben dann immer eine volle Kirche, viel Abend-

mahlgäste, große Kollekten, kurz eine Masse hinter sich". Noch mehr im Sinne des Heiligen Geistes sprach sich Zeißig einmal mit gegenüber aus: "Weißt Du, wenn unsere Kirche krachen geht, ich bin versorgt. Meine Gemeinschaftsleute lassen mich nicht verhungern".

Die Annengemeinde als solche hat auf Hilbert nicht viel gehalten und war nicht betrübt, als er fortging. Wie er selber Quecksilber und voller Unruhe war, so brachte er in das ganze Gemeindeleben solche Hast und Unruhe hinein. Dazu waren die Annengemeinde-Mitglieder empört über das anmaßende und oft geradezu freche Wesen der Gemeinschaftsleute, die doch schließlich Gäste in der Annenkirche waren und als solche sich hätten betragen müssen.

Nach Warmuths Weggang kam Dreves 1912 an die Annenkirche, mir keine sympathische Persönlichkeit. Ich hielt ihn nicht für ganz lauter. Den Beweis lieferte er mir durch gemeinen Seelenfang hinter meinem Rücken. Trotzdem bin ich immer gut mit ihm verkommen. Er war ein kluger Kopf, seine Predigten gut, sein Eifer in der Seelsorge groß. Bei Kriegsausbruch zog er als Offiziersstellvertreter ins Feld. Bei einer Handgranatenübung behielt er die Granate zu lange in der Hand. Er und andere wurden verwundet, zwei wohl getötet. Er trug seitdem eine künstliche rechte Hand. Zurückgekehrt, machte er sich an die landeskirchliche Gemeinschaft heran und hielt ihr Bibelstunden, verlangte dazu später vom Kirchenvorstand die Kirche. Da habe ich im Kirchenvorstand erklärt: Wir anderen drei Geistlichen haben bisher den Kollegen Dreves im Amte vertreten und tun es weiterhin, wenn er nicht arbeitsfähig ist. Ist er das aber, dann soll er uns nicht seine Arbeit aufbürden, um Privatgeschäften nachzugehen. Es geht nicht an, ihm die Annenkirche zu geben, damit er dort Bibelstunden hält (und die Annengemeinde zahlt Heizung, Licht, Bedienung et cetera), während er auf der anderen Seite für dieselbe Arbeit an der eigenen Gemeinde nicht fähig sein will. Damit war die Sache erledigt. Aber das freut mich, Dreves hat mir deswegen nicht ein böses Wort gesagt. Er ging bald darauf ab zur inneren Mission (Frauendienst). Einige Jahre später ist er gestorben.

Auf meinen Vorschlag hin blieb die vierte Stelle unbesetzt, Großmann rückte in die dritte Stelle ein. Bis heute ist die vierte Stelle unbesetzt geblieben, obwohl Konsistorium und Superintendentur wiederholt die Neubesetzung forderten. Auch Roßberg wollte es, einmal, um nicht nur erster von drei, sondern von vier zu sein; und dann weil jede Äußerung des Konsistoriums für ihn Evangelium beziehungsweise Befehl war. Ich habe mit meinem Finanzausschuß die Besetzung aus finanziellen Gründen als völlig untragbar für die Gemeinde abgelehnt. Allmählich kamen die Forderungen seltener und heute denkt niemand mehr an die Wiederbesetzung. Drei Geistliche genügen auch vollauf. Zwei täten´s auch.

Großmann kam aus Plauen im Vogtland. Er galt als hervorragender Prediger und kam zu uns, wie Hilbert, in der Einbildung: Nun bist du Hahn im Korbe, denn die anderen dort taugen ja nichts. Von dieser Einbildung habe ich ihn bald kuriert, als er einmal auf der Treppe zu Roßberg und mir sagte: Er sei ja nach Dresden berufen. Da sagte ich ihm: "Sie sind nur Kompromißpfarrer, Sie wie Kollege Roßberg auch. Ob Sie sonst von uns gewählt worden wären, ist noch die Frage". In der Folge wurde er immer bescheidener. Nur von Zeit zu Zeit bekam er wieder einmal Größenkoller. Er ist bisher nie recht in die Gemeinde hineingekommen; durch eigene Schuld. In seinem Bewerbungsschreiben schrieb er, wie es so oft in solchen Bewerbungsschreiben verlogenerweise geschieht, er freue sich, wenn er in eine noch größere Industriegemeinde kommen könne, als die Gemeinde, in der er jetzt arbeite. Wahrscheinlich hat er da weniger an die Industriearbeiter, als an die Industrieherrn gedacht. Schade um den Menschen, der so reich begabt ist, aber leider so charakterlos und schwankend in Anschauung und Urteilen, daß man sich nicht für eine Stunde lang auf ihn verlassen kann. Als junger Geistlicher war er der einzige, der die Zwickauer Thesen unterschrieb. Natürlich gab ihm das Konsistorium eines auf den Kopf. Nun war er stockorthodox, "weil´s das Konsistorium so haben will". Bald war er wieder ganz freisinnig, dann hielt er es mit der hochkirchlichen Bewegung,

am öftesten mit der katholischen Kirche, deren theatralischen Kultus ihm imponierte und, soweit es anging, zur Nachahmung reizte. Er hat eine Reformationspredigt gehalten, die mich und die Gemeindemitglieder mit Staunen und Entsetzen erfüllt hat. Diese Predigt war ein einziger Jubelgesang auf die katholische Kirche und eine Verdammung und Geringschätzung der evangelischen Kirche. Da hat er gerade mal wieder seinen Raptus, einen unglücklichen Tag gehabt. Was er damit tat, ist ihm selber sicher gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Manche seiner Predigten waren Meisterwerke, fein und tief, originell oft, für die Annengemeinde in der Hauptsache unverständlich. Er kam von der Gelehrtensprache nicht los und sprach so über die Köpfe hinweg. Der geringe Kirchenbesuch und die Ablehnung seiner Person als Seelsorger selbst innerhalb seines Bezirkes machte ihn mehr und mehr mutlos, so daß er auch in seinen Predigten wenig Gutes leistete. Eine künstlerische Natur und viel mit Künstlern verkehrend, wurde er immer mehr Bohemien, in jeder Beziehung verbummelt, am Tage meist schlafend, in der Nacht vagabundierend und nach Mitternacht noch arbeitend, oft stundenlang. "Ich weiß nicht", sagte er wiederholt zu mir, "womit ich mein Gehalt verdiene, ich bin zu nichts nütze, ich bin kein Geistlicher, ich bin auch kein Schauspieler, wie viele sagen. Ich kann wohl einen anderen kopieren, aber aus einer Rolle selbständig etwas machen, das kann ich nicht. Ich bin auch kein Philosoph, wie andere wieder sagen. Ich habe mich ziemlich viel mit Philosophie, auch indischer, beschäftigt; ich kann die Gedanken nachdenken, aber ich bin nicht schöpferisch tätig". Da habe ich ihm immer gesagt: "Sie haben recht, nicht Geistlicher, nicht Schauspieler, nicht Philosoph; das alles nur oberflächlich. Aber zu einem Beruf hätten Sie glänzend gepaßt: Zum Bibliothekar an einer großen Bibliothek". Dort wäre er sicher am rechten Platz gewesen und hätte Befriedigung gefunden. -

Unser Annengemeindeblatt hat Großmann in vorbildlicher Weise redigiert. - Das gab er selbst zu. Er hätte mir und ich ihm viel sein können, wenn er Stange gehalten hätte, wenn er nicht fortwährend in seinen Ansichten und Urteilen schwankte. "Sie müßten Pfarramtsleiter sein", sagte er einige Male zu mir. "Sie würden mich schon richtig an die Kandare nehmen und dann würde etwas aus mir werden". Sonst ließ sich gut mit ihm auskommen; er war immer hilfsbereit zu Vertretungen und liebenswürdig, freundlich. Ich habe versucht, ihm mehr Arbeit und Konfirmanden zu verschaffen. Ich litt an Überfluß, Roßberg raffte zusammen, was er konnte. Wir wollen Großmann helfen, dem wir aus fremden Bezirken nur solche als Konfirmanden aufnehmen, zu deren Eltern wir engere Beziehungen haben, sagte ich einmal. Roßberg versprach, demgemäß zu handeln. Ich wies viele ab - und Roßberg nahm sie an. "Beziehung" kann ja so verschiedener Art sein. Roßberg hätte den Entrüsteten gespielt, wenn man hier von Wortbruch hätte reden wollen. Von Roßberg schreibe ich später mehr. Jetzt erst einige Worte über den Jünglingsverein.

(Wie viel Herzblut Max Schmiedel in diese Arbeit für den Jünglingsverein der Annenkirche gesteckt hat, sieht man aus dem Jahresbericht in Versform, den mir Ursula (Ulla) Schmiedel im Oktober 2001 als handschriftliches Original schenkte und den ich hier einfüge; er ist leider nicht datiert.)

Jahresbericht.

Gott grüß euch alle, groß und klein,
Die ihr euch heute stelltet ein,
Ihr, die uns brüderlich verbunden
Die Eine Sache unsers Herrn,
Die ihr in manchen frohen Stunden
Schon bei uns wart von nah und fern,
Die ihr zum erstenmal erschienen
In unsrer Mitte - allzumal
Laßt's euch gefallen, womit wir dienen -

Willkommen uns in diesem Saal!
 Zwar giebts nicht Kuchen, nicht Chokolade,
 Wie sonst bei ´ner Geburtstagsfeier,
 Auch Kaffee nicht - doch ´s ist nicht schade:
 ´s wär erstens unsrer Kasse zu teuer,
 Wir müßten ´s Getränke auch also brau´n,
 Daß ihr mit Seufzen es würdet beschaun
 Und sprechen: Das Dresdner Wasser ist gut und klar
 Und ´s bleibt auch klar und ´s bleibt auch gut,
 Wenn mer Kaffee oder Chokolade ´nein thut.
 Vorsetzen will ich euch anderes heut;
 Was wir getrieben in letzter Zeit,
 Von unsrer Arbeit Wohlgelingen,
 Von Misserfolg, Parthien aufs Land,
 Von Freud´ und Leid, vom Kassenstand
 Laßt euch ein Liedchen singen.
 Als Christen ziemt ´s uns, daß voran
 Wir dem die Ehre geben,
 Der Großes hat an uns gethan,
 Gesegnet unser Streben.
 Dem Herrn sei Preis, der Sonnenschein
 Und Sturm und Regen zum Gedeihn
 Uns allzeit hat gegeben.
 Das ist das größte Kapital,
 Das uns geschenkt ward Jahr um Jahr -
 Ein kleineres, aber noch sehr groß,
 Das ward der Kirchenvorstand los,
 500 Mark in Golde bar.
 Wir danken herzlich! Bleibt gewogen
 Uns, werte Herrn, so Jahr für Jahr,
 Sonst müssen wir verzogen.
 Wie wir das durchgebracht - ihr möchtets gerne wissen -
 In Büchern steht es klipp und klar:
 Wir haben soviel zahlen müssen,
 Daß niemals etwas übrig war.
 Denn juvat vivere - das Leben ist eine Lust, aber ´s kust! -
 Aus Mitgliederbeiträgen und Geschenken
 Von Herren, die freundlich unsrer gedenken,
 Haben wir peu à peu, so ganz stäte und sacht
 Ein nettes Sümmchen zusammengebracht:
 279 Mark 50 Pfennige;
 Der Ausgaben waren auch hier nicht wenige,
 Nämlich der Mark 145.
 Und nun - wer ´s nicht glauben will, der irrt sich -
 Bleibt Rest nach Adam Riese und unserm Kassierer: -
 134 M. 50 Pfg. - 134 !
 Die Zahl der Mitglieder war vordem
 In gleicher Höhe - ´s ist unangenehm,
 Daß von einem Sinken ich reden muß.
 Gar viele verschwanden nach kurzem Gruß;
 Und viele, die sich unsrer Ordnung nicht wollten bequemen,
 Die mussten wir bei dem Kragen nehmen

Und haben fast 40 auf einmal gestrichen. -
Doch ob auch viele von uns gewichen,
Der Sache war's gut - denn 50 Getreue,
Auf die man verlassen sich kann und bauen,
Sind besser als 100 von jenen Lauen.
Doch traten hinzu auch manche Neue;
So kommen wir wieder auf wenigstens 80 -
Nun merkt ihr schon - die Sache macht sich.
2 sind gekommen bei's Militär
Und tragen des Königs Rock und Wehr.
Wir hoffen, daß beim Exerzieren und Kommissbrotessen
Sie den König der Könige nicht vergessen.
Noch in voriger Woche, nach langem Leid
Ist einer für immer von uns geschieden;
Ihn rief der Tod - nach Kampf und Streit
Gebe Gott ihm in Gnaden den ewigen Frieden.
Der die Jugend nicht schont - er mahnt uns auch heut':
In der Zeit vergiß nicht die Ewigkeit!
Sei bereit! Allezeit! - -
Und nun, liebe Freunde, den zuletzt wir verloren,
Wir hatten zum Vorstand ihn uns erkoren;
Aber der Vorstand - ist durchgebrannt!
Wie schon im Paradiese sich Adam verkroch,
So ward, wo unser Adam war, plötzlich ein Loch -
Doch war uns Ersatz gar bald zur Hand,
So daß kein zu großes Bedauern entstand.

-
Es fand des Sonntags Feierabendstunde
Uns meist vereint in brüderlichem Bunde,
In Ernst und Scherz, bei Spiel und Deklamieren,
Wie wir es heute auch vor Augen führen.
Da manches Lied aus voller Brust erklingt,
Wie es des Abends Stunde mit sich bringt,
Jetzt Gott zur Ehre ernste Weise,
Jetzt Dir zum Ruhm, mein Vaterland,
Jetzt zu der Freundschaft lautem Preise,
Die unsre Jugendschar verband.
400 Bücher fast verwahren wir in Schränken,
In die gar viele eifrig sich versenken;
Durch Bild und Lehr in mancherlei Artikeln
Thut mancher sich im Stillen hier entwickeln.
Hat mancher zu Hause solch vergrabenen Schatz
Ein „Daheim“, „Buch für alle“ - wir haben noch Platz!
Wir nehmen auch andere Bücher mit Freuden,
Wenn sie gut sind - sonst mögen wir sie nicht leiden.
Manch' schöne Vorträge wurden gehalten,
Die dem Kopf oder dem Herzen galten:
Von den Temperamenten, Diätetik der Seele,
(Über letzteres sprach unser Mitglied Höhle,
Wie überhaupt, je nach ihren Gaben,
Die Mitglieder selbst viel geredet haben).
Von Pestalozzi und Gellert, Lenau, Luther und Kleist,

Von den Alpen und wie man dort praktisch reist,
 Wie´s in Italien zugeht und in Tyrol;
 In Marienbad, bei den Teplern sowohl,
 Wie im Riesengebirge und Odenwalde
 Und in Korea selbst sind zu Hause wir balde.
 Aus der Geschichte ward uns manches bekannt,
 Wie man Wien belagert, unsre Kirche verbrannt,
 Vom deutschen Kriegslied hörten wirs tönen
 Und von uferlosen Flottenplänen,
 Nämlich von deutscher Kolonialpolitik im 16. Jahrhundert,
 Von der Judenmission - ihr seid verwundert?
 Ich kann euch alles nicht anvertraun;
 Herr Direktor Kunath belehrte uns, wie wir verdaun,
 Von dem Elend der Taubstummen hörten wir viel,
 Wie Geduld da sehr not, will man kommen ans Ziel;
 Haben die Seele erquickt aus Gottes Wort -
 Mag es lieber uns werden immerfort;
 Haben jubelnd gedacht der deutschen Mannen,
 Die einst so herrlichen Sieg errangen;
 Des deutschen Reiches Freudenfeste
 Haben wir mitgefeiert aufs allerbeste,
 Den König geehrt in unserm Kreise
 Durch ernstes Wort, in Liedesweise.
 Unser Weihnachtsfest beim Lichterschein,
 Es wird noch in mancher Gedächtnis sein;
 Auch das Familienfest, das dem Leiter zu Ehren
 Wir ihm wollten zu seinem Geburtstag bescheren;
 Dann in kleinerem Kreise - nicht gar so vermessen -
 Haben Thee wir getrunken und Zwieback gegessen;
 Sind nicht nur gewandert im Geiste viel,
 Sind fleißig marschiert nach manch schönem Ziel,
 Nach dem Schöner Grund, Lugturm und Hofewiese,
 Und was sich da alles noch sagen ließe
 Von Rabenau und der Goldenen Höhe
 Und - daß ich das Beste nicht übersehe -
 Von der Schweizpartie, zwar etwas verregnet,
 Doch wem wäre solches nicht auch schon begegnet?
 Es war doch schön und hat uns gefallen
 In dem Felsengewirr, unter grünenden Hallen,
 Im großen Dom bei Brot und Wurst
 Und Wasser genug, um zu löschen den Durst. -
 An den Mittwochen schwangen in starken Reihn
 Fromm, frisch, froh, frei wir das Turngebein.
 Unser Violinchor - leider - wie ihr gefunden,
 Ist dünn geworden; wir mußten die Stunden
 Einstellen fürs nächste; aber schweigen -
 Das konnten wir nicht, wir mußten geigen;
 Ob´s wenig auch war und simpel und schlicht,
 Der gute Wille fehlte doch nicht.
 Wir hoffen, ´s wird besser werden. - Doch jetzt
 Noch herzlichen Dank zu guter letzt
 Euch allen, die ihr mit Rat und That

Uns beigestanden früh und spat.
Vergelt's euch Gott! - er segne diese Stunden,
Daß, wenn wir auseinandergehn,
Durch neue Treue wir verbunden
Zusammengehn, zusammenstehn! -
Am Himmel will uns draußen scheinen
Der eine milde Abendstern,
Und hier soll uns in Liebe einen
Das milde Licht des Einen Herrn.

Der Jünglingsverein, den ich von Roßberg übernahm, hatte sein Heim damals in der städtischen Speiseanstalt, Am See 3 parterre. Das Heim war unheimlich, der hintere Teil finster, ohne Beleuchtung; rohe Holztische und Bänke, kein Raum für Schränke. Im vorderen Teil standen drei Tische (darüber wohl zwei oder drei Petroleumfunzeln), an denen die Mitglieder saßen. So war ich fast alle Sonntag Abende gebunden; frei nur, wenn ein Kollege oder ein Lehrer den Abend übernahm. Frommholds Erstes war in solchen Fällen immer das, daß er sich zwei Glas Bier auf einmal holen ließ, um in etwa seinen Durst zu löschen. Und dann machte er es so kurz wie möglich, um das inzwischen Versäumte an anderer Stelle nachzuholen. Eingeschrieben waren damals etwa sechzig Mitglieder, anwesend waren fünfundzwanzig bis dreißig. Aber die Zahl wuchs. Auf meinem Gesuch hin bewilligte der Kirchenvorstand großmütig das Geld für eine große Hängelampe, die den hinteren Teil des Speiseraumes erhellen sollte. Ich mußte den Herren - in etwas unverblümter Weise - klarmachen, daß es keine Ehre sei, einen Jünglingsverein zu gründen, wenn man dann nichts für ihn tun wolle. Schlimmer war's mit dem Harmonium. Im hinteren Raum, in einem dunklen, feuchten Winkel, stand ein altes Harmonium, das wohl der gute Kirchenvorsteher Schlößmann einmal geschenkt hatte. Es litt an Altersschwäche, die Mäuse hatten sich auch schon mit ihm beschäftigt. Wir brauchten ein neues Instrument, denn die Jugend will singen. Und damit man es halbwegs Gesang nennen kann, braucht man eben gerade für dieses Alter ein Instrument. Ich mußte betelnd von Pontius zu Pilatus laufen, bis der Finanzausschuß und Kirchenvorstand die zweihundertfünfundzwanzig Mark bewilligte. Durch Vermittlung eines Schuldirektors, dessen Nefte Vertreter einer Harmoniumhandlung war, erhielten wir ein Instrument, das 450 Mark kostete, für den halben Preis. Es steht seit 1893 im Dienste nicht nur des Jünglingsvereins, sondern wird in Bibelstunde, zu Gemeindeabenden und sonst noch benutzt und ist heute noch fast wie neu. Wie ganz anders wurden später Mittel viel höheren Maßes für Hebung des Gemeindelebens bewilligt. Der Kirchenvorstand bis 1904 war schrecklich engstirnig. Was hätte damals noch geleistet werden können, wenn man weniger geknausert hätte. Das Geld war da, die Finanzwirtschaft ohne jedes Verständnis für Hebung des Gemeindelebens und ohne jeden Weitblick.

Als ich das Harmonium nun hatte, erklärte ich dem Kirchenvorstand, daß wir das schöne, gute Harmonium unmöglich in den Küchendunst und Moder der Speiseanstalt stellen könnten. Das alte müsse solange bleiben, bis der Kirchenvorstand uns ein neues Jünglingsvereinslokal geschafft beziehungsweise die Mittel dazu bewilligt habe. Ich habe also das Harmonium in meine Wohnung und Obhut genommen, bis wir in der ersten Etage der Bäckerherberge ein großes Zimmer mieten konnten, in dem die ältere Abteilung (bei dem Anwachsen des Vereins mußte ich teilen) ein Heim fand. Der Verein zählte bald einhundertundfünfzig und dann fast zweihundert Mitglieder, davon ein Viertel und mehr über siebzehn Jahre. Ich lernte zu Hause fleißig das Harmoniumspiel. Die jüngere Abteilung verblieb am See. In dem Loche waren bisweilen einhundert Jünglinge anwesend, in der Bäckerherberge vierzig bis fünfzig. Ich selbst war bald hier, bald da, eine etwas umständliche Geschichte. Das bewog mich, zu dem baldigen Pfarrhausneubau auf dem alten Friedhofsland bei der Kirche, das von den beiden ersten Geistlichen und dem Kirchner als Garten genutzt wurde, anzutreiben. Die schönsten Baustel-

len, je zwei links und rechts vom neuen Pfarrhaus, hatte der Kirchenvorstand in seiner tiefen Weisheit verkauft. Jetzt sagten sie, wer weiß, ob der Platz für ein neues Pfarrhaus genügt. Dann, sagte ich, ist es erst recht an der Zeit, daß wir das prüfen. Langt der Platz nicht, dann soll man diesen Rest auch noch verkaufen und für einen geeigneten Platz Sorge tragen. So geschah es dann auch. Er ist groß genug hieß es. Ich war anderer Ansicht, weil er nicht reichte für einen genügenden Jünglingsvereinssaal beziehungsweise Gemeindesaal. Er langt, hieß es. Er hat eben nicht gelangt, wie wir später sahen. Aber die Kosten! Ich habe dem Kirchenvorstand vorgerechnet, daß die Kosten bei Verkauf des alten Pfarrhauses und mit Einrechnung der Miete für Roßberg, mich, die Schwestern und den Jünglingsverein nicht bedeutend sein würden. Dazu kämen endlich würdige Räume für Kanzlei, Sitzungszimmer und Archiv. So wurde der Bau beschlossen und am Ende gestanden selbst die Gegner, daß wir damit keinen Verlust, sondern einen Gewinn, auch finanzieller Art, zu verbuchen hatten. Frommhold hatte, wie er mir sagte, sich schleunigst mit dem Rate (*der Stadt Dresden*) in Verbindung gesetzt, und ihn, um sich dankbar zu erweisen (so sagte er mir), das alte Pfarrhausgrundstück mit ziemlichem Hinterland für siebzigtausend Mark angeboten (*am Sternplatz, schräg gegenüber von der Annenkirche nach Süden zu*). Da habe ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht, ihm und allen, die er schon für sich gewonnen hatte. Ich nahm Fühlung mit zwei Geschäftsleuten, die sich für das Grundstück interessierten und auch Geld hatten. Sie boten mir gegenüber neunzigtausend Mark. In der Kirchenvorstandssitzung versuchte Frommhold seinen Plan durchzusetzen. Er erreichte nur, daß der Rat das Vorkaufsrecht erhielt, wogegen ich gar nichts hatte. Der Käufer erhielt das Grundstück für einhundertunddreizehntausend Mark. Es waren somit dreiundvierzigtausend Mark gewonnen.

Wir vier Geistlichen sollten nun eine Planung für das neue Pfarrhaus aufstellen (*gelegentlich etwa zwischen Annenkirche und Freiburger Platz*). Es war gedacht, den ersten drei Geistlichen in der ersten, zweiten und dritten Etage acht beziehungsweise sieben Zimmer zuzuteilen, den vierten Geistlichen in der kleineren Hälfte der ersten und zweiten Etage unterzubringen, den Kirchner darüber in der dritten Etage. Da kam Frommhold auf den Gedanken, in den Ruhestand zu treten, einmal seiner körperlichen Beschwerden wegen und dann, um die Kosten für eine notwendige Neueinrichtung zu sparen. Heise sollte aber nicht sein Nachfolger werden. Da wir drei Kollegen ihm wegen seiner unkollegialen Gesinnung derbe Vorhaltungen machten, sann er auf Rache. Er hatte ja eigentlich kein Verfügungsrecht über die künftige Wohnung, aber seine Clique stand ihm bei. Er trat ein Zimmer ab, damit der Kirchner in der ersten Etage fünf Räume bekam. Drei Treppen waren dem Herrn Kirchner oder vielmehr ihr zu hoch, vier Räume zu wenig. Und der vierte Geistliche? Nun, dann mußte der eben die dritte Etage mitnehmen. Da kam einer der Herren auf einen noch klügeren Gedanken. Wir machen auf der geistlichen Wohnhälfte aus einem Zimmer zwei, dann gewinnen wir Platz, daß der vierte Geistliche mit der zweiten Etage (man ließ mir sogar die Wahl mit dem Kirchner zu tauschen) auszukommen. Die dritte Etage können wir dann an den Kantor oder Organisten vermieten. So ist da ganze Pfarrhaus, wie später jedermann, ob Baumeister und Architekt oder nicht, zugeben mußte, in unglaublicher Weise verbaut worden und alle späteren Änderungen haben das Grundübel nicht beseitigen können und das alles aus persönlicher, kleinlicher Rachsucht. Als ob man das Pfarrhaus nur für uns drei gebaut hätte! Dafür waren außer dem Vorsitzenden des Pfarrhausbauausschusses, Herrn Oberpostdirektor Halke, auch sechs Architekten beziehungsweise Baumeister tätig: Der ausführende Baumeister Schubert, der aufsichtsführende Architekt, die beiden Geheimen Postbauräte Zopf und Schnauss, die beiden Kirchenvorsteher Baumeister Wunderlich und Rahe. Wir Geistlichen wurden überhaupt nicht gefragt, Wünsche nicht oder in gegensätzlichem Sinne erfüllt. Stolz konnte Halke am Schluß erklären, man habe keine Überschreitung des Voranschlages gehabt, sondern im Gegenteil (leider gab es hier keinen Orden) erspart. Es stellte sich aber heraus, daß man die Beschleusung und Pflasterung des Hofes vergessen hatte. Das Hintergebäude (Jünglingsvereinslokal; viel zu klein) war unterkellert. Der Nachbar, Baumeister Wunderlich, hatte nach seinem Grundstück zu ein Loch offen

gelassen. Er mietete den Keller als Lagerraum. Nach dem eigenen Grundstück zu hatte man Tür und Treppe zum Hof vergessen. Bis heute kann die Annengemeinde nicht in den Keller ihres Pfarrhauses. (*Dieses Pfarrhaus ist bei den furchtbaren Luftangriffen britischer und amerikanischer Bombenflugzeuge auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 zerstört worden.*)

Der Jünglingsverein der Annengemeinde wuchs, vielleicht deshalb schon, weil ich dem Recht der Jugend auf Freude, Spiel und körperliche Ertüchtigung mehr Raum gab, als dies in anderen Vereinen geschah. Wir hatten eine schöne Bibliothek erworben; die Zahl der Turner (in der Turnhalle einer Schule) betrug sechzig, wir spielten Violine, Bratsche, Cello, später auch Zither. Wir wanderten in Dresdens Umgebung, machten auch Tagesausflüge in die Sächsische Schweiz. Einige ältere Mitglieder, die sich enger zusammengeschlossen hatten, ("die Wanderlust"), blieben keinen Sonntag Nachmittag zu Hause. Wenn es irgend anging, wanderte ich mit, im Sommer und Winter. Wintertouren in die Sächsische Schweiz und ins Erzgebirge waren damals noch nicht in der Mode. Auch meine Jünglinge machten anfangs komische Gesichter, als ich Ihnen ankündigte: Nächsten Sonntag Partie in die Sächsische Schweiz. Solche Schönheit hatten die Stadtkinder ja noch gar nicht gesehen und durch solchen Schnee waren sie noch nie gestapft. Was gab das für herrliche Schneeballschlachten. Als die ersten mit zogen wir mit Rodeln und Schneeschuhen ins Erzgebirge, nach (01778) Geising, (01773) Altenberg, (01776 Kurort) Bärenburg, (01776) Schellerhau et cetera. Die Mitglieder der Wanderlust kommen heute noch allwöchentlich - mit ihren Frauen zweimal im Monat - zusammen, machen noch immer ihre zweitägige Pfingsttour und feiern ihr Weihnachtsfest wie in jungen Jahren. Ich habe sie bald alle getraut, manche begraben. Mit Klunker bin ich mindesten zwölf Mal, mit Reinhard fünf Mal, mit Starke drei Mal oder vier, mit Bernhard zwei Mal, mit Armin, Müller und Lassig ein Mal in den Alpen gewesen, abgesehen von Touren ins Lausitzer-, Iser-, und Riesengebirge und ins böhmische Mittelgebirge (*tschechische Namen: Lužické hory, Jizerské hory, Krkonoše und České středohoří*). An meinem Geburtstage kam abends die Wanderlust, etwa fünf- und zwanzig hoch, in meine Wohnung zum Abendbrot und froher Feier. Da ging es manchmal laut zu, zumal später die Frauen mitkamen. Stiftungsfest und andere Feste des Vereins wurden immer mehr Gemeindeabende. Sonst kam ja die Gemeinde damals außer in der Kirche nie zusammen. Da wurde allerhand geboten. Prolog, von Klunker oder Roßberg gedichtet, Gesänge, musikalische Darbietungen, glänzende turnerische Leistungen, Ansprachen, humoristische Szenen und Aufführungen. Den Gewerbehausaal konnten wir nicht bezahlen, die anderen waren meist zu klein. Schließlich wagten wir uns auch an kleinere Theaterstücke. Das erste war "Der Nachtwächter" von Theodor Körner (*geboren 23. September 1791 in Dresden, gefallen bei Gadebusch als Mitglied des Lützowschen Freikorps 26. August 1813, Sohn von Christian Gottfried Körner, Dresden, der mit Schiller befreundet war und dessen Werke 1812 ff. herausgab*). Große Entrüstung, besonders beim Jünglingsverein der inneren Mission (Vorsitzender Stadtmissionar Wujanz). Als die Vertreter der verschiedenen Vereine kurz darauf zusammenkamen, hielt Wujanz eine flammende Rede über die Verderbtheit und Gottlosigkeit des Jünglingsvereins der Annengemeinde und ein Mitglied seines Vorstandes erlaubte sich die Bemerkung: "Der Weg zur Hölle sei mit Pastorenschädeln gepflastert". Ein als Gast anwesender "Bruder" aus Schleswig-Holstein frug: Wer war denn überhaupt dieser Theodor Körner? Darauf habe ich erwidert. Mit dem letzten war ich zuerst fertig. Ich habe, so sagte ich, im Rauhen Hause viele Brüder kennen gelernt, einen so dummen, wie Sie, niemals, und so eingebildete, arrogante, heuchlerische Pharisäer wie "Bruder" Wujanz auch nicht. Jenes Wort von den Pastorenschädeln im Munde eines Flegels ist die Frucht der sogenannten christlichen Erziehung des Herrn Wujanz, der mit jener Äußerung ja ganz einverstanden war. Selbst sein Schwager, der Vorsitzende des Sächsischen Jünglingbundes hatte kein Wort dagegen zu sagen gewagt. Mitteilen möchte in Ihnen aber, daß Pfarrer Hickmann in Meißen, der frühere Vereinsgeistliche der inneren Mission in Dresden, eine gewiß auch für Sie einwandfreie Persönlichkeit hinsichtlich orthodoxen Glaubens und Wandels, in seinem Jünglingsverein den Nachtwächter von Theodor Körner hat aufführen lassen - also auch so ein Pastorenschädelpflasterstein. Im Übrigen erkläre ich,

daß wir mit Ihnen, dieser hoch-christlichen Gesellschaft, nichts mehr gemein haben, auch den Geldbeutel nicht. Sie kamen bald betteln, wir sollten wieder eintreten, natürlich vergebens.

Ich habe dem Jünglingsverein in der Woche drei, vier und fünf Abende gewidmet: Sonntags Hauptversammlung, Dienstag und Freitag Musikunterricht, Donnerstag alle vierzehn Tage ältere Abteilung, hin und wieder mittwochs Turnstunde. Kein Wunder, daß ich es satt hatte. Aber kein Kollege nahm mir den Verein auch nur für ein bis zwei Jahre ab, obgleich ich sie wiederholt darum bat. So habe ich ihn zwölf Jahre geleitet, bis ich ihn an Warmuth abgeben konnte, der ihn in kurzer Zeit auf den Grund brachte, weil er sich so gut wie nicht um ihn kümmerte. Und dabei brauchte er nicht, wie ich, seine Familie zu vernachlässigen, da er unverheiratet war.

Bald darauf habe ich den Jungfrauenverein übernommen, später wieder einmal den Jünglingsverein und wieder den Jungfrauenverein.

Schon am Anfang meiner Amtstätigkeit war ich Mitglied des evangelischen Arbeitervereins geworden. Ich wurde Vertrauensmann und trug als solcher die Zeitung mit aus, später Beisitzer im Vorstand der Westgruppe, zweiter und erster Vorsitzender. Költzsch wollte mich durchaus zum Vorsitzenden des Dresdner Gesamtvereins und des Landesvereins haben, als er den Vorsitz im Landesverein aufgab. Ich mußte, obgleich er es mir übelnahm, ablehnen. Im Lande herumreisen, agitieren, überall Reden halten vor fremden Leuten - das war nicht meine Sache; das lag mir nicht. Im Dresdner Verein habe ich eine Menge Vorträge an Diskussionsabenden und Festansprachen gehalten, auch in fremden und auswärtigen Vereinen einige Male (*Mir liegt eine gedruckte Festpredigt vor zur 19. Jahresfeier des Evangelischen Arbeitervereins zu Dresden vom 13. Februar 1910, gehalten in der Annenkirche. Die Predigt ist auf 7 Seiten abgedruckt; das zehnteilige Blättchen kostete 10 Pfennige*). Etwa zwölf Jahre war ich Vorsitzender des Dresdner Hilfsbibelvereins (Tochtergesellschaft der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft). Besonders zur Weihnachtszeit, die an sich schon große Anforderungen an die Kraft eines Großstadtgeistlichen stellt, hieß es Ansprachen über Ansprachen halten: im Wohltätigkeitsverein "Gut Russ" und später auch "Gut Herz", Wohltätigkeitsverein der Wilsdurer Vorstadt, im Fröbelverein, in der Kinderheilanstalt meist in Gegenwart der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, im Jünglingsverein et cetera. In der Kinderheilanstalt habe ich jahrzehntelang die Nottaufen und Berichtigungen fremder Kinder (aus Dresdens Umgebung) vollzogen, Konfirmandenstunden gegeben und konfirmiert, vor allem aber den Diakonieschwestern, zuletzt circa fünfundzwanzig, Unterrichtsstunden gegeben. Wir nannten sie Bibelstunden, donnerstags abends von acht bis etwa halb zehn Uhr. Hier bearbeitete ich alle möglichen religiösen und ethischen Fragen. Manche Abende waren hochinteressant durch lebhaftige Beteiligung der Schwestern, die alle höhere Schulbildung besaßen. Die Vorbereitung kostete auch in der Regel die Arbeit eines ganzen Tages. Einige Male im Jahr fand *eine* Abendmahlfeier statt. Fast zwanzig Jahre war ich städtischer Armenpfleger, vier Jahre lang habe ich in der Elisabethschule (höhere Mädchenschule) wöchentlich vier Stunden Religion in der ersten und zweiten Klasse gegeben, eine schwere Aufgabe, nicht in der ersten Klasse (die Mädchen waren schon wieder vernünftig), aber in der zweiten. Debilius hatte recht, wenn er mir sagte: "Mädchen in dem Alter unterrichten, ist schwer. Mit solchen wird man nur fertig, wenn man sie in den Lehrer verliebt macht". Dazu hatte ich nun freilich keine Lust.

Die Zahl meiner Konfirmanden nahm auch von Jahr zu Jahr zu, ohne daß ich erlaubte und unerlaubte Mittel verwandte, solche zu gewinnen, und trotz eifriger Seelenfängerei Roßbergs und seiner Frau. Es hat wohl selten oder nie ein Geistlicher in Dresden solchen Massenunterricht erteilen müssen. Über dreihundert waren es im Jahr. Zehn bis zwölf Stunden Unterricht habe ich gegeben. Drei Konfirmandenstunden hintereinander - was das sagen will, weiß nur, wer einmal diese Arbeit an Kindern aus den verschiedensten Schulen geleistet hat. Kein Wunder, daß mir zuletzt vor dieser Arbeit, die früher erst im November, später gleich nach Ostern

begann, graute. Ich habe deshalb gebremst, wie ich nur konnte. Es kam die Zeit der Kirchenaustritte. Daher wurde die Zahl an sich viel geringer, später wieder klein. Aber die Freude, die ich früher an den Konfirmanden hatte, habe ich in den letzten Jahren nicht mehr haben können. Die Kinder waren bodenlos unwissend in religiösen Dingen und zu einem großen Teil zuchtlos.

Von einigen Personen möchte ich noch erzählen. Einmal erhielt ich Besuch von Kayna. Ich kannte den kleinen, halbverwahrlosten Menschen nicht. Er stellte sich vor: Ich bin doch der Cerizier. Er war das Kind einer wahrscheinlich zugewanderten Familie, ein halber Zigeuner, schmutzig und zerlumpt. Er war zu faul, seine Hosen herunter zu lassen, wenn dazu Veranlassung war! Er schüttelte die Würstchen wie ein Zauberer unten zu den Hosenenden heraus. Einmal saß er mitten auf der Straße im Schmutz vis-à-vis dem Weißen Ross (*Gasthof in Kayna*). Er muß mich sehr geärgert haben. Ich nahm einen Kiesel und schlug ihm damit auf den Kopf, bis er blutete. Das war roh, und ich konnte bei seinem Besuch in Dresden ihm nachträglich ein Pflasterchen aufs Haupt legen. Ihn mit ins Zimmer zu nehmen wagte ich nicht aus Furcht, seinerseits einen lebendigen Dank erhalten zu können.

In der Josephinenstraße wohnte der Oberlehrer Ernst Hahn. Er sollte Direktor werden, lehnte das aber ab, damit er das väterliche Grundstück nicht zu verlassen brauchte. Und in einem anderen Viertel, als seine Schulkinder, wollte er nicht wohnen. Er war streng, aber von all seinen Schülern geliebt. Ich habe vor wenigen Menschen so viel Respekt gehabt, wie vor ihm. Ein Psycholog ersten Ranges, auf vielen Gebieten beschlagen, fleißig, musikalisch, seinen Schülern wie ein Vater. Er hatte sich soviel Latein und Französisch angeeignet, daß er auch Bücher studieren konnte, die einem Volksschullehrer sonst schwer zugänglich sind. Am liebsten hätte er noch Griechisch gelernt. Eine größere Freude hätte ich ihm nicht machen können, als ihm in dieser Sprache Unterricht zu geben. Das tut mir heute noch leid, daß ich es nicht getan habe. Aber er war so überaus bescheiden und anspruchslos, daß er mein Anerbieten wohl abgelehnt hätte. Ehe er - ziemlich spät - heiratete, führte ihm die Schwester die Wirtschaft. "Ich brauche nicht in die Zeitung zu sehen wegen der Kirchennachrichten", sagte mir Hahn einige Male, "wenn ich sonnabends frage, was es denn am Sonntag Mittag zu essen gibt und meine Schwester sagte "Kalbsbraten", dann weiß ich, daß Schmiedel predigt und sie in die Kirche will".

Da war ein Fräulein Hertel aus guter Familie stammend, aber geistig minderwertig. Das schließe ich nicht daraus, daß sie verliebt in mich war. Es war eben so. Sie versäumte keinen Gottesdienst, den ich hielt, und keine Grabrede, wenn sie davon wußte. In Regen und Sonnenschein saß sie stundenlang auf der Bank am Sternplatz und schaute auf nach meinem Studierzimmer. Sie besuchte mich auch und verlangte, daß ich sie still auf meiner Ofenbank sitzen ließe. Sie würde mich nicht stören. Ich habe jahrelang an dieser Last getragen. Noch gefährlicher war ein hübsches, siebzehnjähriges Mädchen, Martha Kochau mit Namen. Sie wohnte nicht in der Annengemeinde, kam von auswärts, so oft es ging, in meine Gottesdienste und schrieb mir eine Unmenge Liebesbriefe mit der Anrede: Mein lieber Richard. Sie nahm an, daß ich sie auf ein Stelldichein in der Zeitung aufgefordert hatte; und obwohl ich doch nie kam, schrieb sie immer wieder glühende Liebesbriefe, bis sie selbst kam.

Ich stellte ihr meine Frau vor und zeigte ihr den Ehering. Das habe ja alles nichts zu sagen, meinte sie; deshalb könne ich sie ja auch noch lieben. Da sie nach ihren Briefen die Absicht hatte, mich bei einer Abendmahlfeier am Altar zu überfallen und zu küssen - sie war dazu imstande - wandte ich mich schließlich an die Polizei. Ich wurde sie nicht los, bis ich sie einmal persönlich bis an die Tür der Polizei (damals Postplatz) führte und erst los ließ, bis sie mir versprach nicht mehr zu schreiben. Ich habe leider die Briefe alle verbrannt.

In den zwanziger Jahren verfolgte mich eine ältere, wohlproportionierte Dame, wohl Witwe, aus Strehlen, Lenbachstraße, mit ihrer Liebe. Sie war hochgradig hysterisch. Unheimlich, wie sie mich im Gottesdienst und in den Bibelstunden mit ihren Augen verschlang. Lange wußte ich nicht, daß sie die Absenderin von kleinen und großen Paketen war, die sie mir durch einen Dienstmann oder die Post zusandte. Manche habe ich gar nicht angenommen, wenn ich gerade an der Tür war. Sie schickte allerhand Spielsachen, ein halbes neues Korsett (die andere Hälfte kam das nächste Mal), Servietten, Taschentücher (in einer Ecke mit einem Schnitt), einen Zylinder, innen und außen mit bunten Abziehbildern verziert, ein Püppchen, in sexueller Weise angeputzt, Backwerk, männliche Geschlechtsteile darstellend, ein Fläschchen mit einer fraglichen gelben Flüssigkeit et cetera.

Ich vermutete, daß Frau Roßberg mich damit ärgern wolle. Aber die Beschreibung, die mir der Dienstmann gab, der solch ein Paket am Hauptbahnhof empfangen hatte, stimmte nicht. Einmal ließ ich mich, da erkältet, von Zeißig in der Frühpredigt vertreten. Ich selbst saß unter den Zuhörern. Sie war auch da. Tags darauf erhielt ich einen Brief, am Kopf gemalt ein Vogelkäfig mit einem Vogel drin. Darunter stand: Was mußte ich sehen? Ich dachte meinen Stieglitz zu hören, stattdessen singt aber ein Zeisig und mein Stieglitz sitzt unten. Ich war meiner Sache nun ziemlich sicher. Als sie einmal zu mir zu Beichte und Abendmahl kam, ließ ich sie hinterher in die Sakristei rufen. Ganz harmlos fragte ich sie nach Namen und Wohnung. Dann schlug ich auf den Busch: "Sie haben mir doch öfter Pakete und Briefe geschickt." Sie gab das zu. Und nun habe ich ihr gehörig die Hölle heiß gemacht und mit der Polizei gedroht. "Ja", meinte sie, "Sie predigen doch immer von der Liebe und da habe ich gedacht et cetera". Auch sie wurde ich los.

Bald nach meinem Amtsantritt in Dresden fiel mir eine Frau auf, die in keinem Gottesdienst sonntags oder wochentags fehlte. Sie trug stets ein in ein Tuch gehülltes Paket bei sich. Später erfuhr ich, daß sie darin Wäsche hatte, die sie bei ihrem Kirchgang einsegnen ließ. Sie war Näherin, wohnte "Große Plauensche Gasse", (also Kreuzparochie) und wir nannten sie später "Maria und Martha". Sie war wirklich beides, fromm und überaus fleißig und tätig. Sie selbst gönnte sich fast nichts. Etwas wie Kaffee - sie nannte es so - und trocken Brot genügte ihr zum Mittagessen. Auch im Winter heizte sie nicht. "Gott wärmt mich", sagte sie. Man sieht, ihre Frömmigkeit, so aufrichtig sie sonst war, war mit einem Spleen verbunden, was öfters vorkommen soll. Für sich sparte sie nichts. "Gott wird mich nicht lange krank sein lassen". So geschah es auch. Was sie mit ihrem unendlichen Fleiß verdiente, gab sie anderen: Einer verheirateten Schwester im Vogtland als glühende Kohlen aufs Haupt für frühere schlechte Behandlung; einem verheirateten Neffen in Cotta/Dresden aus demselben Grunde. Jede Woche gab sie dieser Familie ein Stück Butter und ein Brot. Für zwei arme Kinder in der Großen Plauenschen Straße, deren Eltern liederlich waren, hatte sie zwei Sparkassenbücher angelegt. Einmal hatte sie von einer armen Familie in der Frauenstraße gehört. Sie packt einen Tragkorb von Eßwaren, Brot, Fleisch, Gemüse, Butter, et cetera, um das alles den Leuten zu bringen. Auf dem Altmarkt bricht sie unter der Last zusammen. Ein Herr hilft ihr auf, sie geht weiter. "Die arme Frau, wie die sich schleppen muß". Sie steigt die vier Treppen in die Höhe. Der Mann öffnet und fragt barsch nach dem Begehr. "Bringen will ich Ihnen etwas" sagt sie. "Da nehmen Sie, es ist alles für Sie". Der Mann packt aus und sagt zum Schluß: "Und Geld hamm' Se keins mit?". "Da", so erzählte sie mir, "wußte ich doch nicht, was ich sagen und tun sollte. Am liebsten hätte ich alles wieder zusammengepackt. Aber ich dachte, vielleicht tust Du dem Manne einen guten Dienst, wenn Du ihn beschämst. Ich nahm aus dem Portemonnaie ein goldnes Zwanzigmarkstück und sagte: Da haben Sie auch noch Geld, und bin fortgegangen".

Sie hielt sich in der Beichte zu Heise. Als Heise tot war, zu mir. Nicht lange, weil ich sie gekränkt hatte. Das war so. Ich hielt Missionsstunde. Nach der Predigt gab sie mir auf der Straße fünf Mark für die Mission. Ich kannte sie damals noch nicht näher und wollte ihr die Freude

nicht nehmen, persönlich ihre Gabe dem Missionskassierer Buchhändler Ungelenk auszuhändigen. Sie verstand das falsch, meinte, ich wäre zu faul, das Geld hinzuschaffen, und aus war's, ich konnte sagen, was ich wollte. Sie kam nicht mehr in die Annenkirche, sondern ging in die Kreuzkirche zu Rudert, dem bald dasselbe passierte, wie mir. Nun ging sie zu Hofprediger Friedrich in die Hofkirche. Auch ihn ereilte nach einiger Zeit dasselbe Schicksal und nun kam sie wieder zu mir.

Wiederholt versuchte ich es, sie in ihrer Wohnung zu sprechen. Sie ließ mich nie hinein. Wie mochte es da wohl aussehen? Sicher alles kunterbunt durcheinander, dachte ich. Sie kam auch nie in meine Wohnung. Einmal gab sie ein Paket für mich persönlich ab. Darin waren Taschentücher, die sie gesäumt und mit meinem Monogramm gestickt hatte. Öfter warf sie etwas in meinen Briefkasten. Da fand ich dann in Zeitungspapier gewickelt ein goldenes Zwanzigmarkstück, einmal drei Stück. Kein Name; nur als sie die sechzig Mark in den Kasten gesteckt hatte, fand ich auf dem weißen Rande des Zeitungspapierstückchens mit Bleistift geschrieben die Worte: "Gruß. Der alte Esel". Ich nahm an, daß sie das sei; sicher war ich meiner Sache nicht.

Eines Tages lud sie mich ein, sie zu besuchen. Ich durfte in ihr Zimmer. Es war neu gemalt, alles blitzsauber und ordentlich. Und nun erzählte sie mir aus ihrem Leben, ihrem Tun und Treiben und ihren Ansichten. "Noch keinem Menschen habe ich das alles gesagt", meinte sie. "Ihnen vertrau ich alles an. Sie werden denken, ich will mich groß tun mit meiner Geberei. Das ist durchaus nicht der Fall. Aber ich freue mich, daß ich mich einmal aussprechen kann. Und Sie sind der Einzige, der jemals in mein Zimmer gekommen ist". Sie hatte recht. Großtun wollte sie wahrlich nicht. Die Meisten wußten gar nicht, woher die Gabe kam. Lange haben wir miteinander geredet. Nicht viel später habe ich sie auf dem alten Annenfriedhof begraben, die gute "Maria und Martha".

Auf der Weinligstraße wohnte eine alte Jungfrau, die mit einer großen weißen Spitzenhaube zu mir - nur zu mir - in die Kirche kam. Sie war Hausdame gewesen bei einem Fräulein von Egidy auf der Polierstraße und hatte nach deren Tod soviel Vermögen, Möbel, et cetera geerbt, daß sie leben konnte. Ich nannte sie, natürlich nur daheim in der Familie, die "Sperlingsmadame". Sie pflegte elende, kranke, verletzte Spatzen, ließ sie, wenn sie gestorben waren, ausstopfen und hatte nun einige Vogelbauer voll dieser ausgestopften Tiere. Sie hatte mich ins Herz geschlossen. Als sie fast achtzig Jahre alt war, mußte ich ihr in ihrer Wohnung das Abendmahl reichen. Von einem Lausitzer Leinwandhändler hatte sie sechs große Leinentischtücher mit je zwölf Servietten gekauft und bis auf ein Gedeck verschenkt. Das letzte sollte ich nach ihrem Tode erhalten. Sie gab es mir aber schon früher. In das Tischtuch und die Servietten waren Bilder aus dem Leben Jesu eingewebt. Als Katharina Günther einmal solch eine Serviette bei uns zu Tisch erhielt, meinte sie, sie werde sich doch nicht an Moses den Mund abwischen. Als sie ihren achtzigsten Geburtstag feierte, war ich auf Urlaub. Ich erfuhr von diesem Geburtstag erst nach meiner Rückkehr. Als ich sie besuchte und ihr gratulierte, sagte sie: "Denken Sie mal, wer mir zu meinem Geburtstag auch gratuliert hat! Ein Gedicht hat er mir geschickt, der alberne Kerl. Und dann kam er selber auch noch. Aber der irrt sich, wenn er denkt, ich komme nun zu ihm". Woher Roßberg ihren Geburtstag erfahren *hat*, weiß ich nicht.

Nach einem Abendmahl gab sie mir zehn Mark in Gold. Sie entnahm das Goldstück einem Leinenbeutelchen, das voller Gold war. Es war in der Kriegszeit und ich riet ihr, das Gold auf der Bank umzuwechseln. Das wollte sie nicht: "Das Gold hat mein Fräulein (v. Egidy) in der Hand gehabt; das gebe ich nicht her; höchstens Ihnen ein Stück".

Natürlich sollte ich sie begraben. Als sie starb, war ich wieder auf Urlaub. Ich weiß nicht, wer

sie begraben hat. Ich aber erhielt nach ihrem letzten Willen einhundert Mark für die Beerdigung.

Es gibt doch sonderbare Leute. Auf der Gärtnergasse wohnte im ehemaligen Hause ihres Vaters auf Lebenszeit umsonst ein altes Fräulein. Sie tat, als ob sie arm wäre. Das Erbbegräbnis ihrer Eltern auf dem alten Annenfriedhof war ziemlich verfallen, die Schrift kaum noch lesbar. Ihrer Aufwartung gab sie, um billig wegzukommen, statt des Frühstücks zehn Pfennig. Sie trug stets dasselbe abgeschabte Kleid. Auf die Straße ging sie nicht. Sie starb. Verwandte waren nicht da. Wenigstens keine näheren. Die Leichenfrau und der Lokalrichter besichtigten die Wohnung. Was fanden sie? Einen großen Schrank voll neuer seidener und wollener Kleider, nie getragen. Im Schlafzimmer ein Nachtgeschirr voller Gold und einen hölzernen Kasten voll Silber, ein Sparkassenbuch und zwei Bankbücher (letztere von Schweizer Banken) mit ziemlich großen Beträgen.

Als Dibelius noch an der Annenkirche Pfarrer war, erhielt er den Titel Konsistorialrat. Bei dem ungeheuren Zulauf, den er hatte, war es kein Wunder, daß er ziemlich eingebildet wurde. Er war ja nur erst etwas über dreißig Jahre alt. Die Menschen wetteiferten, ihm allerhand Liebes zu erweisen. Er erhielt Delikatessen et cetera in solchen Mengen, daß die Kollegen ihm helfen mußten, sie aufzuessen. Als sein (einziges) Kind Martin geboren war und heranwuchs, erhielt er wieder Kindersachen in so großer Anzahl, daß er ein ganzes Dutzend ankleiden und versorgen konnte. Eine einfache Frau, nicht aus Dummsdorf, versuchte ihn etwas zu ducken. Er selbst hat die Geschichte später selbst gern erzählt. Sie kommt und grüßt ihn: "Guten Tag, Herr Diakonus". "Guten Tag" antwortete Dibelius, "Aber ich bin nicht Diakonus, sondern Konsistorialrat". "Was", sagte jene, "noch nicht einmal Diakonus? Das hätten Sie doch aber verdient!"

Zwei Diplomaten waren es, Dibelius und Oberbürgermeister Beutler. Einst war ich bei Beutler und sagte im Gespräch zu ihm: "Dibelius hat mir die Hand darauf gegeben und zugesagt". "Ach was", erwiderte Beutler, "der hat mir vieles schon versprochen, und zwar mit Handschlag. Dem dürfen Sie nichts glauben".

Etwas später war ich bei Dibelius und sagte im Gespräch zu ihm etwa dasselbe, wie vorher zu Beutler. "Der," antwortet Dibelius, "trauen Sie dem nicht. Da könnte ich Ihnen manches erzählen. Der verspricht und verspricht und hält nichts".

Als ich noch auf dem Poppitz wohnte, kam zu mir - ich war allein zuhause - im Winter bei Schnee und Kälte ein Bettler, Weidner mit Namen, wohnhaft Materni- oder Bartholomäistraße. Er brachte sein zwölfjähriges Mädchen mit, barfuß, um Mitleid zu erregen. Da er meinem Bezirk nicht angehörte, wollte ich ihn abweisen. Er kam näher und näher in bedrohlicher Weise, bis ich ihm zwanzig Pfennig gab. Nach Monaten wurde ich vors Gericht als Zeuge geladen. Seine Frau hatte den Mann angezeigt, er ging betteln, um das Geld zu versaufen; die Familie mißhandelte er. Ich sollte schwören, daß ich dem Mann Geld gegeben habe. Da ich damals jeden Pfennig, den ich ausgab, aufschrieb, konnte ich unter Eid beschwören daß ich an dem und dem Tage einem Bettler, dessen Namen ich nicht mehr wußte, zwanzig Pfennig gegeben habe und zwar, weil er mir bedrohlich auf den Leib rückte. Auch daß er ein Mädchen mitbrachte, konnte ich beschwören. "Muß ich als Geistlicher wegen der lumpigen zwanzig Pfennig schwören?", so frug ich den Richter. "Ja", sagte der. „Aber“, sagte ich, "ich kenne ja den Mann gar nicht mehr. Ob es dieser hier ist, weiß ich nicht genau. So sah er jedenfalls nicht aus, wenigstens was die Haare anbelangt". Da schlug sich der Richter an die Stirn und sagte: "So dumm, wir haben ihn scheren lassen". Also, ich beschwor, was ich beschwören konnte. Als er abgeführt wurde, drohte er auf dem Korridor seiner Frau und rief ihr zu: "Warte, Du Luder, das will ich Dir aber heimzahlen". Er erhielt sechs Wochen Gefängnis. Ich wohnte schon im

neuen Pfarrhause, da erschien er eines Tages vor meiner Tür. Ich erkannte ihn sofort. "Weidner", rief ich ihm zu, "was wollen Sie denn bei mir?". "Ach, Herr Pastor, schenken Sie mir nur noch einmal was; ich bin so in Not". Ich gab ihm fünfzig Pfennig. Etwa zwei Jahre später kam er mit einer Frau. "Herr Pastor", meinte er, "ich wollte Ihnen meine neue Frau vorstellen; und vielleicht geben Sie mir nochmal etwas". Das tat ich unter der Bedingung, daß er sich nie wieder bei mir sehen lasse. Das hat er auch gehalten.

Ängstlicher war mein Verkehr mit zwei Brüdern, Ziegelträger von kolossal starkem Gliederbau und mächtigen Stiernacken. Sie litten an religiösem Wahnsinn, der in ihrer Familie erblich war (Vogtländer; dort Sektenwesen zuhause). Selbstverständlich lasen sie mit Vorliebe die Offenbarung Johannes und das Buch Daniel. Der eine Bruder war verheiratet in Cotta bei Dresden. Sie hatten Vertrauen zu mir gewonnen und kamen zu mir in die Predigt und Beichte. Ich und Pastor Frommhold wären in Dresden die beiden einzigen Geistlichen, die nicht das Zeichen des Tieres trügen (Offenbarung Johannes). Auch die Frau des einen Bruders in Cotta trug dies Zeichen, weshalb die Ehe nicht glücklich sei. Wer das Zeichen trage, sei vom Teufel besessen und müßte eigentlich totgeschlagen werden. Er, der Mann, werde ebenfalls vom Teufel in seiner Frau versucht. Er habe Goldstücke in seiner Geldbörse gefunden, die er zuvor nicht gehabt. Er habe sie auf den Mist geworfen. Nützt nichts! Am nächsten Tag lagen sie im Schweinetrog. Ich fragte, was sie unter dem Zeichen des Tieres verstünden? Drei Falten (senkrecht) über der Nasenwurzel. "Ja, die habe ich doch auch", rief ich aus. "Die haben die meisten Menschen, wenn sie älter werden". "Nein", war die Antwort. "Ihre Falten sind ganz anders".

Sie waren entschiedene Gegner der Sozialdemokratie und wollten sie ausrotten. Nur einmal hatte sich etwa ein Dutzend Sozis an ihnen vergreifen wollen. Die beiden haben sie elend zusammengewalzt. Nun wollte es der ältere, verheiratete Bruder noch mit Hilfe des Kaisers versuchen. Ich riet ihm ab. Er aber fuhr nach Berlin und ging, Bibel unterm Arm, zum Schloß. Die Wache verwehrte den Eingang. Er gibt der Wache einen Stoß, daß sie an die Wand fliegt; wird arretiert und auf Geisteskrankheit untersucht, schließlich freigelassen. Einmal, einen Tag vor meinem Urlaub waren sie wieder bei mir in der Beichte und dann in der Wohnung. Solche Unterredungen dauerten ein bis zwei Stunden und waren durchaus nicht behaglich für mich, da ich nie wissen konnte, wie und womit ich ihnen etwa auch als vom Teufel besessen erschiene. Sie erklärten, nun machen sie ernst. Ich warnte, vergebens. Die beiden wohnten damals in Medingen. Einen Tag nach unserer Unterredung hatten sie den dortigen Gendarmen getroffen. Er trug das Zeichen des Tieres. Da nahm ihm der Ältere den Karabiner weg und schlug ihn damit tot. Ich weiß nicht, was weiter mit den beiden geworden ist.

Von unserer ersten Wohnung aus, Ecke Poppitz und Sternplatz, sahen wir auf den alten Annenfriedhof, mit seinen schönen, halbverfallenen Grabsteinen. Längs des Sternplatzes und der Josephinenstraße waren alte, überbaute Gräfte. Der Friedhof war für die Allgemeinheit geschlossen, damit nicht etwa herumtollende Kinder von einstürzenden Grabsteinen verwundet oder erschlagen würden. In einer Ecke (Josephinen- und Polierstraße) hatte sich der frühere Totenbettmeister Wittrich eine Sommerlaube eingerichtet, seine Wohnung war am Poppitz, wohl Nummer elf. Eine zweite Wohnung hatte er in einer der großen Gräfte. Über die Särge weg hatte er Bretter gelegt, die als Bänke beziehungsweise als Tisch dienten. Trefflich geeignet erwies sich der Raum als Speisekammer. Hier wurde auch die Hochzeit der Tochter gefeiert. Ich habe den alten Sonderling auf dem Friedhof Chemnitzer Straße, Nähe des Eingangs, begraben.

Neben uns auf demselben Flur wohnte Frau Assessor Horn, früh verwitwet. Wir verkehrten sehr freundschaftlich miteinander und mieteten sie, als Oskar erwartet wurde, aus, um Platz zu haben. Wir gewannen eine zweifenstrige Stube (endlich eine ordentliche Schlafstube), eine ein-

fenstrige Kammer (meine Tischlerei) und die Küche (nunmehr Mädchenkammer). Mit "Tante Assessor" aber sind wir bis zu ihrem Tode jahrzehntelang innig verbunden geblieben. Sie gehörte zum Inventar unseres Hauses. Jeden Mittwoch (und oft sonntags), jeden Geburtstag und Festtag hat sie bei uns verlebt, meist von früh bis abends. Als die Gicht ihr immer mehr und mehr zu schaffen machte, führte sie unsere gute, treue Lina hin und zurück. Und noch später fuhr sie die alte Tante im Krankenfahrrad her. Aber her mußte sie. Wie schmunzelte sie zu Frieden, wenn es zum Essen ging und sie etwas Gutes roch. Selten, daß ein Mensch mit solchem Genuß ißt und trinkt und solange noch in der Erinnerung an das Genossene zehrt.

An Einen muß ich noch denken, mit dem ich manche schöne Stunde verlebt habe, Pastor Dr. Viktor Schmidt von der Dreikönigskirche. Ein Vogtländer, voll sprühenden Geistes, wissenschaftlich vielseitig gebildet, dem äußeren Benehmen nach völlig ungebildet. Pastor Dr. Frommhold ging einmal, wohl nach 1892, mit ihm und mir in die Heide spazieren. Pastor, Archidiakon und Diakon. Ich reihte mich links an, um Frommhold in die Mitte zu nehmen. "Ach, Kollege, lassen Sie das doch," sagte Schmidt, "bei uns Evangelischen gibt es keinen *ordo major* und *minor*, wie bei den Katholiken". Daraufhin ein leises, mißbilligendes Knurren in der Mitte. Später wurden die Titel geändert, ehe noch alle den Titel Pfarrer erhielten. Der für alle gültige Titel war "Pastor", der Pfarramtsleiter war zugleich "Pfarrer". Eines Tages kommt Martha Vollborn zu Schmidt. Er steht im Vorsaal auf einer Leiter, um wohl einen Nagel einzuschlagen. "Guten Tag, Herr Pastor" sagt sie. Da brüllt er von der Leiter herab: "Was, Pastor, Pfarrer heißt's". Martha Vollborn erinnert ihn an obige Szene, die ich ihr einmal erzählt hatte. "Sähn Se," sagt da Schmidt, "so is es; erst schimpft mer über solche Esel, die sich was Besonders einbilden, un is mer erschit was geworden, da is mer selber so ä dummes Luder". Auf sein Äußeres gab er gar nichts. Seine zweite Frau hatte immer Angst, daß er bei seinen Ausgängen etwas an habe oder auch nicht an habe, was einen Auflauf hervorrufen könnte. Sein Überzieher war kürzer als der Rock, den er darunter trug; den Hut hatte er weit hinten im Genick. Zu einer Hochzeitsfeier, die Tante Vollborn für ein bekanntes Paar bei sich veranstaltete, ging er zu Fuß in Frack, weißgelbem Strohhut, (*das war eine*) sogenannte Butterblume, und baumwollenen, weißen Handschuhen.

Unser Organist Reißmann war ein origineller, humorvoller Kauz. Ich glaube, einmal hat er mich absichtlich hereingelegt. Nach dem Harmoniumspielen hatte ich mich an die Orgel herangemacht. Wir hatten noch die alte, schöne, aus der Silbermannschen Schule stammende, aber mechanische Orgel mit ihren schmalen, schwarzen Tasten, die wie eine fortlaufende, einzige Masse erschienen, die Zwischenräume zwischen den oberen weißen Tasten waren so eng, daß ich leicht mit meinen dicken Fingern kleben blieb. Unser fast immer etwas angesäuselter Hausmann, Glöckner und Bälgetreter Kobach trat eine Stunde lang für fünfzig Pfennig die Bälge. Ich schonte seine Kraft nach Möglichkeit, damit er nicht einfach aufhörte. Das tat er wiederholt bei Reißmann am Schluß des Gottesdienstes. Reißmann konnte sein Nachspiel nicht zu Ende führen. Als ich Kobach zur Rede setzte, antwortete er: "Die Kirche war aus, die Leute gingen fort; da wird nicht mehr georgelt". Frommhold wagte dem Mann gar nichts zu sagen aus Angst, daß er ihm ein Schustermesser in den Bauch stoße. Er war nämlich von Beruf Schuster. Eines Tages sagt Organist Reißmann zu mir: "Sie könnten doch mal zur Trauung spielen". Ich erwiderte, daß ich dazu wohl noch nicht imstande sei. "Ach was", sagte er, "ein paar Akkorde können Sie schon spielen." Ich nahm an, unter der Bedingung, daß kein Solo- oder Chorgesang dabei sei und ich etwa gar begleiten müsse.

Nun meldeten sich aber damals die Gesangsvereine gar nicht, wie jetzt, zuvor an. Sie waren einfach da. Ich übe also ein Vorspiel, Zwischenspiel und Nachspiel ein. Richtig kommt ein Gesangsverein. "Also, Herr Organist, wir möchten et cetera." "Ich bin nicht Organist". "Aber Sie spielen doch die Orgel". "Ja, aber das kann ich nicht, was Sie wollen". "Aber Sie werden doch den Ton angeben können?" "Das weiß ich noch nicht; ich kann nicht Orgel spielen, ich

bin nicht Musiker; ich habe mir nur ein Vorspiel eingeübt. Wer weiß, ob das für Ihr Lied paßt. Zeigen Sie mal die Noten her. A Dur! Mein Vorspiel steht in D dur". "Ja, sagen Sie mal, was sind Sie denn eigentlich?" "Ich bin Diakonus. Und was wollen Sie am Schluß singen? So, das klappt wieder nicht. Na, versucht wird es". Das Vorspiel wurde nun etwas mangelhaft, ich blieb auch mit den Fingern hängen und griff bei den schmalen Tasten zwei statt einer. Das klingt nicht gerade schön. Aber zuletzt schloß ich mit dem vollen Akkord in A Dur, wie es ausgemacht war. Mein Zwischenspiel war glänzend, so daß auch die Sänger mit ihrem Beifall nicht zurückhielten. Der Schluß ging. Ich habe vor Angst geschwitzt. Frommhold aber, der die Trauung gehalten hatte, sprach mir seine Anerkennung aus: "Endlich einmal etwas anderes, als das ewige Einerlei von Reißmann".

Ich habe später oft noch gespielt, auf der neuen schönen Orgel von Jahn. Hier ist Silbermannsche Tradition (Silbermann, Kaiser, Jahn senior, Jahn junior). Beinahe hätte Johann Jahn (junior) sich sein Werk durch Knauserei des Kirchenvorstandes verpfuschen lassen. Er wollte von den fünfzig Stimmen etwa acht streichen. Jahn war unglücklich, aber zu bescheiden und ängstlich, um zu sagen, daß damit sein Werk verpfuscht würde. Er befürchtete auch, er würde den Auftrag einbüßen. Und er hatte sein Kunstwerk so spottbillig berechnet! Da habe ich gehörig den Rücken ihm gesteiht. Und er brachte es wirklich fertig zu sagen: "So oder gar nicht". Jahn war ein hochbegabter Orgelbauer, der allerhand ausgetüftelt hat. Leider fehlte ihm das Geld, um seine Anstalt genügend auszubauen. Auch starb er früh. Von ihm stammt auch die Orgel in der Universitätskirche zu Leipzig. Ein anerkanntes Meisterwerk war die Vergrößerung der Silbermannschen Frauenkirchenorgel in Dresden, ein Werk, bei dem die alte Orgel völlig unangetastet blieb. Zu seiner Bekanntschaft gehörte ein Orgelbauer, der auch ein Original war, wie Jahn, und von dem mir Jahn Folgendes erzählte:

Eine Orgel soll zu bestimmter Zeit fertig sein. Der Pastor befürchtet, der Orgelbauer wird nicht fertig. Er geht in die Kirche um nachzusehen und zu treiben. "Ja", sagt der Orgelbauer, der etwas stotterte, "i, i, ich denke, i, i, ich we, werds scho, scho noch schaffen". Gott helfe dazu, sagt der Pastor. "We, we, wenn der no, no noch hilft, da wi, wi, wird se no, noch eher fertig", antwortete jener. Der betreffende Orgelbauer hatte nie viel in seinem Geldbeutel. Bei einem Orgelbau zeigt es sich, daß die Belastung der Orgelbälge (durch Ziegelsteine) noch zu gering ist. "Da, da, das werden wi, wir gleich haben", sagt da der Orgelbauer, nimmt sein Portemonnaie und legt es mit stolzer Miene auf den Balgkasten.

Der Nachfolger Reißmanns war der Tonkünstler Clemens Braun, ein hochbegabter Künstler mit feinem, musikalischem Empfinden, von Sängerinnen und Sängern mit Vorliebe für Begleitung gesucht, sich hier überall und in allem anpassend, ein Mensch, der berühmt und reich hätte werden können, wenn er nicht fast immer, in einer Traumwelt lebend, alles Mögliche vergessen hätte und so völlig unzuverlässig gewesen wäre. Eine Engländerin zahlte ihm zwanzig Mark für die Stunde, wenn er sie zu vierhändigem Spiel begleite. Einmal kam er, dann hatte er es vergessen. Am Tage seiner Hochzeit setzte er sich daheim an den Flügel und phantasierte; phantasierte und vergaß, daß er Hochzeit hatte, bis man ihn endlich holte. Einst übernahm er im Gewerbehausekonzert eine Begleitung; abschlagen konnte er keine Bitte. Er hatte völlig vergessen, daß er an demselben Abend im Palmgarten ein Klavierkonzert gab. Das Publikum war versammelt, Clemens war nicht da und kam nicht, bis man in seine Wohnung schickte und durch die Frau erfuhr, wo er war.

Zum Gottesdienst kam er stets zu spät. Kantor Grützner mußte auf alles gefaßt sein. Braun wohnte in Klotzsche und fuhr öfter schlafend in der Elektrischen an der Kirche vorbei, bis er in Plauen geweckt wurde. Zu Trauungen kam er oft zu spät, wiederholt gar nicht. Dann schickte seine Frau oder der betreffende Geistliche zu mir, daß ich die Orgel spielen sollte. Hatte ich selbst die Trauung zu vollziehen, so übernahm ich die Orgel und bat einen Kollegen,

mich zu vertreten bei der Amtshandlung, natürlich mit Einwilligung des Brautpaares.

Im Jahre 1894 beschloß der Kirchenvorstand, die Annenkirche von außen abzutputzen, die Sandsteinarbeiten, insbesondere also den Turm, abzuspitzen und das Kirchendach neu zu decken. Wir alle wußten, daß der Zustand im Inneren höchst bedenklich war und dringend einer Erneuerung bedürfe. Es kam mir fast so vor, als wären wir wackere Schildbürger. Ich drang aber mit meiner Ansicht nicht durch. Baumeister Wunderlich hatte im Inneren einige freistehende Holzsäulen anbohren lassen und dabei festgestellt, daß die Säulen nicht morsch oder faul wären. Also konnte im Inneren alles beim Alten bleiben. Neun Jahre später kam dann der völlige Umbau - und es war hohe Zeit. 1894 wurden auch die vier Glocken höher gehängt, deren Töne man infolge des hohen Kirchendaches kaum bis zum Sternplatz hin hörte. Sie waren auf c, e, g, h, abgestimmt, nicht, wie Dibelius in seiner Annengemeindechronik schreibt, auf c, e, g, c. Das Geläut aller vier Glocken an Festtagen klang daher wenig schön und harmonisch. Gedacht war ein Dur-Geläut: c, e, g und ein Moll-Geläut, e, g, h. Die kleinste Bimmelglocke wurde zu Taufen und zum Abend geläutet. Ich setzte durch, daß die vierte Glocke durch die dritte ersetzt wurde.

1906 bis Anfang 1909 wurde die Kirche gründlich erneuert. Es erübrigt sich, hier näher darauf einzugehen, da ich in der Festschrift zum dreihundertundfünfzigjährigen Bestehen der Annengemeinde über Pfarrhaus und Kirche geschrieben habe. Diese Festschrift liegt bei. (*In dem gedruckten Heft "Die Annenkirche zu Dresden 1578 - 1928" finden sich zwei längere Aufsätze von Pfarrer Max Schmiedel über "Das Pfarrhaus" und "Die Kirche" unter der gemeinsamen Überschrift "Annenpfarre und Annenkirche in alter und neuer Gestalt.", mit Fotos*). Der Abbruch der alten Orgel wurde mir vom Kirchenvorstand übertragen. Es waren siebenhundertundfünfzig Mark von einer Berliner Firma geboten worden. Ich hielt das für zu wenig und bekam nun (die Herrn hohnlachten wahrscheinlich innerlich dabei) jenen Auftrag. Leider hatte ich nur wenige Tage Zeit, da mein Urlaub begann, den ich meiner Reisegefährten halber nicht aufschieben konnte. Mit Orgelbauer Jahn und unserem guten, alten Kirchendiener Jatzke habe ich unter Hinzuziehung von Jatzkes Schwager, Tischlermeister Heißmann, die Orgel abgebrochen, etwa sechs Stimmen zur Erweiterung einer Dorfkirchenorgel verkauft, das übrige Zinn an den Altwarenhändler abgegeben und trotz billigen Verkaufspreises viel mehr herausgewirtschaftet als siebenhundertundfünfzig Mark. Was ich sonst der Annenkirche finanziell genützt habe, ist bedeutend. Die drei- und vierzigtausend Mark beim Verkauf des alten Pfarrhauses habe ich schon erwähnt. Der Annenfriedhof in Löbtau war ein Sorgenkind der Gemeinde. Wir mußten jährlich circa dreizehntausend Mark Amortisation bei sehr hohem Zinssatz, der nur einmal um ein Viertel Prozent ermäßigt worden war, bezahlen. Den Hauptgewinn hatte Totenbettmeister Weißig, der den Friedhof auf seine Faust bewirtschaftete, freie Wohnung und dreihundert Mark Gehalt bezog, ein Drittel des Friedhoflandes für Gärtnerei und Kartoffelland benutzte, die Grab- und Holznutzung hatte und das Obst der Obstbäume. Er hatte eine große Rosenzucht, nahm die Grabpflege ein; nur die Einkünfte für die Grabstellen verblieben der Kirche. Dazu hatte Löbtau und Naußlitz das Recht, ihre Toten ohne Zuschlag zu den Stellegebühren, wie das sonst bei anderen Nichtparochianen der Fall war, auf unseren Friedhöfen zu bestatten. Das ging früher, als Löbtau ein Ort von achthundert Seelen war. 1892 wurden auf dem Annenfriedhof in Löbtau etwa neunhundert Tote aus der alten Annengemeinde (Annen- und Jakobi) begraben, aber ebenso viele aus Löbtau und Naußlitz. Ging das so weiter, dann hatten die Löbtauer mehr Nutzen von diesem Friedhof als wir. Auf meine Vorstellungen hin genehmigte das Konsistorium trotz Einspruch Löbtaus und Naußlitz', die sich auf ihr altes Recht beriefen, daß diese Gemeinden forthin als Nichtparochianen behandelt würden, daß sie für die Benutzung und Instandhaltung der Leichenhalle und der Sprechhalle Gebühren zu zahlen hatten; Weißig wurden die dreihundert Mark Gehalt gestrichen, die Benutzung freien Landes, die Nutznießung der Obstbäume nur gegen Pacht gestattet.

Bei dem Verkauf von Areal des älteren Friedhofes am Sternplatz habe ich den Preis von dreihunderttausend Mark auf dreihundertvierundneunzigtausend Mark heraufgetrieben. Schließlich war es ganz bedeutend, was ich der Annengemeinde 1923 als Verwalter unserer Kanzlei erspart habe. Ich zahlte nämlich alte Schulden ab, die auf dem Friedhof (wir hätten noch circa zehn Jahre abzahlen müssen), der erneuerten Kirche und dem Pfarrhaus ruhten. Ich zahlte eine Million. Auf das Bitten der Gläubiger erhöhte ich die Summe auf zwei Millionen. Das waren nur Pfennige in ganz kurzer Zeit (*wegen der Inflation und ihres Endes*). Trotz Aufwertung ein glänzendes Geschäft.

Bei den Absparrungsverhandlungen mit der neuen Zionsgemeinde erreichte ich statt einer jährlichen Zahlung von neuntausend Mark für Wegfall von Kirchensteuern einen solchen von fünfzehntausend Mark und rettete zugleich das Areal zwischen Nossener Brücke und Löbtau für die Annengemeinde. Von dieser Zionskirche muß ich noch einiges berichten. Ich hatte kaum mein Amt 1892 angetreten, als ich für Heise, der auf Urlaub war, eine Haustaufe auf der Zwickauer Straße zu halten hatte, und zwar im Hause des Fabrikbesizers Hampel, bei dessen Neffen. Der Neffe erzählte mir, sein Onkel (der zugegen war) sei Millionär, habe keine Kinder und wolle sein Vermögen in der Hauptsache für eine neue Kirche stiften. Ich möchte doch mit ihm reden. Ehe ich dazu kam, winkte mir Hampel, in einen Erker zu kommen. Dort sagte er mir dasselbe. Wo wohl die neue Kirche hin gebaut werden könnte? Ich hatte ja damals von Dresdner Verhältnissen keine Ahnung und meinte, vielleicht wäre der aufblühende Stadtteil im Süden, wo jetzt die Zionskirche auch steht, der geeignete. Das gefiel ihm. Aber ob sein Wunsch, beziehungsweise Bedingung auch erfüllbar sei? Seine Frau war gestorben. Von ihr, die evangelisch war und in der Annenkirche ihr Betstübchen gelöst hatte, stammte in der Hauptsache das Vermögen. Er war katholisch, hielt sich aber auch zur evangelischen Annenkirche. Nun wollte er mit der Frau zusammen in der Kirche beziehungsweise einem Nebenraum beigelegt sein, so daß jedermann die Grüfte sehen könnte, vielleicht von der Kirche abgetrennt durch ein eisernes Gitter. Ich sagte ihm, das sei meines Erachtens nach höchstens mit Genehmigung des Konsistoriums beziehungsweise des Ministeriums möglich. Ich würde mich erkundigen. Bitte bald, erwiderte er, damit ich mein Testament machen kann. Wäre ich im Bilde gewesen, so hätte ich gesagt: Das geht glänzend. Geben Sie das Geld ihrer Annengemeinde zum Bau einer neuen Kirche auf dem alten Friedhof am Sternplatz (hierher wollten die meisten 1906 eine neue Kirche statt der Erneuerung der alten haben). Das ist Friedhofsland, noch nicht einmal säkularisiert. Hier würde Ihrer Bestattung nichts im Wege stehen. Ich schrieb an Dibelius, der im Bade war, über die Angelegenheit und erhielt zur Antwort: Betreiben Sie eifrig die Sache, aber vorsichtig, daß die Öffentlichkeit nichts erfährt. Wenn der katholische Bischof Wahl - Sie wissen ja, wie ich mit dem stehe - davon erfährt, ist nichts mehr zu machen. Im Übrigen wird gemacht, was Hampel will. Also, das Testament wurde gemacht, Hampel starb, das Geld - sechshunderttausend Mark - wurde zinsbar angelegt, damit es sich noch vermehre. Natürlich Entrüstung bei den Katholiken. Plötzlich erschienen aus Bulgarien oder sonstwoher vom Balkan katholische Mönche und erklärten, Hampel habe ihrem Kloster das Geld zugesagt. Das hätten sie auch beeidigt. Um sie loszuwerden, gab man ihnen eine gewisse Summe, wohl sechzigtausend Mark. Der Kirchenbauplatz wurde beschafft, wohl durch den Rat als Patronatsgeschenk, wie das üblich war; gebaut wurde zunächst nicht, wohl aber bei Nacht und Nebel innerhalb des umplankten Areals Herr und Frau Hampel irgendwo eingescharrt. Kein Mensch, so sagte mir einmal Dibelius, wird wissen, wo die beiden liegen. So hatte sich das Hampel nicht gedacht. Die (*Zions*-)Kirche wurde dann fertig; Hampelbaude wurde sie allgemein genannt. Heute weiß kaum noch jemand, daß Hampel der Stifter war und daß er mit seiner Frau irgendwo dort begraben liegt. Ich kenne die Kirche ziemlich genau, wüßte aber nicht zu sagen, ob irgendwo ein Stein oder eine Tafel auf Hampel, seine Schenkung oder sein Grab hinweist.

Zu den Abtretungsverhandlungen (*an die neue Zionsgemeinde*) (Annen sollte nach Dibelius'

Wunsch etwas abgeben, auch Plauen, die Hauptsache Lukas, das auch den Pfarrer stellte. Ich hätte mir ja letzteres im Testament ausmachen lassen können) wurde, unter anderen, (*der*) Geheime Finanzrat Dr. Werner gewählt. Ich wäre wohl der nächste dazu gewesen. Aber ich habe nicht von der Vorgeschichte erzählt.

Vor Dibelius beugte sich alles und so trat Annen seinen alten Annenfriedhof an der Chemnitzer Straße und umliegendes Land ab, angeblich um das Areal der Zionsgemeinde abzurunden. Über weiteres Areal sollte in der nächsten Sitzung des Ausschusses beraten werden. Als Werner das in der Sitzung berichtete, holte ich den Stadtplan von Dresden und zeigte den Kirchenvorstehern, daß die Abtretung dieses Landes und erst recht die Abtretung des noch in Frage stehenden Areals keine Abrundung der Zionsgemeinde sei, sondern gerade das Gegenteil. Übrigens könne ich nicht verstehen, wie man den Friedhof der Gemeinde, der innerhalb der Gemeindegrenzen liegt, an eine fremde Gemeinde ohne triftigen Grund abtreten könne.

Ich habe mich immer sehr gut mit Werner verstanden; er kam sehr gern zu mir in die Predigt und ich kam oft mit ihm in Heises Familie zusammen. Das war ihm aber zu viel. "Ja, da hätten wir eben Sie mit in den Ausschuß wählen müssen", sagte er. "Noch ist es Zeit" erwiderte ich. Und sie wählten mich. Ich konnte mir ja nun Dibelius gegenüber, der noch ein schlechtes Gewissen in der ganzen Hampelgeschichte hatte, etwas erlauben. Und Stadtrat Krumbiegel als Vertreter des Patrons wußte schließlich auch, daß ich weiter eingeweiht war, als die anderen ahnten. Das Beschlossene konnte ich nicht rückgängig machen. Aber ganz kategorisch verlangte ich, daß von dem übrigen Areal nicht mehr die Rede sein dürfe und daß die neuntausend Mark jährliche Entschädigung für Kirchensteuerausfall auf mindestens fünfzehntausend Mark erhöht werde. Das geschah ohne große Verhandlung. Am Schluß sagte Werner lächelnd zu mir: "Wir hätten Sie doch gleich am Anfang in den Ausschuß wählen müssen". Ich erwiderte: "Herr Geheimrat, das haben Sie mir schon einmal gesagt, damals in etwas anderem Sinne".

Zwei Mal habe ich versucht, von der Annenkirche wegzukommen; das erste Mal 1899, als Segnitz an Frommholds Stelle trat, und dann kurze Zeit später. Zuerst meldete ich mich an die Nikolaikirche in Freiberg. Die Stelle wurde durch Friedrichs Weggang frei. Dr. Friedrich kam als Hofprediger nach Dresden. Ich besuchte ihn und er war durchaus für mich, ebenso der Oberbürgermeister, dem ich auch einen Besuch machte. Etwas später erhielt ich durch Költzsch, einem Freunde von Dr. Friedrich, der krank im Friedrichstädter Krankenhaus lag, eine Karte: "Achtung, Besuch unterwegs!" Also hatte ich am nächsten Sonntag Rogate Abend Besuch aus Freiberg zu erwarten. Es passte mir wenig, daß ich nicht in Freiberg selbst predigen sollte. Aber ich konnte es nicht ändern. Ganz streng nach dem Gesetz war es auch nicht. Ich muß vierzehn Tage vor der Gastpredigt benachrichtigt werden. Richtig, es kamen drei Herren in Zylinder in die Kirche. Die Zylinder konnten sie zu Hause lassen. Das Ganze war Mache. Ich habe dann von Friedrich erfahren, daß mein Konkurrent Lehmann (Diakonus in Freital, später Superintendent von Freiberg, mir von Afra her gut bekannt, eine Zeit lang Schauspieler, dann Student der Theologie, Darsteller des Luther im Lutherspiel etwa 1887 in Leipzig; beim Festspiel lernte ich seine Frau kennen, sie hieß zufällig auch Käthe; das Lutherspielen half ihm dann durchs Examen; ein Schauspieler blieb er sein Leben lang) von vornherein auserkoren war. Einer von den drei Herren, die zu mir kamen, hatte eine Tochter. Diese war dick befreundet mit Frau Lehmann. Also! Friedrich selbst konnte bei seiner Erkrankung nichts tun. Meine Predigt hätte sehr gut gefallen. Aber in der Einleitung hätte ich etwas gesagt, was den Herren sonderbar geklungen hätte. Als ich Friedrich die Einleitung vorlas, sagte er: "Einen Grund mußten sie ja finden. Wäre es ihnen wirklich ernst gewesen mit dem, was sie auszusetzen hatten, so würden sie nur beweisen, daß sie zu dumm waren, die Feinheit Ihrer Einleitung zu verstehen".

Kurz darauf wurde Költzsch nach Chemnitz versetzt, beziehungsweise Rudert an der Kreuzkirche starb. Beides fiel ziemlich zusammen; jedenfalls wurde die fünfte Stelle frei. Ich ging zu

Dibelius und fragte ihn, ob ich mich melden könne und solle. Selbstverständlich, war seine Antwort. Ich hielt ihm vor, daß ich nicht nur Statist sein wolle. Wenn ich keine Aussicht habe, dann verzichte ich von vornherein, um nicht ins Gerede zu kommen. Auch habe ich gehört, daß Göttching (der Pflegesohn von Dibelius) mein Studienfreund von Leipzig, Lausitzer, sich melden würden. "Göttching kommt gar nicht in Frage", erwiderte Dibelius. "Er wollte sich melden, ich habe ihm abgeredet. Der mit seinem kranken Halse darf nie und nimmer in die Großstadt". Und Göttching hatte sich doch gemeldet. Und die ganze Sache war wieder fix und fertig und wurde von Dibelius echt dibelianisch (manche sagten statt Dibelius Diabolus) gedreht. Ich erhielt die Aufforderung zur Gastpredigt nicht, wie vorgeschrieben, vierzehn Tage vorher, sondern am Freitag Abend vor dem Sonntag, an dem ich predigen sollte. Jede Überarbeitung der Predigt war damit ausgeschlossen. Sodann: ich durfte nicht in der Kreuzkirche vor der Gemeinde predigen. Die Gemeinde hat von meiner Person und Gastpredigt überhaupt nichts erfahren, auch nicht durch die Zeitung. Drittens: Es kam, wie auch wegen Freiberg, nur ein Teil des Kirchenvorstandes zu mir in die Predigt.

Außer Göttching, der im Vormittagsgottesdienst in der Kreuzkirche predigen konnte, war vom Rate noch Kretschmar (später Hosterwitz) vorgeschlagen. Dieser durfte im Abendgottesdienst in der Kreuzkirche predigen.

Damit war die Absicht klar. Die Geistlichen der Kreuzkirche, Dr. Neubert, Beyer und Költzsch, wählten mich. Dibelius und seine Clique natürlich nicht. Dabei zeigte sich Dibelius noch einmal als Diabolus. Auch hier, wie bei der Freiburger Wahl, hatte meine Predigt gut gefallen, soweit man sie gehört hatte, jedenfalls viel besser als die von Göttching. Der Jünglingsverein mußte mich zu Falle bringen. Das kam so:

Klunker, meine rechte Hand im Jünglingsverein, sollte als Bahnassistent nach Leipzig versetzt werden. Er wollte nicht gern von Dresden fort. Da ging ich zu Generaldirektor von Kirchbach, ehemaliger Afraner und stellvertretender Vorsitzender im Kirchenvorstand der Kreuzparochie. Ich dachte, der wird Verständnis für die Sache haben. Ich erzählte ihm, daß unser Verein sehr groß sei und ich Klunker ungern vermissen. "Gut, versetzen wir einen anderen", sagte v. Kirchbach. So war die Sache gemacht. Nun weiß ich nicht, hat er mich nicht recht verstanden oder wollte er mich mißverstehen; in jener Wahlversammlung erklärte er jedenfalls, wie ich von Költzsch erfuhr, man könne mich nicht wählen. Ich müßte doch den Jünglingsverein übernehmen. Ich hätte ihm aber erklärt, daß ich in der Annengemeinde ohne einen gewissen Klunker dazu nicht imstande wäre. Nun aber das Diabolische von Dibelius. Er schwieg dazu. Wäre er ein ehrlicher Mensch gewesen, hätte er reden müssen. Einige Wochen vorher nämlich hatte der Kirchenvorstand der Annengemeinde sich an die Superintendentur gewandt mit dem Ersuchen, mir eine Gehaltserhöhung zu bewilligen in Anbetracht der treuen und überaus erfolgreichen Arbeit, die ich für den Jünglingsverein leistete. Göttching wurde also gewählt. Und da inzwischen noch eine Stelle, die vierte, frei wurde, kam Göttching gleich an die vierte Stelle, für die er gar nicht vorgeschlagen war.

Nun hätte man ja mich für die fünfte Stelle nehmen können. Dibelius konnte mich nicht gebrauchen. Der brauchte Kriechernaturen; und die Frau des verstorbenen Rudert, die auf Dibelius einen großen Einfluß ausübte, brachte ihm eine solche in der Person ihres Neffen Huber zu.

Seitdem habe ich mich nicht mehr gemeldet, zumal im Falle meines frühen Todes Frau und Kinder durch die Gebauer- und Reichardtstiftung gut versorgt waren. Die Frau erhielt jährlich außer der staatlichen Pension eintausendzweihundert Mark aus diesen Stiftungen, jedes Kind bis zum einundzwanzigsten Jahre jährlich sechshundert Mark.

Allmählich kamen die Herren doch auch mehr und mehr dahinter, daß man mich brauchen konnte. Einige der gemeinsten Cliquenleute habe ich allerdings mit Hilfe des evangelischen Arbeitervereins bei den Kirchenvorstandswahlen ausrangiert. Andere fingen an, mich grundlos zu fürchten und wurden schließlich recht freundschaftlich zu mir, als sie merkten, daß ich Verbleiben gestattete. Keiner, Geistlicher oder Nichtgeistlicher, hatte zuletzt soviel Ämter und damit so viel Einfluß, wie ich. Was früher ganz unmöglich war und bis heute eine Seltenheit ist, geschah: Ich wurde Finanzausschußvorsitzender. Weil ich auch in Bausachen nicht ganz unerfahren war, wurde ich zugleich Bauausschußvorsitzender (Stellvertreter Architekt Bohlig) und damit Verwalter des Kirchengebäudes und Pfarrhauses. Ferner wurde ich immer wieder als Vertreter der Gemeinde in den Vorstand der Dresdner Hilfskasse (für alle Gemeinden) und in den Gebührenausschuß der Dresdner Gemeinden gewählt. Im Choraussschuß und *im* Friedhofsausschuß war ich längere Zeit, im ersten als Vorsitzender. Im zweiten sollte ich Vorsitzender werden, mußte aber wegen Überbürdung ablehnen. Trotzdem spielte ich hier immer eine große Rolle. Auch den Vorsitz im inneren Ausschuß lehnte ich ab. Alles konnte ich nicht gut machen. Auch die Kasse des Parochialvereins und die Armenkasse der Gemeinde führte ich. Ein weltlicher Vorsteher beschwerte sich einmal bei den Wahlen, daß überall Schmiedel wäre. Er hielt den Mund, als ihm von allen Leuten zugerufen wurde: „Sie können doch das nicht“.

Jünglingsvereinskasse, Kasse des Jungfrauenvereins und Großmütterchenvereins sowie die gesamte Gemeindepflege durch die Diakonissen-Gemeindeschwestern wurden von mir geprüft. So hatte ich überall mitzureden.

Als einmal das Kupfer sehr billig war, kaufte ich durch einen Klempner das nötige Metall, um den Turm, Dachrinnen, Abfallsrohre, Fensterbekleidung, Simse und Schornsteine der Kirche wieder in Kupfer decken zu lassen. Im Kriege war uns das alles genommen worden. Wir hätten es behalten, wenn Roßberg und der Kirchenvorstand etwas mehr Mut gehabt hätten. Die kupfernen Blitzableitungsdrähte und die größte der vier Glocken habe ich damals gerade noch retten können. Mit Bohlig zusammen habe ich dann, ohne den Kirchenvorstand zu fragen, die Arbeiten an der Kirche ausführen lassen, darunter manches Neue (Fenster, Essen), was eigentlich die Genehmigung der Baupolizei verlangte. Ebenso haben wir im Pfarrhaus, Vorder- und Hintergebäude manches umgestaltet und erneuert, die Kanzlei vergrößert und in der Kirche das Denkmal für die Gefallenen herstellen lassen nach unserem Gutdünken. Es ging nicht vorwärts bei den fortwährenden Verhandlungen und vielen Köpfen, bis wir eben kurzen Prozeß machten und niemand mehr frugen, sondern selbständig handelten. An den Mitgliedern des Finanz- und Bauausschußes hatte ich, abgesehen von anderen, unbedingten Rückhalt. So genoß ich in vielen Kirchengemeinden der Stadt große Achtung als Finanzmann.

Einen verbissenen Feind hatte ich im Kirchenvorstand um 1909, den Fabrikbesitzer Hartmann, in Firma Hartmann und Saam, Posamentenfabrik. Sein Vater war an Gestalt Fricke ähnlich und sonntäglich in der Kirche. Sein Sohn war ein lackierter Fatzke, kam auch öfter in die Kirche, auch zu mir, und wenn ich mit ihm allein war, war er höflich und liebenwürdig. Er war Finanzausschußvorsitzender, ich Mitglied des Finanzausschußes. Das paßte ihm nicht.

So hintenherum drängte er mich hinaus; sein Freund Warmuth, in Finanzsachen mehr als eine Null, kam hinein. Nächstes Jahr war ich wieder drin und Warmuth heraus. Seitdem verfolgte er mich mit seinem Haß erst recht. Ich hatte ein Gesuch gemacht, mir noch ein bis zwei Räume im Pfarrhaus zu geben, da die Wohnung für meine Familie zu klein war. Das hatte ich schon beim Einzug ins Pfarrhaus gesagt. Dibelius sagte mir damals: "Lassen Sie es jetzt gehen. Es genügt ein Federstrich um das später zu ändern". Den Federstrich hat er aber nie getan. Finanz- und Bauausschuß besichtigten meine Wohnung (was der Finanzausschuß dabei zu tun hatte, weiß ich nicht). Sie mußten mir recht geben. Aber wie Abhilfe? Da sagte Hartmann:

"Wir machen aus dem Bade eine Mädchenkammer, dann wird die Mädchenkammer frei für zwei Kinder". Und wo baden wir dann?, fragte ich. "Sie können im Keller mit dem Hausmann baden", erwiderte er. Die Mädchenkammer genügt aber auch nicht für zwei Kinder, sagte ich weiter. Da antwortete der Flegel: "Schaffen Sie sich doch nicht so viele Kinder an".

Ich wundere mich heute noch, daß ich ihm daraufhin nicht ein paar Ohrfeigen heruntergehauen habe, daß er an die Wand flog. Jedenfalls paßte der Mann nicht ins dritte Reich, wo kinderreiche Familien der Stolz der Nation sind und der besonderen Dankbarkeit gewiß. Ein Jahr später - am Beerdigungstag meiner Mutter - war Wahl (1910). Wir waren beide zu gleicher Zeit in der Kanzlei, dem Wahllokal. Er hielt seinen Zylinder vors Gesicht, um mich nicht grüßen zu müssen. Trotz eifrigster Agitation seinerseits und seiner Freunde - selbst meine drei Kollegen stimmten "aus persönlicher Dankbarkeit" für ihn - die bis tief in die letzte Nacht hinein währte, verschwand er von der Bildfläche. Seinen Nachfolger im Finanzausschuß nahm ich mir gleich vor und sagte ihm: "Wenn Sie es wie Hartmann machen, sind Sie in einem Jahr auch draußen". Treibmann, in kirchlichen Finanz- und Verwaltungssachen gänzlich unerfahren, ein guter Mensch, hat nichts ohne mich unternommen, ich mußte statt seiner, da er der Rede auch nicht mächtig war, alle Berichte, den Haushaltsplan et cetera im Plenum vortragen und hatte bald den ganzen Finanzausschuß in meiner Hand. Treibmann war nur dem Namen nach noch Vorsitzender, bis auch das ein Ende hatte. Mein Glück war, daß ich festen Fuß in der Gemeinde gefaßt hatte.

1923 war ein schlimmes Jahr für uns. Geistlichen von sechzig Jahren und mehr wurde geraten, in den Ruhestand zu treten, um so vom Staate die Pension zu erhalten (*Max Schmiedel war 58 Jahre alt*). Roßberg wurde es wiederholt nahegelegt. Er hatte auch die vollen Dienstjahre und wäre alle Sorgen losgewesen. Aber Roßberg hatte eine Scheu vor jeder Änderung, weil er in seiner Unbeholfenheit sich in Neues nicht finden konnte. Dazu kam, daß er und vor allem seine Frau nicht wollten, daß ich Pfarramtsleiter würde. Ich gab damals - etwa ein Jahr - Religionsunterricht in der 16. Bezirksschule, weil viele Lehrer keinen Religionsunterricht mehr gaben. Damit verdiente ich eine Kleinigkeit. Dann meldete ich mich in der Dresdner Bank und sollte dort auch ankommen. Unser Kantor Grütznert arbeitete in der Universale, unser Kanzleivorstand ging an eine Privatbank. Da übernahm ich die Kanzlei. Wir wären sonst alle verhungert. Preußen gab seinen Geistlichen aus Staatsmitteln das Gehalt, auch Bayern et cetera, nur Sachsen nicht. Unser Patron brach sein Wort, das uns unser Gehalt jederzeit zusicherte. Es war ja doch zuletzt ziemlich gleich, ob ein paar Millionen oder Billionen mehr gedruckt wurden. Das Konsistorium versagte völlig. Auch dieses konnte Kirchengeld drucken, wie das jede kleine Stadt für ihre Zwecke tat. Die Superintendentur war ratlos bis dahinaus. Und die Kirchenvorstände, die uns gegenüber ja auch verpflichtet waren, auch. Da konnte bloß Selbsthilfe uns retten. Ich habe dies Jahr gearbeitet, wie sonst nie im Leben. Von verschiedenen kirchlichen Arbeiten ließ ich mich dispensieren, zumal Roßberg und Großmann bei ihrer unpraktischen Art mir in der Kanzlei wenig helfen konnten. Roßberg machte alles falsch. Er brauchte über eine halbe Stunde, um fünf vierstellige Zahlen zusammenzurechnen und dann hatte er drei Lösungen. Auch seine Abrechnungen im Jünglings- und Großmütterchenverein stimmten nie; er hatte immer zuviel in der Kasse; wahrscheinlich tat er bei der Abrechnung immer etwas hinein, damit es lange. "Und dabei", sagte er, "hat meine Frau die Abrechnung immer nachgerechnet!" Ich habe ihn einmal gefragt, wie er mit seiner Rechenkunst eigentlich durchs Gymnasium gekommen sei. Roßberg war in diesem Jahr wie ein Ohrwürmchen (*soll heißen, sehr lieb*), weil er wußte, daß er ohne mich nichts zu leben hatte. Frau Roßberg beugte sich, wenn auch klagend, daß ihr Mann gar nichts mehr zu sagen hätte. Schmiedel mache alles. Wir schrieben, da die Stadt die Kirchensteuer nicht mehr für uns einzog, freiwillige Steuern aus. Das gab viel Arbeit. In meinem, das heißt dem kirchlichen Einnahme- und Ausgabebuch rechnete ich mit sechzehnstelligen Zahlen. Trotz allem waren wir Geistlichen damals wohl die Ärmsten in Sachsen. Wir verdienten weniger als der geringste Arbeiter, viel, viel weniger. Oft

konnte ich erst dann wieder Geld verteilen, wenn dieses bereits völlig entwertet war. Im Oktober standen wir mit über vier Monaten im Rückstand. Als wir diese vier Monate nachgezahlt bekamen, konnten wir das Geld in den Papierkorb werfen. Ich half etwas nach, indem ich mit dem Gebührentarif immer vierzehn Tage voraus war. Költzsch war nicht zu belehren im Gebührenausschuß. Seine Frau sagte einmal zu der meinen: Der hat vom praktischen Leben nicht die geringste Ahnung. So ging ich auf eigene Hand vor.

Als ich von einem Arbeiter für eine Trauung hunderttausend Mark verlangte (ich durfte nach Költzsch nur etwa sechzigtausend verlangen), sah der mich groß an. "Es ist wohl zuviel", sagte ich. "Zuviel!", erwiderte er; "Nein, im Gegenteil; das ist doch gar nichts. Ich zahle dreihunderttausend Mark".

Die Kirchenbesucher gaben reichlich in die Becken. Becken waren es freilich nicht mehr. Ich habe acht Holzkistchen mit verschließbaren Deckeln gezimmert, zu diesem Zwecke. An Tagen wie Heilig Abend zur Christvesper ließ ich Handkörbe für die Papiermassen hinreichen. In ein bis zwei Waschkörben kamen die Scheine in meine Wohnung und wurden im großen Zimmer auf die Diele geschüttet und dort von der Familie sortiert und gezählt. Auch Hanni half mir bisweilen in der Kanzlei und sehr zu statten kam es uns, daß Oskar damals bei Heinrich (*Firma Richard Heinrich & Co., genannt HeiCo*) verdiente und wir das Geld zu einem guten Teil gleich zum Ankauf von Nahrungsmitteln verwenden konnten. Die Honorare, die ich für Krematorium bekam, halfen mir so gut wie nichts; ich erhielt zum Beispiel dreihunderttausend Mark für ein Krematorium. Das Geld bekam ich aber erst nach zwei bis drei Monaten. Am Tage der Bestattung hatte ich auf die Elektrische verzichtet, um zu sparen. Ich bin damals oft zu Fuß nach dem Krematorium und zu den Friedhöfen gegangen. Als ich obige dreihunderttausend Mark erhielt, kostete eine Fahrt auf der Elektrischen bereits eine Million.

Noch 1924 erhielten wir auch Ersatz für die zweite und dritte Glocke. Wir entschieden uns für Bronzeglocken, zumal ja die große Glocke aus Bronze war. Als Inschrift für die zweite Glocke schlug ich das Wort vor: "Das Reich muß uns doch bleiben". Das kann man verschieden verstehen.

Wie als Schüler, habe ich als Geistlicher viele Reisen unternommen. Als Student fehlte mir das Geld. Nur im Iser- und Riesengebirge und Harz war ich einmal. 1893 war ich sechzehn Tage mit Schwager Richard Simon in Oberbayern und Tirol: Nürnberg, München, Starnberger See, Murnau (*am Staffelsee*), Kochelsee, Urfeld (*am Walchensee*), Herzogstand (*1761 m hoch*), Walchensee, Barmsee (*östlich von Garmisch*), Garmisch-Partenkirchen; Badersee, Eibsee (*südwestlich von Garmisch*), Thörle (*Törle ist ein 1510 m hoher Berg in Österreich zwischen Eibsee, 973 m, und Ehrwald, 996 m; die Hochtörle-Hütte liegt 1459 m hoch am Wanderweg nordwestlich der Zugspitze*), Ehrwald, Fernpaß (*1209 m*), Nassereith (*843 m*), Imst, Ötz, Öztal, Gurgl (*Obergurgl 1927 m*), Ramolhaus (*Alpenvereinsbütte, 3006 m, auf dem "Köpfl", Westhang des Gurgltales, Blick auf den Gurgler Ferner*), Schalfkogel (*südwestlich von Obergurgl, 3540 m*), Samoarhütte (*2527 m*), Niederjoch (*3019 m*), Schnalsertal, Meran, Bozen, Schlern (*ein Berg, östlich von Bozen, 2564 m, alles seit 1918 von Italien okkupiert*), Innsbruck, München und zurück.

Es war in den großen Ferien, der Besuch sehr gering. Und dabei reiste man damals nur 1. Juli bis Mitte Oktober in die Alpen. Nur in Umhausen (*im Öztal*) mußten wir in ein Privatquartier und das kleine Ramolhaus war besetzt.

In der folgenden Zeit mußte meine gute Frau wegen Gelenkrheumatismus zweimal nach Bad Oppelsdorf bei Zittau (*Oppelsdorf liegt 9 km östlich von Zittau, also heute in Polen, es heißt jetzt Opolno Zdrój*). Das erste Mal war ich vierzehn Tage mit dort. Die anderen Jahre bis 1899 waren wir in Kundratitz, Pension Henriettensruhe. (*Es handelt sich um Lázně Kundratice = Bad Kunnersdorf in*

Böhmen, am Lausitzer Gebirge, südwestlich des Berges Jeschken, 1012 m, 22 km südlich Zittau und 14 km südwestlich von Reichenberg = Liberec, bei Oschitz = Osecná (das c trägt einen umgekehrten Zirkumflex). Die Entfernung zum Berg Milleschauer beträgt 58 km Luftlinie, die Richtung zum Berg hin ist Westsüdwest. Das paßt nur teilweise zu einem alten, postkartengroßen Foto, das ich habe, hergestellt in Leitmeritz an der Elbe und handsigniert von Max Schmiedel: "Aussicht von Henriettensruhe nach S., Milleschauer etc.". Es zeigt eine von Max Schmiedel angefertigte Zeichnung mit der Fernsicht auf viele bewaldete, sehr symmetrische Kegelberge. Es gibt zwei weitere Orte ähnlichen Namens, allerdings keine Bäder, bei Komotau und bei Semily. Ich besuchte im September 1996 das schwer zu findende, sehr kleine Bad, das noch in Betrieb ist für die tschechische Sozialversicherung. Es gibt nur wenige Häuser, zwei schöne alte Alleen und das am Ortseingang gelegene schöne alte Haus, das m.E. die Henriettensruhe war, steht leer, die Scheiben sind eingeschlagen und innen herrscht Chaos. Auch vom obersten Geschoß aus hatte ich keine Aussicht auf die böhmischen Mittelgebirgs-Berge, die Bäume sind zu hoch. Auch der direkt daneben liegende kleine Berg ist völlig bewaldet. Auch alte Leute kannten weder den Namen Bärwinkel noch den des Hauses). Die Wirtin, Eva Bärwinkel, war Dresdnerin. Wir waren bald mit Bärwinkels befreundet und in Kundratitz wie zu Hause. Ich wurde Pate von Bärwinkels Sohn und Bärwinkel war tagelang bei uns in Dresden zu Besuch. Übrigens war Frau Eva Bärwinkel eine Verwandte von meinem Konkurrenten Lehmann in Freiberg. Oft bin ich allein auf kürzere Zeit in Kundratitz gewesen und habe fleißig Ausflüge in das ganze Mittelgebirge gemacht, auch Oskar (der dort gehen lernte) und später Oskar und Hanni waren mit dort. Ich kenne keine Gegend, die für eine Sommerfrische geeigneter wäre. Und dazu ein vortreffliches Essen, guter Wein, billiges, vortreffliches Bier. Ich werde immer, solange ich lebe, mit großer Freude an Henriettensruhe und die lieben Wirtsleute zurückdenken.

1899 fuhr ich zunächst allein über München zum Tegernsee (725 m) und bestieg von da den Hirschberg (1668 m, südwestlich vom See). Dort war ich der einzige Gast. Es war etwa der 20. Juni. Schönes Wetter habe ich bis etwa 1914 immer gehabt. Heises Wort war: "Schmiedel geht auf Urlaub, da wird schönes Wetter". Ich habe nie bedauert, daß ich manchmal schon im Juni ging. Wie wurde man da aufgenommen, saß mit Wirtsleuten, Bedienung, Hausknecht et cetera abends zusammen. Zither wurde gespielt, getanzt, gesungen und erzählt. Am Abend und Morgen besuchte ich den Hirschberggipfel vom Unterkunftshaus aus und stieg dann steil nach Wildbad-Kreuth (828 m) ab, um von da über Glashütte (Achenpaß 941 m) zum Achensee (929 m, in Nordtirol) zu wandern. Nach der Überfahrt Abstieg nach Jenbach (im Inntal, 562 m).

Am nächsten Morgen um sieben Uhr fuhr ich mit der Postkutsche (die Bahn ging noch nicht und eine solche Postkutschenfahrt dauert zwar lange, weil der Kutscher an jedem Gasthause hält, ist aber auch schön und manchmal sehr interessant) (durch das Zillertal) bis Zell am Ziller. Ich hatte zwar bis Mayrhofen bezahlt, aber ich hatte dann die Fahrt doch satt. In Mayrhofen war ich der zweite Besucher in dem Jahr, einen Tag vor mir war einer dagewesen, der nun immer vor mir herging bis ins Pfitzschtal (Pfitzcher Joch 2251 m), mit etwas Abwechslung. Der nächste Tag brachte mich zunächst nach Ginzling (Finkenbergl-Ginzling im Zillertal). Hier kehrte ich ein und traf einen sogenannten „Büttner“, einen Bauern, der auf seiner Tragkraxe die Butter aus Breitlahner holte. Zwei Centner trug er, brauchte zwei Tage und erhielt dafür einen Gulden. Als wir zusammen fortgingen, sagte die Wirtin zu ihm: "Du dummer Bauer, trag doch dem Herrn seinen Rucksack, hast ja sonst nichts zu tragen". Das tat er gern, er hatte gar nicht daran gedacht. Unterwegs gab ich ihm Wein aus meiner Feldflasche. Ich hatte roten und weißen gemischt. So guten hatte er noch nicht getrunken. Ich fragte ihn, was das vor uns für ein Berg sei. "Der dort? Das ist kein Berg, das ist ein Hübel!" (ca. 2700 m hoch). In Neubreitlahner (1240 m, im Zemmatal, südwestlich von Ginzling) gab ich ihm einen Schnaps und zwanzig Kreuzer. Er guckte mich groß an. "S' ist wohl zu wenig", sagte ich. "O mei, Herr" erwiderte er, "viel zu viel". Nachmittags ging ich zur Berliner Hütte (Alpenvereinshaus, 2057 m) und zurück. Auf der Berliner Hütte war ich natürlich der einzige Gast. Die Kellnerin schaute durchs Fernrohr auf den Gletscher. Sie zeigt mir das Objekt ihrer Ausschau. Ein Tourist mit einem Füh-

rer. Es war mein Vorläufer, "ein verrückter Mensch", sagte sie, "hat gar keine Ausrüstung, ein paar Stiefeletten mit Gummizug, ein Spazierstöckl, sonst nichts. Ach, jetzt hat er den einen Stiefel im Schnee verloren!" Auf dem Rückweg kam ich in ein Gewitter und wurde bis auf die Haut naß. Der Wirt von Breitlahner borgte mir allerhand Sachen und hing die meinen zum Trocknen am Ofen auf. Am nächsten Tag kam ich zur Dominikushütte (1684 m), ein herrlicher Weg. Mein Vorläufer war dort über Nacht geblieben. "Ein verrückter Mensch" hieß es wieder, "was der verlangt hat". Er war natürlich völlig erschöpft angekommen, über das Schönbichler Horn und durch das Schlegeistal. Wir saßen in der warmen Küche beisammen, die Kellnerin, eine bildhübsche Zillertalerin, spätere Wirtin, aber zeitig an Lungenschwindsucht gestorben. Von irgendwoher kam der Schatz der Köchin und tanzte mit ihr - mit echtem Gefühl, nicht gemacht - Schuhplattler. Nachmittags machte ich mich auf den Weg zum Pfitscherjochhaus (*Passo di Vizze*). Bald begann der Schnee. Ich ging der Spur meines Vorläufers nach. Bald setzte starkes Schneetreiben ein, eine Spur zweigte nach links ab. Ich ging sie ein Stück, sagte mir aber dann, daß sie nicht die Richtige sein könnte. So nahm ich die andere auf. Bald war alles im Neuschnee verwischt. Zum Glück kam ich bald darauf im Haus an. Auf dem Joch sind viele tiefe Tümpel, die mir unter Umständen hätten gefährlich werden können. Also wieder allein mit der verwitweten Wirtin, ihrer Tochter, dem Viklarl (Victorine), der Moid, dem Moidl und der Moiderl (Maria), sowie dem Knecht Joserl. "Ein verrückter Kerl war heute Mittag da", sagten sie. Es war ein Gymnasialoberlehrer aus Württemberg, der sich jedenfalls hatte Urlaub geben lassen, weil er mit den Nerven herunter war. Kein Wunder. Er war sexuell nicht ganz normal und hatte (ebenfalls auf der Berliner und Dominikushütte) verlangt, daß die Mädchen ihn durchhauen sollten. Sie haben ihn alle ausgelacht. Joserl aber schnitt recht schwuppige Latschenzweige und dann haben er und die 4 Mädels den Kerl kräftig verhauen, wozu er sich auf den Bauch gelegt hat. Dann ist er befriedigt gegangen.

An der Türe angenagelt war eine kleine, vergilbte Speisekarte, die jedenfalls seit Jahren dort hing. Ich habe sie später noch wiederholt gesehen. "Gamsbraten" stand mit drauf. Gibt's denn das, jetzt Mitte Juni, fragte ich. Gamsen dürfen doch erst ab 15. Juli geschossen werden. Die Antwort lautete genauso wie ein Jahr später um dieselbe Zeit, als ich zum Spaß wieder fragte: "Jo mei, wissens, da weiter drunten is doch a Jager. Na und, na Sie wissen schon". Ich habe Gamsbraten gegessen, er schmeckte gut, wenn auch lange nicht so wie beim Kuraten im Ötztal (*in Obergurgl*) und seiner bis Meran berühmten Köchin. Der Kurat stammte aus dem Stift Stams im Inntal und hatte zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum einige junge Gamsen erhalten. Nur die allerbesten Stücke gab die Köchin an Gäste, damit ihr Ruf nicht gefährdet würde.

Hinterher gab sie gratis eine Kanne Kaffee und einen Teller feine Strauben (ein Buttergebäck), auch das Rezept auf unsere Bitte hin; und was für ein köstlicher Weißwein! Solchen Gamsbraten gibt es sonst in ganz Tirol und Bayern nicht. Auf dem Pfitscher Joch fand ich meine Ahnung im Sommer bestätigt: Die Gamsen dort oben verwandelten sich in Schafe. Übrigens kann man genau dasselbe auf dem Furtschaglhaus (2295 m) erleben; dort habe ich meine Frau, Richard Simon und Kantors das erste Mal in ihrem Leben "Gamsbraten" essen lassen. Sie waren auch entzückt.

Abends saßen wir alle beisammen und ich stiftete einige Liter Wein. Die Mädchen spielten Zither und Gitarre, Joserl mußte Mundharmonika („Fotzenhobel“) spielen. Spielend tanzte er mit der oder jener. An diesem Abend wurden wir bekannt miteinander. Als ich das nächste Mal wiederkam, einige Zeit später übers Jahr, und Klunker und ich in ein volles Haus kamen, habe ich das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Vor elf Uhr ging niemand zu Bett, zumal es draußen heftig schneite und früh kaum jemand fort konnte. Die letzten suchten um ein Uhr das Bett auf. Manche, die früher gegangen waren, litt es nicht im Bett. Sie erschienen wieder. Alle waren zusammen wie die Glieder einer Familie bei Gesang, Musik, Tanz und Spiel.

Bei meiner ersten Anwesenheit auf dem Pfitscher Joch (*2248 m, heute Grenze zu Italien*) sah ich einen Rouleustab (*Rollo-Stab*), umklebt mit Alpenvereinskarten, oben die hohle Messinghalbkugel mit einer Art Zement ausgefüllt. Im Zement waren allerhand Halbedelsteine, Granate et cetera eingekittet. Auf meine Frage, was das sei, erfuhr ich die Abenteuer eines bayerischen Heeresflüchtigen, der außerdem ein Verbrechen auf seinem Gewissen trug. Seine Fotografie habe ich später auf der Berliner Hütte gesehen. Sie trägt die Unterschrift: "unser teurer Hüt-
tengast". Dieser Mensch, der nie zuvor im Hochgebirge gewesen war, sondern immer im Flachland gelebt hatte, rettete sich auf seiner Flucht mitten im Winter in das Gasthaus auf dem Pfitscher Joch. Viel fand er nicht vor an Lebensmitteln. Er mußte weiter. So fertigte er sich aus dem Rouleustab einen Bergstock, wie oben beschrieben; aus einem Baedeker, den er vorfand, orientierte er sich über die Umgebung, die Übergänge, die Hütten; Karten fand er gleichfalls vor. Offene Hütten, Schifahrer gab es damals noch nicht. Vor Überraschungen war er bis zum Eintritt des Frühlings, das heißt bis Mai und Juni, sicher. Sein nächstes Ziel war die Dominikushütte. Hier blieb er einige Zeit. Unter Glas und Rahmen fand er eine Anerkennung des Wirtes als Bergführer. Eingelassen waren sechs Goldstücke. Diese nahm er an sich. Dann ging sein Weg durch das Schlegeistal zum Furtschaglhaus. Hier scheint er sehr wenig Nahrungsmittel vorgefunden zu haben. Er mußte weiter. Über das Schönbichlerhorn ging der Weg steil hinab und über die Gletscher nach der großen Berliner Hütte, damals schon ein prächtiges Hotel mit vielen Betten, einem großen Speisesaal mit eichenen, geschnitzten Möbeln und großen Vorräten an Speise und Trank. Hier hat er monatelang gehaust. Er führte ein genaues Tagebuch. Aus „fliegenden Blättern" und "Lustigen Blättern" schnitt er sich Bilder heraus, die ihm Spaß machten, und klebte sie mit ein. Für zwölf Personen deckte er im Speisesaal den Tisch, schrieb täglich eine Speisekarte und aß von allen Tellern. Das alles wäre noch gegangen, wenn er nicht unnötig gewüestet hätte. Betten schnitt er auf und ließ die Federn in alle Winde fliegen; die Hemden der Wirtin benützte er für sich. Das war ja gleich, ob er diese nahm oder die vom Wirt. Aber unnötig zerschnitt er Wäsche, ließ ganze Weinfässer auslaufen, zerhackte die eichenen Stühle, um sie zu verfeuern, obwohl gespaltenes Holz da war, ruinierte die wertvollen Ölgemälde et cetera. Als der Frühling anfang auf die Berge zu steigen, kam ein Jäger in die Nähe der Hütte. Er sah Fußspuren im Schnee. Na nu? Von der Wirtschaft, das wußte er, war um diese Zeit noch niemand oben. Er eilte zu Tal und holte Hilfe. Als sie oben waren und anklopften, schlief jener noch. Schließlich kam er an die verschlossene Tür, fragte wer da sei und riet ihnen, schleunigst abzurücken. Er wäre nicht allein, sie wären zwölf Mann. Wir sehen ja nur eine Fußspur, sagten jene. Ja, erwiderte der Einbrecher, meine elf Kollegen sind weggeflogen (damals kam die Fliegerei langsam auf), kommen aber bald zurück.

Schließlich wurde die Tür eingeschlagen und nun zeigte sich ein Bild grauenvoller Verwüstung. Was mit dem Manne geworden ist, weiß ich nicht.

Vom Pfitscher Joch ging ich durch das Pfitschtal bis Sterzing (*seit 1918 italienisch, Vipiteno; nach Grieben ist dieser Abstieg verboten!*) und nach Gossensaß (*Colle Isarco, am Brenner*), aufs Hühnerspiel und die Rollspitze, um dann nach Kufstein (*im Inntal in Nordtirol, nahe der deutschen Grenze*) zu fahren. Ein Ausflug nach Hinterbärenbad (*821 m, östlich von Kufstein zwischen dem Zahmen und dem Wilden Kaiser*) und auf das Stripsenjoch (damals noch ohne Hütte) (*noch etwas östlicher, 1580 m*) war begünstigt von herrlichem Wetter. Kaum oben angekommen, änderte sich das Wetter, ein Gewitter zog auf und war auch im Nu da. Im Abstieg traf ich einen - den einzigen außer mir - Touristen, der auf die Ellmauer Halt wollte (*2344 m, höchster Gipfel des Wilden Kaiser*). Da war er allerdings auf falschem Wege. Naß kam ich in Hinterbärenbad an. Hier hätte ich bleiben sollen bei dem Wetter, obwohl ich beim Ecker in Kufstein mein Quartier hatte. Ich eilte in strömendem Regen weiter bis zum Pfandlhof, wo ich mich in der Küche etwas trocknete, um dann bis Kufstein wieder ebenso naß zu werden, wie zuvor. Ich ging gleich zu Bett, ohne die Sachen zum Trocknen zu geben. Nächster Tag herrlicher Sonnenschein. Ich zog meine nassen Klei-

der an und legte mich in die Sonne, wo sie bald trocken waren. Nachmittags besuchte ich den Hintersteinersee und fuhr abends nach Wörgl (*im Unterinntal, 511 m*), wo Reinhard (*wohl der Gefängnisinspektor Julius Reinhardt aus Dresden-Radebeul, siehe oben unter Anna Simon*) ein Uhr nachts von Dresden ankommen wollte. Frühzeitig schon fuhren wir weiter nach Zell am See (*im Salzburger Land, 752 m*). Reinhard glaubte gar nicht, daß er schon in den Alpen sei. Die Berge seien ja auch nicht viel höher wie bei uns. Im Hotel Elektra nahmen wir Wohnung, gönnten uns keine Ruhe und stiegen auf die Schmittenhöhe (*1965 m*). Es war ein Sonntag, derselbe, an dem in Dresden Segnitz eingewiesen wurde, ein wunderschöner Tag im Jahr (*1899*), nur nicht am Schluß. Reinhard wollte gern noch ein bißchen auf dem See Kahn fahren. Wir suchten uns das kleinste Boot, Lucifer geheißen, aus. Da ich von meiner Leipziger Zeit her im Steuern Erfahrung hatte, übernahm ich das Steuer, Reinhard ruderte. Das war bei dem Wasser und Boot keine große Anstrengung. Wir fuhren gerade über den See und kehrten dann um. Noch war der See spiegelglatt. Wir waren ganz nahe der Ausfahrtsstelle, da horchte Reinhard auf. „Was ist denn das für ein Rollen, ist das der Schnellzug?“ Ich erwiderte: „Das wird wohl der Schnellzug sein“. Als ich mich gleich darauf nach Norden zu (Saalfelden) wende, sehe ich eine weiße Wand auf uns zukommen, mit Riesengeschwindigkeit. „Schnell“, rufe ich, „rudern Sie was Sie können, wir sind gleich am Ufer“. Das hatte ich kaum gesagt, da fing der See schon an aufzubrausen. Alles war umsonst, wir kamen nicht vorwärts. Und nur etwa noch fünfundzwanzig Meter. Föhnwind! Ein Föhn wie er mindestens fünfzig Jahre dort nicht vorgekommen war. So sagten uns später die Leute. Was nun tun? Die See ging hoch und schlug lange, gewaltige Wellen. Da dachte ich an das alte Lied: Mit dem Sturm fahren wir sicher durch die Wellen. So wenigstens kam es mir in den Sinn, eigentlich heißt es ja: Nach dem Sturm. Also mit Kraft umdrehen und mit dem Sturm über den See fahren! Gerade hinüber konnte ich jetzt nicht; also schräg, dem Fuschertal zu. So ging der Wind. Dort, das wußte ich, ist viel Schilf. In das durften wir auch nicht kommen. Aber etwas oberhalb sah ich ein Bade- oder Bootshaus. Auf das hielt ich zu. Wehe, wenn eine Welle in unser kleines Boot schlug; wehe, wenn jetzt die dünnen Stricke rissen, mit denen ich das Steuer regierte! Ich mußte sie immer fest anziehen, daß das Steuer nicht ausgehoben wurde. Es war eine herrliche Fahrt, bergauf, bergab. Ich dachte an die Helgoländer Fahrt.

Außer unserem Boot war nur noch ein Boot auf See, ein ziemlich großes, bemannt mit zwei Schiffern und drei Gästen (zwei Herren, eine Dame). Die hatten alle fünf den Kopf verloren. Die Schiffer suchten, natürlich ganz vergebens, das Zeller Ufer zu erreichen. Etwa auf der Mitte des Sees kamen wir in ihre Nähe und hörten ihre Verzweiflungsrufe: „Hilfe, wir verderben“. Da wir ihnen ziemlich nahe kamen, mußte ich einen Zusammenstoß befürchten, der für uns sehr gefährlich gewesen wäre. Ich wollte nicht aus meiner Bahn und jene ruderten ohne Steuer sinnlos drauflos. Als ich die Hand ausstreckte um unser Boot abzustoßen, schlug der eine Schiffer mir mit dem Ruder auf den Arm. Ich habe es damals nicht gefühlt. Zum Glück blieb der Arm ganz. In dieser Nähe konnte ich ihnen wenigstens zurufen, was ich wollte. Reinhard hatte bei dem Sturmgeheul schon Mühe mich zu verstehen. Wir kamen los und sausten bald mit dem Sturm davon. Da endlich kamen sie auf den Gedanken, uns das nachzumachen. Die beiden Schiffer hatten jedenfalls nicht viel Dunst und Erfahrung, sie fuhren zu weit rechts, dem Schilfe zu. Als ich das Land nahe sah, rief ich Reinhard zu: „Immer rudern, recht kräftig, wenn ich rufe „heraus“, dann ins Wasser springen“. Ich sah nämlich, wie die Wogen zurückschlugen und fürchtete, daß sie auch unser Boot wieder mitnehmen würden. Sehr tief konnte das Wasser an dem Badehaus dem Strande nach nicht sein. Auch sah ich, daß ein Mann uns am Ufer entgegeneilte. „Heraus!“ Das Wasser ging uns nur bis an die Knie. Der Mann am Ufer, es war der Bootsbesitzer, hielt mit mir das Boot. Wir zogen es an das Land. Das Steuer war weg, weggespült die Bänke mit den Kissen, die Ruder. Weg war auch Reinhard's Hut und Uhrkette. Zum Glück war die Uhr in der Tasche hängen geblieben. Der Bootsbesitzer atmete schwer auf: „Die Rindviecher, die beiden in dem anderen Boot! Das sind meine Leute, verstehen nichts. Die wären ohne Sie zugrunde gegangen. Ich habe Sie ja auch

aufgegeben, wir alle, die vom Gasthaus Sie mit dem Fernglas beobachtet haben". „Aber die Sachen vom Boot sind weg“, sagte ich. „Schadet nichts,“ entgegnete er, „die fischen wir morgen schon wieder heraus“. Im Gasthaus (zuerst ein tüchtiger Grog) trat eine Dame auf mich zu und sagte: „Aber Sie muß der liebe Herrgott lieb haben, daß Sie davon gekommen sind". Als wir schon an Land waren, erschien endlich ein Dampfschiff um zu helfen. Es wird sich nicht früher heraus gewagt haben. Der Sturm hatte nun schon nachgelassen. Reinhard zitterte am ganzen Leibe. Er wollte auch nicht mit dem Dampfschiff fahren, obwohl der See zusehends ruhiger wurde. „Ich gehe um den See herum“, sagte er. Er fuhr aber zuletzt doch mit. Als wir im Speisesaal des Hotels Elektra saßen, hörten wir, daß es die Bäume am Ufer, auch ziemlich starke, wie Streichhölzer geknickt habe. Zwei junge Menschen seien ertrunken. Das konnten nur wir sein. Wir klärten die anderen auf und konnten nun wenigstens dankbar und zufrieden unser Abendbrot essen *(und das nach einer Bergtour am Vormittag, 1200 m hoch und wieder herunter! Max Schmiedel war damals 35 Jahre alt. Der See ist 4 km lang und 1,5 km breit).*

Den nächsten Tag nahmen wir Post ins Kaprunertal, durchwanderten die Klamm, besahen den Kesselfall und gingen den herrlich angelegten, wundervollen Weg über den Königstuhl zur Orgler- und Rainerhütte und weiter bis zum Alpenhaus auf dem Mooserboden. Der Wasserfallboden lag noch im Schnee, die Berge ringsumher blendend weiß im Sonnenschein. Eine Gemse war unterhalb des Wiesbachhorns (3570 m) bis ziemlich auf den Wasserfallboden herabgekommen. Ein kleiner Hund, wohl ein Dackel, sprang auf sie zu. Köstlich, wie die Gemse mit ein paar Sprüngen ein Stück in die Höhe kletterte und sich dann neugierig umsah, ob wohl der Hund das auch könnte. Das Spiel wiederholte sich öfter, bis die Gemse über eine Wassergraben sprang. Der Hund ihr nach, hinein in die Rinne und in glänzender Abfahrt wieder am Wasserfallboden.

Außerordentlich gefallen hat uns später die Kitzlochklamm *(Klamm der Rauriser Ache im Pinzgau, bei Taxenbach im Salzburgerischen)*, besser noch als die berühmte Lichtensteinklamm. Salzachöfen *(bei A-5440 Golling, "Öfen" ist ein alter Name für eine Klamm oder Schlucht. "Salzachöfen" ist der Name für eine 100 m tiefe Flußklamm zwischen dem Hagen- und dem Tennengebirge mit schönen Felsauswaschungen von der Salzach)* und Gollinger Wasserfall *(Fallhöhe 76 m)* besuchten wir und kamen über Hallein nach Berchtesgaden *(also über die Grenze von Österreich nach Deutschland)*. Mit Mühe und Not brachte ich Reinhard auf den Königssee. Das war damals noch ein Genuß, ein, vielleicht zwei bis drei Ruderboote, sonst Stille bis auf den Echoschuß aus der alten Pistole. *(Bad)* Reichenhall folgte, Salzburg mit Kapuzinerberg und Mönchsberg, dann Gaisberg *(1287 m, östlich von Salzburg)* und noch später der Schafsberg *(noch weiter östlich, beim Wolfgangsee)*. Über den Wolfgangsee *(Sankt-Wolfgang-See)* wollte Reinhard erst auch nicht, nicht einmal mit dem großen Dampfschiff. Zum Abschluß sind wir von München aus noch nach dem Starnberger See, Kochelsee, Walchensee gereist, haben den Herzogstand *(1731 m)* bestiegen *(herab wieder wie das erste Mal nach Walchensee, 802 m)*. Auf dem Kesselberg *(858 m)*, oberhalb Urfeld, nahm ich von Reinhard Abschied, um allein noch über Mittenwald, Lauter- und Ferchensee, Partnachklamm nach Garmisch zu wandern. Badersee *(bei 82491 Grainau)* und Eibsee waren für mich der Abschluß der Tour.

Mit der ganzen Familie verlebte ich die Sommerfrische in *(01737)* Pobrsdorf bei Tharandt. Im zweispännigen Landauer fuhren wir hinaus mit Sack und Pack, eine richtige „Luderfuhr“ sagte Großmutter Hauptmann - Heise - als sie es sah. Später waren wir in *(01737)* Spechtshausen *(auch bei Tharandt)*, in *(09548)* Brüderwiese *(im Osterzgebirge südlich von Seiffen)*, *(01478)* Weixdorf *(am Nordrand der Dresdener Heide)*, Haynau *(Haynau heißt heute Chojnów, nordwestlich von Liegnitz (Legnica))*. Mit meiner Frau war ich zusammen in *(01465)* Langebrück *(sie auch einmal oder zweimal alleine)* und wiederholt auf der Ostrauer Scheibe *(dieses Ostrau liegt oberhalb von Bad Schandau im Elbsandsteingebirge, ist Ortsteil von Schandau und bietet schöne Aussicht)*. Touren haben wir zusammen gemacht auch durch das *(böhmische)* Mittelgebirge und Riesengebirge.

1912 fuhren wir zu sechst in die Alpen. Außer uns beiden Richard Simons und Kantor Grütznern. Meine Frau litt leider schon unter Herzbeschwerden und hat so nicht den vollen Genuß gehabt (*sie war damals 42 Jahre alt*). Wir waren im Kaisergebirge (*bei Kufstein in Österreich*), Achensee, Zillertal bis Neubreitlahner, Dominikushütte (1684 m), Furtschaglhaus (2295 m, *südlich von Mayrhofen, im Schlegeistal, am Schlegeisferner*), Pfitscher Joch (2251 m), Sterzing (*Vipiteno*), Toblach (*Dobbiaco*), Toblachersee, Schluderbach (*Carbonin, südlich Toblach*), Misurinasee, Tre Croci (*-Paß zwischen Misurina und Cortina, 1809 m*), Cortina (*d'Ampezzo*), Sachsendankhütte auf dem Nuvolau (nur Simons und ich) (*Nuvolau ist ein Sattel zwischen den Bergen Averau, 2648 m, und Nuvolau, 2575 m, südöstlich des Falzárigo-Passes*), Pordoijoch (2239 m, *westlich von Cortina*), Karersee (*Lago di Carezza, 1534 m, und Karerpaß, 1758 m, liegen südöstlich von Bozen*), Bozen, Meran, Innsbruck (*also über den Jaufenpaß, 2094 m*).

1914 reiste die ganze Familie mit Familie Grütznern nach (83088) Kiefersfelden (510 m). Am 2. August, dem Tage der Kriegserklärung, besuchten wir die erste, und infolge des Krieges einmalige Aufführung von „Mathilde v. Arlheim oder auf Regen folgt Sonnenschein“ im Bauerntheater. Kantor Grütznern bekam es mit der Angst und seine Familie zitterte mit ihm vor Aufregung und Furcht, er könne einberufen werden.

Wir haben Partien nach Hinterbärenbad (*im Kaisertal, östlich von Kufstein*) (mit Oskar zurück über den Gamskogel, Bettlersteig), Vorderkaiserfeldenhütte (1384 m, *nordöstlich von Kufstein im Zahmen Kaiser*), Hintersteiner See (*südöstlich von Kufstein*) und Pendling (*Aussichtsberg südwestlich von Kufstein, 1565 m*) gemacht. Der Krieg verdarb uns viel. Die Heimreise ging nicht so glatt von statten. Bis Regensburg kamen wir durch. Hier blieben wir über Nacht. Mit Bummelzug fuhren wir am nächsten Tag zunächst bis Marktredwitz und am Abend noch bis Hof, wo wir es uns in der zweiten Klasse des Bahnrestaurants so gemütlich machten, wie es damals möglich war. Wenigstens konnten die Kleinsten etwas schlafen (*mein Vater Werner war 11 Jahre alt*). Leider bekam man kein Bier oder Wein zu trinken. Der nächste Tag brachte uns endlich nach Hause.

1915 war ich mit Armin Müller, einem früheren Konfirmanden und Jünglingsvereinsmitglied, in Oberbayern. Vom Brunnsteinhaus aus hörten wir den Kanonendonner an der Italienischen Front (*Brunnstein, westlich von Oberaudorf, 1619 m*). Es war kein angenehmes Reisen. Eier, Fleisch waren nur auf Marken zu haben. Diese Marken waren in Bayern ganz anders als in Sachsen. Im großen und ganzen waren die Bayern sehr anständig; zuletzt hatten wir mehr bayrische Fleischmarken als wir sächsische mit nach Bayern gebracht hatten.

1917 verlebte ich mit meiner guten Frau einen Teil der Ferien (Mitte Juli) in Garmisch-Partenkirchen, um einer Feier meines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums in Dresden zu entgehen (17. 07.). Einige Zeit war auch Oskar auf Urlaub da und Reinhard aus Dresden. Mit Reinhard bin ich aufs Kreuzeck (*Aussichtsberg südlich von Garmisch, 1652 m*) gegangen und dann übers Reinthal zurück. Alle zusammen waren wir am Eibsee, ohne Reinhard in Mittenwald. Im Herbst ging ich zunächst nach Schweizermühle (*Gasthof bei Rosenthal im Bielatal, das in Königstein in die Elbe mündet, im linkselbigen Elbsandsteingebirge*) und traf mich dann mit meiner lieben Frau auf der Ostrauer Scheibe. Hier haben wir im Kreise der Kinder und Kantors (Oskar war nicht da, wohl aber Katharina Günther) unsere silberne Hochzeit gefeiert (*am 22. September; wie mir mein Vater erzählte, haben die Kinder dabei ein kleines Schauspiel aufgeführt, das eine Verwandte geschrieben hatte und das eine lustige Diskussion mit einem Juden enthielt*).

1927 war ich mit meiner Frau (Tante Minna Simon, meine Schwester, war auch etwa drei Wochen dort) fünf Wochen in Oberstdorf (815 m) (Familie Renn, Küferstraße 267. *Das alte, schöne Holzhaus steht noch (1998), es hat zwei Vollgeschosse und ausgebautes Dachgeschoss. Es wurde wahrschein-*

lich 1669 erbaut nach einem Brand im „unteren Markt“, bei dem 20 Häuser abbrannten. Es hat den grossen Brand in Oberstdorf im Jahre 1865 überstanden, bei dem 146 der 308 Häuser Oberstdorfs abbrannten. Durch eine neue Nummerierung bekam das Haus nach dem Zweiten Weltkrieg die Anschrift Küferstrasse 6. Es wohnen jetzt 5 Partien darin, vermietet wird es offenbar nicht mehr. Es ist auf die Nichte übergegangen, Frau Jäger, jetzt gehört es einem Herrn Kapferer, der in München wohnt. Das im gleichen Jahr erbaute Nachbarhaus der Familie Jäger wurde abgerissen, dabei zeigte sich, dass die Innenbalken noch sehr gut waren, aber die Aussenbalken waren nur oberflächlich noch gut, der Kern war zu Mehl zerfallen.). Leider konnte meine Frau größere Partien nicht mitmachen. Im Oytalhaus (südöstlich, im Oytal), Spielmannsau (südlich von Oberstdorf im Trettachtal), Birgsau (ebenfalls südlich, im Stillachtal) waren wir, zum Teil zu Wagen. Das Herz vertrug die Höhe nicht, auch Garmisch war ihr zu hoch (ca. 710 m. Henriette Schmiedel war damals 57 Jahre alt).

Ich bin noch oft bei Renns gewesen, auch mit Fritz (Regenhard), seinen Eltern und Schwester Hanna, mit der ganzen Familie Angermann (1929 waren Max Schmiedel, Fritz Regenhard sowie Margarethe und Charlotte Angermann zusammen in Oberstdorf, aber Hugo und Clara Angermann waren nie mit Max in den Alpen, sie liebten das Wandern nicht so. Max, Fritz, Gretel und Lotte bestiegen 1929 von Oberstdorf aus das Nebelhorn, was einen Höhenunterschied von 815 auf 2224 m bedeutete. Auf dem Rückweg kam ein Gewitter auf, sodass sie das letzte Stück rannten), mit Hanni und Christa, mit Erich und Marianne (nebenan bei (Renns) Schwager Jäger) und mit Werner.

Mit Erich bin ich auch im Bayerischen Wald gewesen. (Dann weiter zum) Kaisergebirge, Kitzbühlerhorn, Spertental, am Wetterstein (neblig) vorüber zum Wildkogelhaus. Krimmelsplatte, Mayrhofen. Unaufhörlicher Regen trieb uns heim. Da waren auch schlechte Zeiten, es gab wenig zu essen, alles teuer. Nur die Juden aus Wien mästeten sich und sahen aus den Hotel Fenstern in Krimml schadenfroh mit gemeinem Lächeln auf die armen Touristen - viel waren es nicht - herab.

Mit Erich war ich auch mal in den Dolomiten (Geislergruppe (Furchetta), Langkofelgruppe (Sasso Lungo, bis 3181 m, südlich von St. Christina), Schlern (Sciliar, östlich von Bozen, bis 2564 m)) nachdem ich zuvor mit Werner am Tegernsee/Wallberg (1722 m, südlich von Rottach-Egern), Kaiserhaus (in Österreich, weit nördlich von Brixlegg an der Kaiserklamm), Rofan (-gebirge, östlich vom Achensee, bis 2299 m), Achensee, Lamsenjoch (südwestlich vom Achensee, Hütte 1974 m), Stallental (westlich Jenbach), Mayrhofen (628 m, Zillertal) (Werner Berliner Hütte, 2042 m, südlich von Mayrhofen, durch den Zemmgrund, Breitlahner, Schwarzensteingrund), Dominikushütte, Furtschaglhaus, Schönbichlerhorn (Aussichtsberg 3134 m, südsüdwestlich von Mayrhofen, östlich vom Schlegeis-Speichersee), Innsbruck, Toblach, Cortina (d'Ampezzo), Misurina-see, Dreizinnenhütte, Fischleintal, Innichen (San Cándido, bei Toblach im Pustertal) gewesen war.

Einmal traf ich mich mit Erich in Imst (828 m). Von da sind wir über die Muttekopfhütte (1934 m, westnordwestlich von Imst) nach der Hanauer Hütte (1918 m, noch westlicher) (Erich Dremel-Spitze (2741 m), et cetera), ins Lechtal, über die Hermann-von-Barth-Hütte (2131 m, nordwestlich von Elbigenalp in den Allgäuer Alpen) (über die Grenze) nach der Kemptner Hütte (1845 m) (Erich und Pfaus auf die Mädelegabel, bei herrlichem Wetter ohne Aussicht (2645 m, an der Grenze, südlich von Oberstdorf), tags darauf ich auch mit ihnen auf den Müttler, 2366 m) und Oberstdorf.

Mit Erich bin ich auch einmal Ende April zum Kochelsee gefahren, 1. Mai auf den Herzogstand. Walchensee, Mittenwald, Lautersee, Ferchensee, Graseck (ein Aussichtsberg bei Garmisch-Partenkirchen), Garmisch. Badersee, Eibsee, mit Bahn nach Reutte, mit Autobus durchs Tannheimer Tal nach Hindelang - Oberstdorf.

Mit Erich bin ich per Auto durch Thüringen gefahren, froh, die Erinnerungen an meine erste größere Reise wieder aufzufrischen. Zwei größere Autofahrten führten Erich, Marianne und mich durch Sachsen, Fichtelgebirge, Bayreuth, Bamberg, Würzburg, Darmstadt, an den Rhein (Mainz bis Koblenz mit Schiff hin und zurück). Frankfurt und Heidelberg wurden besucht und dann die herrlichen Städtchen und Dörfer in Franken und Schwaben, Rothenburg ob der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Memmingen, Kempten, Oberstdorf. Zurück ging die Reise zunächst auf den Adolf Hitler Pass (*der Oberjoch-Paß, 1180 m, zwischen Sonthofen/Hindelang und dem Tannheimer Tal. Diese Paßstraße ist in der Zeit des "Dritten Reichs", also der Nazizeit, von "Reichsarbeitsdienst"-Leuten gebaut worden*) und zurück bis Sonthofen, dann nach Füssen, Oberammergau, Kloster Ettal, Garmisch, Eibsee, Mittenwald, Walchensee, Kochelsee, Wolfartshausen, München, Ingolstadt, Nürnberg, et cetera.

Die zweite Reise ging wieder ins Fichtelgebirge (Ochsenkopf, 1023 m), Wunsiedel, Marktredwitz, Weiden, (92507) Nabburg, (92444) Rötz, (93462) Lam (Osser) (*das sind zwei Berge östlich von Lam, 1266 und 1293 m*), Arber (*Großer Arber, Aussichtsberg, 1456 m, nördlich von 94249 Bodenmais*), (*Großer*) Arbersee, (94252 Bayerisch-) Eisenstein, Falkenstein (*der Aussichtsberg Großer Falkenstein, 1312 m, nördlich von Zwiesel*), Zwiesel, Passau, Burghausen, Chiemsee, (*Bad*) Reichenhall, Berchtesgaden, Königssee, Reichenhall (*Predigtstuhl, im Lattengebirge, 1613 m*), Prien, Fraueninsel, Herreninsel, Rosenheim, Kiefersfelden, Wendelstein, Rosenheim, Schliersee, Bayrischzell, Tegernsee, Erich und Marianne auf den Wallberg (*1722 m, südlich von Rottach-Egern*), Holzkirchen, die neue Reichsautobahn bis München, Augsburg, Donauwörth, Nürnberg und zurück (*nach Dresden*).

Ich selbst habe, oft allein wandernd, ganz Tirol kennengelernt und ganz Oberbayern, dazu Oberitalien, Venedig, Verona, Gardasee, Comer See, Oberengadin, Berninagruppe, die Adamellogruppe, Presanellogruppe (*3556 m, nordöstlich der Adamello-Gruppe*), Brentagruppe, die nördliche und südliche Ortlergruppe, Bodensee, Salzburg und Teile vom Salzkammergut, Kärnten und Steiermark, besonders auch die Dolomiten. Ich habe auf mehr als dreihundert Bergen in den Alpen gestanden, darunter Weißkugel (*Palla Bianca, 3739 m, südlich der Ötztaler Alpen an der Grenze zwischen Österreich und Italien*), Wildspitze (*3768 m, südlich des Pitzztals*), Großglockner (*höchster österreichischer Gipfel, 3798 m, siehe den Vortrag "Im Großglocknergebiet" von Max Schmiedel vom 30. Oktober 1906, g_max_schmiedel_vortrag2.doc*) et cetera. Am schönsten sind doch die Aussichten von mittelhohen Bergen, wenn man noch etwas über sich hat außer dem Himmel und womöglich auch noch etwas Grünes sieht. Die Voralpen im Frühling sind herrlich. Mag das Hochgebirge ernster, gewaltiger sein, zuletzt ziehe ich mir doch das Gebirge bis etwa dreitausend Meter Höhe vor. Aussichten, zum Beispiel vom Herzogstand (*beim Walchensee*) oder Heimgarten (*westlich vom Herzogstand, nahebei*), vom Krottenkopf (*2086 m, zwischen Walchensee und Garmisch*) oder der Zugspitze (*2962 m*), vom Wildkogel (*2222 m, südwestlich von Kitzbühel*) oder dem Gamsspitzl (*2880 m*) oberhalb der Warnsdorfer Hütte (*2334 m, am oberen Ende der Krimmler Ache*), von der Rodella (*2485 m, am Sella-Joch in den Dolomiten, südlich des Langkofel*), vom Schafberg sind malerischer als der weite, in seiner Art überwältigende großartige Gletscherblick vom Gipfel der Weißkugel, der Wildspitze, des Großvenedigers (*3674 m, westliche Tauern*) oder Großglockners, des Schalkkogels (*3540 m, zwischen Wildspitze und Hochwilde*) oder der Hochwilde (*3482 m, südlich des Gurgltals*).

Das Reisen in den Alpen hat viel von seiner Schönheit verloren. Die Wege sind oft zu bequem gemacht; alle Täler, Hütten und Gipfel überfüllt von Menschenmassen; die Bewohner nicht mehr so ursprünglich in Sprache und Sitte. Durch den Massenbesuch hat sich vieles ausgeglichen. Allerdings ist auf der anderen Seite Unterkunft und Kost besser geworden. Ich freue mich jedenfalls, daß ich die Alpen noch Anfang der neunziger Jahre habe besuchen können. Da gab es fast auf Schritt und Tritt noch ein Erlebnis, an dem man jahrelang zehren konnte. Wieviel könnte man da erzählen von schönen Hüttenerlebnissen und Begegnungen mit einem

naiven, übereinfachen, treuen und gutmütigen Gebirgsvolk.

Und nun muß ich mich doch schließlich mit Roßberg befassen. Ich tue es nicht gern, weil es eklig ist, wie es immer eklig war, seine Hand anzufassen. Gewiß, eine gepflegte Hand; aber weichlich, schwappelig und näßlich, schier ohne jede Knochen. Selbst Frommhold ekelte sich davor, wie er mir wiederholt sagte. Stand man mit Roßberg nicht auf gutem Fuße, so hielt er einem diese Hand steif ausgesteckt hin, ohne den geringsten Händedruck. Ich machte es zuletzt ihm gegenüber auch so, dabei recht zögernd und bei der geringsten Berührung erschreckt zurückfahrend. Ich habe ihn aber nicht heilen können. Was im Gemeindeblatt von Oberbau- rat Müller, wohl früherem Konfirmand von Roßberg, über Roßberg geschrieben ist, ist das genaue Gegenteil den dem, was Roßberg wirklich war. Ich will und kann es nicht Lüge nen- nen. Müller kannte Roßberg so wenig trotz längerem Verkehres, wie alle, die ihn nicht kann- ten, die ihm nicht im Wege standen beziehungsweise ihm einmal auf das Hühnerauge getreten waren. Wenn Großmann ihn lobte, so geschah das immer wider besseres Wissen, teils aus Feigheit und Charakterschwäche, teils, weil Großmann das als selbstverständlich für einen "gebildeten" Menschen hielt. Bei meinem Abgang habe ich Großmann auf das Energischste verboten eine Lobrede auf mich zu halten. Er hat daraufhin in der Hauptsache nur das ge- bracht, was ich ihm gesagt beziehungsweise diktiert hatte. Man könnte Roßberg mit einer Sei- fenblase vergleichen, äußerlich schillernd in buntester Farbenpracht, im Innern hohl. Besser noch vergleicht man ihn mit einer buntschillernden Qualle. Ein herrlicher Anblick. (Pfarrer Pflücke nannte Roßberg gern "eine schöne Leiche", während Superintendent Költzsch ihn "den Großvater" nannte. Das letztere ist nicht richtig, Roßberg ist über das Baby nicht hin- ausgekommen, beziehungsweise er war Großvater von Geburt an. Das könnte man noch gel- ten lassen.) Nimm die buntschillernde Qualle in die Hand und das so schön aufgeblasene We- sen ist nur noch eine kleine, schleimige Masse, die zuletzt ätzend und fressend auf die Haut wirkt. So hat Roßberg mit seiner äußeren Liebenswürdigkeit, hinter der sich für den, der Roß- berg kannte, oft spöttischer Hohn verbarg, viele geblendet. Wie konnte man gegen diesen lie- ben, freundlichen Menschen etwas sagen oder gar tun? Da mußte man ja wirklich ein absicht- licher Friedensstörer sein. Kamen aber manche dahinter und wendeten sich von Roßberg ab, so lernten sie bald einen ganz gemeinen, niederträchtigen Menschen kennen, dem jedes Mittel, Lüge und Verleumdung recht war, um den Gegner einzuschüchtern und mundtot zu machen.

Mir haben verschiedene Gemeindeglieder, darunter zwei Kirchenvorsteher erklärt, daß sie sich zu Roßberg hielten, lediglich aus Angst vor seiner Gemeinheit, die sie sonst spüren wür- den. Roßberg war ein durch und durch unpraktischer Mensch. Er hat wohl nie irgend ein Handwerkszeug, einen Hammer, Zange et cetera in der Hand gehabt. Er war nicht imstande - erst ziemlich spät hat er es gelernt - sich die Beffchen umzubinden (Beffchen oder Bäffchen, von lateinisch biffa, sind zweiteilige, weiße Laschenkragen, im 17. Jahrhundert Teil der bürger- lichen Männerkleidung, dann verkleinert als Doppelstreifen am Talar von weltlichen und geist- lichen Würdenträgern, sie gehören heute noch zur Amtstracht der evangelischen Geistlichen, sogenannte Mosestäfelchen). Die Frau besorgte das zu Hause, ehe er auf den Friedhof fuhr. Als er einmal allein in die Sommerfrische reiste, besorgte ihm die Frau das Quartier, packte den Koffer und besorgte das Billet. Selbst das Billet besorgen konnte er nicht, sagte sie. Da- rum war Roßberg auch alle Neuerung verhaßt, auch im Beruf. Er fand sich einfach nicht hin- ein. Ihm grauste davor. Es mußte immer im alten Trott gehen. So war auch seine Tageseinteil- ung immer dieselbe; zu genau derselben Zeit machte er täglich seine Seelsorgerbesuche, die allerdings zu einem guten Teil Seelenfängerbesuche waren. Er horchte die Leute nach allem möglichen, was ihm nützlich sein konnte, aus und notierte sich alles Wissenswerte in seinem Büchlein; er glaubte sich beliebt zu machen, wenn er den Leuten in den Kochtopf guckte. Was mußte doch der Mann für ein seelsorgerisches Interesse an der Familie haben, wenn er beim nächsten Besuch noch wußte, was sie damals gekocht hatten und wie alt nun das Kleinste war - sogar den Geburtstag wußte er noch! - und daß nun das Älteste konfirmiert werden sollte

und daß der Onkel vor acht Jahren den Arm gebrochen hatte. Einige Male ist er schlecht angekommen. „Unser Junge wird bei Schmiedel konfirmiert“. Da ist er dann saugrob geworden und hat auf den Gruß: „Kommen Sie bald wieder“ geantwortet: „Das werde ich schön bleiben lassen“. Ich aber hatte wieder einige Zeit unter schlechtem Wetter zu leiden. Und dabei war der Junge aus meinem Bezirk.

Was wollte nur Roßberg dort? Ich habe mehr als einmal erklärt vor den Kollegen: „Bitte, sagt mir, ob ich auch nur einmal in einen Bezirk oder ein Haus gegangen bin, wo ich nichts zu suchen hatte. Ich selbst weiß keinen Fall“. Regelmäßig erklärte da Roßberg, ich tue das auch nicht. Ich habe geschwiegen. Roßberg wußte, daß mir das Gegenteil seiner Behauptung vielfach bekannt war. Warum log er, wo er so leicht zu überführen war? Er wußte ganz gut aus Erfahrung, daß die meisten Menschen sich scheuen, einen anderen Lügner zu nennen, daß sie lieber den Mund halten, als Zank herauf zu beschwören. Ich habe oft gehofft, er werde sich vor mir schämen und dann Seelenfang und Lüge lassen. Auch das habe ich nicht erreicht. Sein Gewissen habe ich nie getroffen gefühlt, außer einmal am Totenfest, als er auf der Kanzel etwas wie einen leichten Schlaganfall erlitt und dann stammelnd, in abgerissenen Sätzen, die Hände hilfefehend ausgestreckt und zwar in Richtung auf mich, Vergebung für seine Schuld und Frieden erbat. Einige aus der Gemeinde fragten mich dann: Was war denn mit Roßberg los, das paßte doch alles gar nicht zusammen. Er muß doch einen kleinen Schlag gehabt haben? In der Sakristei fand ich ihn nach der Predigt völlig zusammengesunken, Schweißperlen auf der Stirn. Es ging vorüber und Roßberg war wieder der alte. Auch sein Gemüt konnte nur erregt werden, wenn ihn etwas ganz persönlich traf. Todesfälle im Geschwister- und Verwandtenkreis machten auf ihn gar keinen Eindruck.

Als ich ihm einmal etwas unverblümt die Wahrheit sagte, erwiderte er: „Ja, man merkt's, Ihr verkehrt in der Hauptsache mit gewöhnlichen Leuten“. Ich hätte ihm wohl eine ganze Reihe vornehmer Leute auch nennen können, mit denen wir verkehrten. Allerdings waren auch der Kirchendiener Jatzke und seine Frau öfter zwanglos am Abend bei uns und ich spielte sogar mit Jatzke Skat und andere gewöhnliche Leute habe ich auch als Menschen angesehen und sie so behandelt und sie oft gebildeter gefunden, als Roßberg und seine Frau mit ihrer Einbildung und heuchlerischem Schein. Ich habe ihm damals geantwortet: „Du kannst recht haben, aber ich verkehre deshalb gern mit solchen Leuten, weil sie wohl manchmal derb sind, nicht so fein wie Du, aber ehrlich und wahrhaftig“. Das kapierte Roßberg gewöhnlich erst dann ganz, wenn seine Frau ihm auf die Sprünge half.

Roßberg war Dichter. Und manche seiner Gelegenheitsgedichte waren recht nett, oft humoristisch, nicht immer logisch einwandfrei, wie Roßberg und die Logik überhaupt nichts voneinander wissen wollten. Aber es lag Schwung drin. Seine Predigten konnten einem, wenn man nicht viele hörte und vor allem den Prediger nicht genau kannte, sehr gefallen. Das ist mir und vielen so gegangen, auch Professor Dr. Schäfer vom Vitzthumschen Gymnasium. Als letzterer einmal Roßberg wegen der Predigt lobte, hatte Roßberg stolz erwidert: „Ja, ich bin ein zweiter Kögel, das ist mein Vorbild“. Bei denkenden Menschen änderte sich jedoch das Urteil, so auch bei Schäfer, bei mir und vielen anderen. Die Predigten waren eben doch dasselbe wie Roßberg selbst, Seifenblasen, schillernd und hohl; Quallen, sich wundervoll aufblasend in bunter Farbenpracht und im Grunde doch nur eine kleine, schleimige Masse. Seine Reden waren eine Zusammenstellung von Bon mots, wie er auch im täglichen Verkehr eine ganze Anzahl Witzchen zur Verfügung hatte, die er bei passender Gelegenheit an den Mann brachte; geistreich klingende Sätze (in einer Osterpredigt, Maria vor dem Grabe Christi, sagte er: „Durch ihr Herz zitterte eine von Tränen fast erstickte Stimme eines Osterglöckchens“.

Solche Delikatessen, zumal immer dieselben, machten zuletzt nicht satt, ja widerten an. Den Predigten fehlte jede Logik und straffe Gedankenzucht, die Disposition war selten textgemäß,

erst recht nicht logisch, aber für Gedankenlose Blendwerk. Etwa ein halbes Jahr lang schloß Roßberg an den Obersatz der Disposition regelmäßig die Worte an: „Eine ernste Mahnung in ernster Zeit“. Er hat das jedenfalls für besonders schön und geistreich gehalten. Eine dieser Predigten hielt er nach vier Jahren wortgetreu wieder; eine ernste Mahnung in ernster Zeit. Ich hatte mir die erste Predigt zu Hause nachgeschrieben, wozu ich damals bei meinem guten Gedächtnis in der Lage war und konnte so vergleichen.

Als 1897 die Kreuzkirche abgebrannt war, hielt die Kreuzgemeinde ihre Gottesdienste eine Zeit lang in der Frauenkirche ab. An einem ersten Pfingstfeiertag habe ich die beiden Predigten von Bernz und Dibelius neun und elf Uhr vormittags über denselben Text gehört - und das waren lange Predigten - und daheim fast wörtlich niedergeschrieben. Warum aber Roßberg diese Predigt noch einmal wörtlich in sein kleines Predigtheft eingeschrieben hatte, verstehe ich nicht. Dieses Oktavheft ließ er gern in der Sakristei offen liegen, wie auch damals. Vielleicht hat er gedacht, Schmiedel sieht das schon und wird gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die eben geschriebene Predigt eine altbackene von vor vier Jahren ist. In diesem Predigtheft war fast jedes Wort unterstrichen: bald mit Bleistift, bald mit Blaustift, bald mit Rotstift. Danach richtete sich die Stärke der Betonung. Vor der „Aufführung“ - anders kann man das ja nicht gut nennen - mußte er vor seiner Frau eine Probe aufführen. Er hat mir wiederholt erzählt, wie seine Predigten zustande kamen. Nicht daß er erst Stoff sammelte, diesen ordnete, disponierte und einen textgemäßen Bau ausführte. Nein, ohne jeden Plan und Disposition fing er mit der Einleitung an und fügte jeden Tag einen neuen Flicker hinzu, möglichst bunt und interessant, wahllos zusammengestellt und zusammengehalten nicht durch die Logik, sondern durch Wiederholung der Dispositionsunterteile. Er hatte nur einige Beichtreden, je nach der Zeit des Kirchenjahres. Diese wiederholte er Jahr für Jahr. Auch die Ansprache im Großmütterchenverein zu Weihnachten war immer dieselbe. Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum hatte er sich eine Standuhr gewünscht. Bei der Übergabe hielt er eine feine, witzige Dankrede von mindestens zehn Minuten. Einige Jahre später hielt er mir dieselbe Rede bei der Übergabe der Standuhr zu meinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum.

Natürlich wußte die Gemeinde sehr gut um den Gegensatz zwischen Roßberg und mir. Trotzdem versuchte Roßberg immer wieder bei festlichen Gelegenheiten die Gemeinde zu täuschen, indem er erklärte: „Wir Kollegen arbeiten an der Gemeinde alle in einem Geiste, freilich ein jeder nach seinen besonderen Gaben“. Roßberg hat viel weniger an das Wohl der Gemeinde als an sich gedacht. Ihn beherrschte ein grenzenloser Egoismus. Als meine liebe Frau einige Jahre nach unserer Verheiratung sich einer Operation unterziehen mußte, die mich - billig gerechnet, sagte der Arzt - mit den Kosten der Klinik mit achthundert Mark belastete, machte ich an den Kirchenvorstand ein Gesuch um Beihilfe. Achthundert Mark! Das waren ja fast vier Monate Gehalt. An meinen Schwiegervater wollte ich mich nicht wenden. Der Finanzausschuß schlug sechshundert Mark vor. Ich erhielt dreihundert Mark. Wie das kam? Frommhold hat es mir erzählt: „Kollege, ich sagte mir, wer weiß ob das durchgeht. Und wenn, dann nicht einstimmig. Schmiedel aber wird es lieber sein, wenn er einstimmig dreihundert Mark erhält, als gegen ein oder zwei Stimmen sechshundert Mark. So habe ich gesagt, Schmiedel wird auch mit dreihundert Mark zufrieden sein und habe dreihundert Mark vorgeschlagen“. Ich konnte nur antworten: „Da haben Sie sich gründlich in mir getäuscht“.

Aber nun das Beste. Roßberg hat darauf dem Kirchenvorstand gesagt, „Meine Herren, das ist eine Beleidigung für mich, wenn Schmiedel dreihundert Mark erhält und ich nichts.“ Und so hat man ihm auch dreihundert Mark gegeben. Dabei war Roßberg und seine Frau kinderlos und sehr begütert. Ein Herr aus dem Finanzausschuß, Herr Spediteur Schlößmann, sandte mir anonym aus Hamburg dreihundert Mark. - Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum erhielt Roßberg eine Standuhr im Werte von dreihundert Mark. Ich wünschte mir auch solche Uhr. Nun war Mitte 1917 der Wert des Geldes schon so gesunken, daß eine entsprechende

Uhr sechshundert Mark gekostet hätte. Schließlich kam es ja nicht auf die dreihundert oder sechshundert Mark an, sondern auf die Uhr. Das war Roßberg zu hoch. „Ich habe nur dreihundert Mark erhalten, Schmiedel soll doch auch nicht mehr bekommen“. Die Kirchenvorsteher waren entsetzt, wie sie mir sagten, über den feinen, vornehmen Mann; aber keiner hat es gewagt ihm seine Gemeinheit und Dummheit vor Augen zu stellen. Es wurden also dreihundert Mark bewilligt. Dafür bekam ich nur eine minderwertige Uhr aus schlechtem Material. Ich erbot mich, einhundert Msrk dazuzulegen. Der Kirchenvorstand nahm das an. fünfundzwanzig Mark schenkte der Uhrmacher Harzbyher außerdem. Eine silberne Schenkungstafel konnte man natürlich nicht, wie bei Roßbergs Uhr, anbringen. Dafür mußte ich bald Ketten und Räderwerk erneuern lassen, da das Material schlecht war.

Das ist meine „Jubiläums- 3/4 Uhr“ die mir von der Gemeinde in dankbarer Erinnerung an geleistete Dienste feierlichst überreicht worden ist.

Als 1914 Hilbert nach Rostock ging, handelte es sich wie 1909 nach Heises Tod wieder um den Nachfolger im Amt des Pfarramtsleiters. 1909 - 14 war Roßberg mein „Freund“, weil es nicht gut anders ging. Jetzt aber wollte man mich wieder zum Pfarramtsleiter haben. Roßberg und seine Frau ließen sich keinen Bittgang verdrießen, um ihr Ziel zu erreichen. Ich tat nichts für mich. Auch der Patron wollte mich. Roßberg ist nicht zu gebrauchen, hieß es. Aber was tun? Schmiedel über Roßberg setzen? (Obwohl der Pfarramtsleiter nicht Vorgesetzter seiner Kollegen ist - aber das stak noch so im Blute bei Behörden und Gemeindegliedern.) Das geht nicht. Heute geht das glänzend und mit Recht. Aber damals ging es eben nicht. So bot man Roßberg die erledigte Petripfarrstelle an. Roßberg ging darauf nicht ein. Was nun? Behörde und Kirchenvorstand fehlte der Mut, Roßberg den Kopf zu waschen oder, wenn auch das nicht half, mit dem alten Brauch Schluß zu machen. So verging eine Woche nach der anderen. Roßberg wußte natürlich genau wie es stand und kam eines Tages zu mir: „Lieber Kollege (natürlich „lieber“), ich habe gehört, daß man Dich zum Pfarramtsleiter haben will. Du sagst natürlich Nein“, „Und was würdest Du tun, wenn Du an meiner Stelle wärst?“ erwiderte ich. „Ich würde auch nein sagen“, erklärte er. „Wacker gelogen“ sagte ich und fuhr fort „Du hast keine Kinder (ein angenommenes), ich habe 4 Kinder. Ich habe noch keinen Schritt in der Sache für mich getan und kein Wort verloren und ich werde es auch in Zukunft nicht tun; nichts für mich, nichts gegen Dich. Wenn man mich aber trotzdem wählt, so werde ich ganz selbstverständlich die Wahl annehmen, auch um meiner Kinder willen. Mehr kannst Du wohl nicht von mir verlangen“. Erzürnt ging er von dannen und war seitdem mein erbittertester Feind und er ist es geblieben, obwohl ich schließlich schuld bin, daß er doch noch Pfarramtsleiter wurde. Gedankt hat er mir dafür nicht, wie er mir nie gedankt hat für das, was ich für ihn mit erreicht habe. Als mir die Sache mit der Wahl zu lange dauerte, ging ich im Einverständnis mit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Geheimrat Dr. Werner, zu Oberbürgermeister Beutler und machte ihm klar, wie das Leben in der Annengemeinde durch Segnitz gelitten habe, dann die Unruhe während des Umbaues unter Heise, dann unter Hilbert, den die Gemeinde nicht wollte. Soll das so weitergehen? Gewiß ist Roßberg unfähig zur Verwaltung eines solchen Amtes. Aber ich bin auch da und will ihm helfen. Schließlich handelt es sich auch um mich und Kollegen Dreves mit. Wir bleiben wieder sitzen, wenn ein Fremder herkommt. So etwa sagte ich. Zwei oder drei Tage später wurde Roßberg vom Rate vorgeschlagen, allerdings unter der Bedingung, daß der Rat nach seinem Gutdünken die vierte Stelle besetze. Das war der Kompromiß, der Roßberg zum Pfarramtsleiter machte und Großmann an die Annenkirche brachte. Roßberg aber blieb mein Feind. Einmal hatte der Kirchenvorstand sich an Superintendenten Költzsch gewandt um Frieden zwischen Roßberg, mir und Großmann zu stiften. Da kam Roßberg und bat uns, wir möchten es zu keiner großen Aussprache kommen lassen, sondern erklären, wir wollten in Frieden zusammenarbeiten. Großmann drängte in mich, reinen Tisch zu machen. Aber ich gab Roßberg nach. Friedlich gingen wir Drei zu Költzsch, drei sich innig liebende Brüder, in einem Geiste arbeitend, nur mit verschiedenen Gaben. Költzsch war jedenfalls froh, daß er den Stall nicht ausmisten mußte. Nach

Hause entließ uns Roßberg in Gnaden und ging, wie er mir einmal erklärte, „seine eigenen Wege“. Er hatte allen Grund, eine gründliche Aussprache zu fürchten.

Kurz nach seinem Regierungsantritt wollte er mich einmal bei dem Kirchenvorstand anzeigen, worauf ich ihm nur sagte, er als Pfarramtsleiter müsse doch wenigstens so viel wissen, daß der Kirchenvorstand nicht unser Vorgesetzter sei, sondern der Superintendent. An den solle er sich wenden. Das unterließ er. Später wollte er sich beschwerend an das Konsistorium wenden, worauf ich ihm zur Antwort gab: „An den Superintendenten, nicht an das Konsistorium, was Du als Pfarramtsleiter wissen müßtest“, „übrigens,“ fügte ich hinzu, „würde mich das sehr freuen“. "Ich habe in den letzten Jahren ein so umfangreiches Aktenmaterial über Dich und Deine Frau angesammelt, daß es mir eine Freude machen würde, wenn ich das dem Konsistorium vorlegen könnte". Damit war die Sache erledigt. Trotz seiner Feindschaft habe ich Roßberg zu seinem siebzigsten Geburtstag einen schönen Kronleuchter, aus Eichenholz geschnitzt, zukommen lassen. Der Kirchenvorstand wollte ihm gar nichts schenken außer einem Blumengruß. So hatten sie in einer Sitzung, in der ich nicht zugegen war, beschlossen. In der Hauptversammlung mit der Kirchengemeindevertretern zusammen mußte ich den Vorsitz führen. Ich hatte von dem Beschluß des Kirchenvorstandes keine Ahnung, und erklärte bei dem Punkte siebzigsten Geburtstag betreffend, es sei doch üblich, ein Andenken zu schenken. Ich hätte mit Roßberg gesprochen. Er wolle durchaus Geld haben. Das habe ich definitiv abgelehnt. Ich schlug ihm vor, ihm einen Kronleuchter oder etwas anderes zu schenken. Nun konnten die anderen nicht gut anders und so erhielt Roßberg einen schönen Kronleuchter, teurer noch, als eigentlich bewilligt war. Große Freude hat er nicht gezeigt und sie erst recht nicht.

Ja sie! Das ist ein Kapitel für sich. Gott sei Dank, gibt es solche Bestien nicht gar zu oft in der Welt. Ich nannte sie zuletzt „die Schlange“; schillernd wie eine Schlange war sie, voller Lüge, Falschheit und Gift. Sie war die Tochter des ehemaligen Kantors der Matthäikirche in Dresden. Die Eltern waren ehrenwerte Leute, zunächst ohne Vermögen, bis die Mutter von ihrem verstorbenen Bruder, einem Arzt, die reiche Hinterlassenschaft erbte. Er besaß viele Aktien der alten Dresdner Straßenbahn. Die Tochter hat mit ihrem unbändigen Trotz und Eigenwillen den Eltern viel Kummer schon als Kind bereitet. In der Schule war sie bald als Lügnerin bekannt. „Hannel Gast lügt“ konnte man oft hören, wie eine Mitschülerin erzählte. Oft hieß es bei den Mitschülerinnen, die beisammen standen: "Still, Hannel Gast kommt, die dreht alles herum, was sie hört". Das hat sie trefflich verstanden, bis zu ihrem Tode. Sie war ein durchtriebenes, falsches, hysterisches, im Grunde unglückliches Weib. Je älter sie wurde, um so mehr wurde sie vom Alkohol beherrscht, von Bier und Wein und noch lieber von Likören.

Ihrerseits beherrschte sie ihren schwachen Mann so, daß dieser völlig in ihrer Hand war und sich, wie seine Frau, nicht genierte, ganz offenkundige Lügen weiter zu behaupten, auch wenn sie zehnmal als Lügen gebrandmarkt waren. Sie mußten im Rechte sein, folglich wurde dies oder das behauptet. Und wenn der andere schließlich schwieg - na also, hatte er damit nicht alles zugegeben?

Im Grunde hatte Frau Roßberg viel für mich übrig. Wenn ich ihr nur etwas entgegengekommen wäre, ich hätte viel mit ihr anfangen können. Bei Tisch mußte ich stets neben ihr sitzen. Sie war sehr lebhaft. Dieser Naturanlage half sie vor Gesellschaften durch Alkohol etwas nach, einmal etwas sehr reichlich, so daß sie inmitten der Mahlzeit verschwinden mußte, um nicht wieder in die Gesellschaft zurückzukehren. „Plötzliche Erkrankung“. Roßberg schien die „Erkrankung“ nicht sehr ernst zu nehmen, und wir anderen auch nicht. In ihrem Ärger wußte sie nicht, was sie tat. Manches haben wir da von ihrer Mutter erfahren, die oft in ihren Beutel greifen mußte, um ein Dienstmädchen zum Bleiben zu bewegen. Frau Roßberg schlug den Dienstmädchen den Scheuerhader um die Ohren und die Mutter klebte das Pflaster drauf.

Hatte Frau Roßberg gute Laune, dann tat sie auch ihrerseits noch etwas dazu. Im Übrigen war es für Dienstmädchen überaus interessant, einmal das Lügen- und Intrigenspiel in solch einem Pfarrhause kennen zu lernen.

Wagte sich das Weib an mich nicht heran, weil sie wußte, daß ich mit mir nicht spaßen ließ, es sei denn in aller Freundschaft, so ließ sie ihre Wut um so mehr an meiner guten Frau aus. Es tut mir heute noch bitter weh, daß ich dem Treiben dieser Schlange nicht früher in rücksichtsloser Weise Einhalt geboten habe. Ich wollte Frieden haben und habe schließlich nur einen Scheinfrieden erreicht, aber auch nur so, daß ich ein Nachgeben seitens meiner Frau von dieser verlangte, wo sie gar keine Veranlassung hatte, nachzugeben. So habe ich meiner lieben Frau manche bitter schwere Stunde bereitet und jener Bestie zu unverdientem Triumph verholfen.

Hatte Frau Roßberg irgendeinen Ärger, so suchte sie Streit. Ein Grund war bald gefunden. Sie log einfach etwas zusammen und blieb bei ihrer Lüge. "Flausen muß man können", sagte sie einmal zu mir auf der Treppe (Kantor Grützner sollte sich vom Kriegsdienst freiflausen). Ich erwiderte ihr, ich wüßte wohl, daß das manche vortrefflich verstünden. Sie sollte aber ruhig auf gut Deutsch "lügen" dafür sagen. Für alle Gründe und Vorstellungen war sie unzugänglich, sie wollte es nicht einsehen und er war zu dumm dazu und zu feig dieser Canaille gegenüber. Einmal erhielt ich einen gemeinen, anonymen Brief mit verstellter Handschrift. Der Inhalt war so, daß nur Frau Roßberg ihn geschrieben beziehungsweise diktiert haben konnte, niemand sonst. Ich übergab den Brief der Kriminalpolizei zur Vergleichung der Handschriften. Frau Pfarrer Großmann hatte mir eine Postkarte gegeben, die Frau Roßberg an sie geschrieben (diese Karte war auch ein Beleg für das niedrige Intrigenspiel der Frau Roßberg). Leider konnte nicht mit Bestimmtheit die Gleichheit der Handschriften erklärt werden. Es wäre mir eine Freude gewesen, dieser Schlange die Giftzähne auszubrechen.

Aber warum dieser Haß der Frau? Der Hass kam aus dem Neid. Sie hatte kein Kind und wir vier. Wiederholt sprach sie sich darüber aus, wie sie das schmerze. Roßbergs nahmen dann wohl ein Mädchen an Kindesstatt an. Aber neuer Schmerz, das Mädchen war in der Schule ganz und gar unbegabt um nicht zu sagen brettsnageldumm. Und dann war sie kein Püppchen, wie Frau Roßberg sie haben wollte, hübsch zierlich, manierlich, kokett et cetera. Keine, die etwas aus sich machen konnte; im Übrigen ein gutmütiges Mädchen. Das „Flausen“ hatte sie leider von ihrer braven Mutter gelernt, wenn auch nicht in so künstlerischer Vollendung. Zu dem Neide darüber, daß wir vier Kinder hatten und sie keins, kam das andere, der Ärger über die Impotenz ihres Mannes auf fast allen Gebieten. Wenn es ihr auf der einen Seite ganz lieb war, daß sie ihren Mann beherrschte und nach Belieben gängeln konnte, zuletzt will die Frau doch einen Mann, der sie führt und ihr überlegen ist, jedenfalls einen Mann und keinen Waschlappen.

Mehr und mehr waren die Kirchenvorsteher und Kirchengemeindevertreter doch dahintergekommen, daß Roßberg nur eine Attrappe war, eine sehr schön aufgeputzte Puppe ohne Geist und Herz, ohne das geringste elementarste Verständnis für Verwaltung, für Rechnungswesen, für kirchliche, weltliche oder sonstige in seine Amtsführung einschlagende Fragen. Alle Sitzungen standen unter dem Motto: Am Präsidium sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Das wurde offen in einer Sitzung ausgesprochen. Oberbaurat Müller sagte dann wohl: „Dazu sind wir ja da, daß wir ihm helfen“. (Ob man das heute Führertum nennen würde?) Roßberg schämte sich nicht, das alles mit anhören zu müssen. Vielleicht schämte er sich doch, aber er durfte es nicht zeigen. Er mußte ja sonst die Konsequenzen ziehen. Scheinbar lief alles an ihm ab. Es war, als höre er das alles gar nicht. In einer Sitzung der Kirchengemeindevertretung frug ihn Malermeister Schurmann, der früher viel auf Roßberg gehalten hatte, ob er nicht bald abging. Roßberg erklärte pikiert: „Ich gehe ab, wann ich will, Herr Schürmann“. Letzterer frug

weiter: „Aber Sie gehen doch bald ab?“ Roßberg wiederholte erregt, daß er den Zeitpunkt bestimme. Und Schürmann fragte ein drittes Mal. Da wurde Roßberg grob. Warum hatten die anderen nicht den Mut, sich auf Schürmanns Seite zu stellen?

Bis 1914 kam Roßberg jedesmal am 2. November, um mir zum Geburtstag zu gratulieren; er brachte einen Blumenstrauß mit. Auch die nächsten Jahre kam er noch, brachte aber einen halbverwelkten Strauß, den seine Frau ihm jedenfalls in die Hand gedrückt hatte. Er war reif für die Aschegrube. Noch später nahmen sie an nichts teil, was unsere Familie anging. Sie haben nie nach Oskar gefragt, als er im Felde und in der Gefangenschaft war; kein Wort bei seiner Rückkehr, keine Gratulation zu den vier Verlobungen und Hochzeiten oder bei Geburt der Enkel.

Ich selbst trug mich seit längerer Zeit mit dem Gedanken, abzugehen. Die Schwierigkeit lag in der Beschaffung einer passenden Wohnung. Das Konsistorium stellte mir wohl beim Abgang einen Wohnungsschein aus. Aber jede Wohnung wollten wir doch auch nicht nehmen. Wir mußten mit Regenhards zusammenbleiben schon deshalb, weil kleine Wohnungen nicht zu haben waren. Die Wohnung sollte in Dresdens Nähe sein, auch um Fritz willen; sie sollte Parterre sein um der Mutter willen; sie sollte in freier Lage, möglichst mit Gartenbenutzung sein um aller willen. Da ich meinen Wohnungsschein erst erhielt nach Eingabe meines Entlassungsgesuches, hatte sich Fritz einen Wohnungsschein besorgt und das Glück wollte es, daß wir durch Tausch die Wohnung bekamen, in die die Mutter gern ziehen wollte. Sie hatte sie vor Jahr und Tag bei einem Besuch ihrer Jugendfreundin aus Kayna gesehen. Das Haus gehörte der Schwester der Jugendfreundin, Frau Eckardt, (*Dresden-*)Blasewitz, Forsthausstraße 7 und deren Mann. Nun stand meinem Abgang nichts mehr im Wege. Kollegen Großmann unterrichtete ich kurz vor einer Kollegensitzung von meiner Absicht, abzugehen. Roßberg wollte ich überraschen und das gelang mir ganz so, wie ich es mir gedacht hatte. Roßberg benahm sich wieder wie ein kleiner dummer Junge. Er gönnte mir doch nichts. Und wie ich nun sage, „also, im Juli gehe ich ab“, fuhr es ihm sofort heraus: „Ich gehe auch ab“. Ich durfte doch nichts voraus haben! Wann gehst Du, frag ich. "Oktober", sagte er. Gut, fuhr ich fort, dann brauchst Du also auch keine Konfirmandenstunden mehr zu geben, so wenig wie ich. Ich habe lediglich deshalb um diese Sitzung gebeten, daß wir uns wegen der Konfirmanden klar werden. Großmann nimmt dann eben alle Konfirmanden. Es sind ja nicht viel. Nun stak er in der Falle. Sein Gerede wegen seines Abgangs war ja nicht ernst gemeint. Er lenkte also ein: „Nein, Konfirmanden nehme ich; ich gehe vielleicht erst Ostern“. „Wenn Deine Frau es gestattet“, erwiderte ich, „und wenn man Dich so lange läßt“. „Niemand hat mir was zu sagen“, erklärte er. „Ich gehe, wann ich will“. „Das war einmal“, sagte ich. Als es noch keine Pensionen gab, blieb ein Geistlicher im Amt bis zu seinem Tode, auch dann, wenn er völlig verblödet war und auf dem Sonnenstein untergebracht werden mußte. Seine Frau nahm ein Substitut, einen Hilfsgeistlichen, der für ein Geringes die Arbeit leistete. Heute aber hat schließlich auch die Gemeinde ein Recht und kann fordern, daß einer gehen muß, der nichts leistet. Und die vorgesetzte Behörde hat auch ein Wörtlein mitzureden. Meinetwegen kannst Du bleiben solange Du willst. Ich jedenfalls bin froh, daß ich Wohnung habe und gehen kann. - Damit ging ich ab, zunächst in die Kanzlei. Die dort Beschäftigten waren wie gelähmt. Das kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Fräulein Zeitzsch stammelte ein paar Worte; Wagner kam nach etwa einer halben Stunde zu mir in die Wohnung. Ich habe unten kein Wort herausgebracht, sagte er. Ich kann es kaum glauben. Ich wollte von Ihnen noch so viel lernen; wenn Sie doch Pfarramtsleiter gewesen wären oder noch würden. Von Herrn Pfarrer Roßberg kann man nichts lernen.

Fast noch mehr brachte die Nachricht von meiner Absicht den Kirchenvorstand und die Kirchengemeindevertretung in Aufregung. „Sie dürfen Ihr Gesuch nicht abgeben“, hieß es. Ist schon abgegeben, antwortete ich. „Dann gehen wir aufs Konsistorium“. Sie gingen aufs Kon-

sistorium, das ihnen erklärte, es würde sich freuen, wenn ich bliebe. Aber zwingen könnten Sie mich nicht, da ich über fünfundsiebzehn Jahre alt sei und mehr als vierzig Dienstjahre habe. Als ich zum Superintendenten Ficker kam und ihm Mitteilung machte, versuchte er es auch, mich zu halten. „Du mußt den Karren erst aus dem Dreck ziehen“, sagte er. Die Aufgabe, erwiderte ich, hätte man mir etwas eher stellen müssen. Wir wären nicht in diesen Dreck geraten, wenn Roßberg mich hätte arbeiten lassen, wozu ihm selbst das Gesetz Recht und Anweisung gab. Ich wollte ihm helfen - und habe in vielem geholfen -, aber jede Arbeit meinerseits erhöhte nur den Haß dieses eingebildeten, ehrgeizigen und dabei so unsagbar unfähigen Menschen.

Was nun, sagte der Kirchenvorstand, der, der bisher alles fast alleine machte, geht. Die Null bleibt. Zum mindesten muß Roßberg nun auch gehen (das sagte auch Ficker). Also Versammlung ohne Roßberg; und Hartig ist eine in solchen Fällen schüchterne, ängstliche Natur. Aber er ging und legte Roßberg dar, daß Kirchenvorstand und Gemeindevertretung wünschten, Roßberg möge sein Entlassungsgesuch eingeben. Roßberg wehrte sich. Hartig erklärte ihm, daß im Notfall die Behörde angerufen werde. Dann aber würde die Sache öffentlich. Also „ja“. „Bitte unterschreiben Sie das“, forderte Hartig weiter. „Unterschreiben? Nie und nimmer“, sagte Roßberg „Sie werden das unterschreiben“ verlangt Hartig. „Mein Wort genügt doch“, erwiderte Roßberg. „Nein“ sagt Hartig, „Ihr Wort genügt dem Kirchenvorstand nicht. Sie haben den Kirchenvorstand wiederholt belogen. Ohne Ihre Unterschrift darf ich nicht zurückkommen. Wann gehen Sie?“ „Ostern“, antwortete Roßberg. Der Termin wird in die Urkunde aufgenommen und Roßberg geht nicht etwa sofort; er geht auch nicht zu Ostern. Hartig muß noch einmal hin zu Roßberg. Dieser erklärt: Ostern ginge bis Himmelfahrt. Roßberg wäre auch da nicht gegangen, wenn Hartig nicht noch einmal zu ihm gekommen wäre und sehr deutlich geredet hätte.

Ich mußte noch einen halben Monat länger im Amt bleiben, als ich eigentlich wollte, bis Ende Juli. Ab 1. Mai hatten wir gemietet, blieben aber im Pfarrhaus bis 18. Mai 1931. Ich nahm meine fünf Wochen Urlaub, als der zu Ende war, kam ich hin und wieder in die Kanzlei und Gemeinde und erledigte die mir zukommende Arbeit. Halb und halb aber war ich schon im Ruhestand. Im letzten Kindergottesdienst beschenkten mich die Kinder mit einer Fülle von Blumen. Bei meinem Abgang war der Gottesdienst, obwohl Ferien- und Urlaubszeit war, bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Kirchenvorstand überreichte mir eine schöne Ledermappe mit Widmung beziehungsweise Anerkennungsschreiben und fünfhundert Mark mit dem Bedauern, bei der schlechten Finanzlage nicht mehr geben zu können. Mit Blumen wurde ich wieder überschüttet. Am Schluß drängten sich die Massen der Besucher an mich, um mir zum Abschied die Hand zu reichen.¹¹

Als Roßberg abging, war die Kirche nicht so voll, obwohl Osterzeit war. Der Kirchenvorstand gab ihm kein Geschenk. Er bestimmte nur, daß die Kollekte der Roßbergstiftung, die Zeppernik und Hartz - leider, wie sie später sagten - gestiftet hatten, zugeführt würde. Die Kollekte war so minimal, daß Hartig fünfzig Mark zulegte, damit es nicht gar so schlecht aussah.

11.) *Zeitungsausschnitt vom Sonntag, den 2. August 1931 (201. Jahrgang, Nr. 253, Seite 7 oder 9, wohl Dresdner Anzeiger, erhalten im September 2003 von Christiane Schmiedel aus dem Nachlass ihres Mannes Peter Schmiedel) mit einem Bild und der Überschrift „Uebertritt in den Rubestand“: „Am 31. Juli trat Pfarrer Schmiedel nach 39jährigem Wirken an der Annenkirche in den Rubestand. Seiner Abschiedspredigt am vergangenen Sonntag legte er den Text 4. Mose 6, 24-26 zugrunde. Eine zahlreiche Gemeinde und viele ihrer früheren Angehörigen waren erschienen und füllten die Kirche bis auf den letzten Platz, um den beliebten scheidenden Pfarrer noch einmal zu hören.*

Die Kantorei-Gesellschaft unter Leitung von Kantor Prezewowsky verschönte die Feier durch Darbietung einer gesanglich hervorragenden vierstimmigen Motette. Nach der Verabschiedung des Pfarrers vom Kirchenvorstand, der Gemeindevertretung, den Beamten und den verschiedenen kirchlichen Vereinen drängten sich zahlreiche Gemeindeglieder nach dem Altarplätze, um den Scheidenden noch einmal die Hand zu drücken. Allgemein wurde seine seelsorgerische, kirchliche und verwaltungstechnische Tätigkeit anerkannt.“ Die Abschiedspredigt ist enthalten in der Datei g_familiengeschichte_annenkirche_dresden.doc, außerdem noch zwei andere ältere Zeitungsartikel über die Geschichte der Annenkirche.

Roßbergs hatten uns so lieb, daß sie ganz in unsere Nähe zogen. Wir hätten es aber doch schöner, als sie, hat Frau Roßberg gesagt. Ihr Lügenmaul wurde ihr nach kurzer Zeit durch einen Blutsturz geschlossen. Die Tochter hatte zu jemanden gesagt: Die hat sich zu Tode geöffnet. Sie stand sich nie gut mit der sogenannten Mutter, um so besser mit dem Vater. Als dieser und sie einmal von einer Reise zurückkehrten, hat die Tochter zu dem Vater beim Verlassen des Bahnwagens gesagt: Vater, laß uns noch einmal Atem holen, ehe wir nach Hause kommen. Sie hat sich auch späterhin immer um den Vater gekümmert und ihn öfter von Polen her, wo sie bei einer Bekannten irgendeine Stellung innehatte, besucht. Eine angebahnte Ehe verhinderte die Mutter. Der Bräutigam war ihr nicht vornehm genug.

Eine Plage für das Pfarrhaus war auch die Frau des Kirchners, Sarah Böhme, geborene Nagler, die Schwester des bekannten Heimatdichters und Kantors in Leisnig, Franziskus Nagler. „Wenn wir den Drachen nicht im Haus hätten!“ sagte Frommhold einmal zu mir. Und als ich den Kirchner Böhme einmal zu mir bestellte und ihm Vorhalt wegen ihres unverschämten Benehmens machte, sagte er seufzend: „Ja, meine Frau!“ Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Schämen Sie sich, daß Sie sich von Ihrer Frau so beherrschen lassen“. Ihm war es freilich auch, vielleicht nicht nur einmal, passiert, daß seine Frau ihm den nassen Hader um den Kopf schlug.

V.

Ausklang

Ich hole manches nach und sammle die zerstreuten Brocken.
Zunächst noch etwas Statistik oder wie man es sonst nennen mag.

- 17.-24.02.1892 war ich in Kayna zur Hochzeit von Schwägerin Anna (*Trübenbach mit dem Architekten Kurt (Curt) Reichardt; Freitag, 19.02.*)
- 11.05.1892 predigte ich in Wartenberg an der Elbe (*Mittwoch.*
(es ist 06901 Wartenburg an der Elbe gemeint))
- 06.06.1892 (zweiter Pfingstfeiertag) hielt ich die Gastpredigt in Langenbach.
- 15.06.1892 In Langenbach nicht gewählt.
- 26.06.1892 Gastpredigt in der Annenkirche zu Dresden (*Sonntag*).
- 27.06.1892 Brief aus Langenbach: Gewählt; Bitte um Annahme der Wahl.
- 04.07.1892 In Dresden gewählt (*Montag*).
- 16.07.1892 zehn Uhr Vormittag in der Superintendentur Dresden Konfirmation und Verpflichtung durch Superintendent Dr. Dibelius (*Samstag*)
(Ansprache über Römer 12,7-8).
- 17.07.1892 Ordination durch Dibelius (Petri Fischzug. Fahre auf die Höhe! Empfange deines heiligen Amtes Instruktion und höre von deines Amtes seligem Gnadenlohn) und Antrittspredigt über Matthäus 7, 24-27.
Nachmittags Spaziergang nach dem Schillerschlößchen in Blasewitz und zur Schweizerei im Loschwitzgrund. Abends Zacherlbräu, König-Johann-Straße (*Sonntag*).
- 28.-30.08.1892 in Kayna.
- 15.-30.09.1892 Urlaub. 15.09. In Cölln an der Elbe, 16.09. nach Kayna, 22.09., Donnerstag, Hochzeit.
- 23.-29.09.1892 in Schandau (Lindenhof). Ausflüge über den Schillerplatz, die Ruine

zur Schloßbastei - Postelwitz, Zahngrund, Lattengrund, Schrammtor, Wildschützensteig, Gratweg, Aussicht nach dem Heringgrund, Großer Winterberg, Wurzel, Schmilka, mit Dampfschiff zurück. - Carolahöhe bei Krippen, kleine Bastei, Rathmannsdorfer Höhe, Wendisch Fähre. - Wendisch Fähre, Lachsachtal, tiefer Grund, Brand, Walthersdorfer Mühle, Polzental, Hockstein, Rathewalde, Amselgrund, Schwedenlöcher, Bastei, Rathen. Mit Bahn zurück. – Mit Schiff nach Königstein, Pfaffenstein. Mit Bahn zurück. - Mit Schiff nach Herrnskretsch, Edmundsklamm und zurück mit Bahn. Am

- 29.09.1892 Mittag zurück nach Dresden, Schwiegermutter Freitag früh heim.
 28.06.1896 Jettel nach Oppelsdorf ins Bad.
 16.02.1897 Brand der Kreuzkirche (*Dienstag*).
 20.05.1897 ½ 9 Uhr vormittags Oskar geboren (*Donnerstag*)
 25.07.1897 Georg Günther begraben (Jettel und ich in Kundratitz auf Urlaub; auf Bitten der Schwiegermutter fuhr ich nach Pölzig zur Beerdigung.)
 24.06.1897 Zwei Uhr Taufe Oskars in der Annenkirche (*Donnerstag*)
 03.10.1898 Viertel zwei Uhr Nachmittag Hanni geboren (*Montag*).
 02.11.1898 Mittwoch zwei Uhr Hanni getauft in der Annenkirche.
 15.12.1900 Erich geboren halb zwei Uhr nachts (*Samstag*).
 31.01.1901 Halb vier Uhr Taufe Erichs in der Annenkirche (*Donnerstag*).
 27.03.1903 kurz nach sechs Uhr früh Werner geboren (*Freitag*)
 05.05.1903 Drei Uhr Werner in der Annenkirche getauft (*Dienstag*).
 19.11.1910 abends nach sechs Uhr Vater gestorben im Krankenhaus Meißen-Cölln (*Samstag*).
 23.11.1910 Vater begraben zwei Uhr (*Mittwoch*).
 30.11.1910 abends nach zehn Uhr Mutter gestorben im Krankenhaus Meißen-Cölln (*Mittwoch*).
 04.12.1910 Halb zwei Uhr Mutter begraben (*Sonntag*).
 11.12.1913 Wahl zum Archidiakonus (der letzte „Archidiakonus“) (*Donnerstag*).
 22.08.1914 Oskar zum Militär (*Samstag*).
 03.10.1914 vormittags zehn Uhr Oskar ins Feld (*Samstag*).
 07.05.1915 Oskar Vizefeldwebel (*Freitag*).
 17.05.1915 Oskar ins Feld (*Montag*).
 10.08.1915 Oskar Leutnant (*Dienstag*).
 27.01.1916 Marie gestorben (*Donnerstag*).
 01.05.1917 Oskar Bataillons-Adjutant (*Dienstag*).
 16.04.1918 Bailleul ! (*Flandrische Kleinstadt im Norden Frankreichs nahe der Belgischen Grenze. Bei der Kaiserschlacht in der Operation Georgette ab dem 13. April 1918 wurde Bailleul mit seinem alten flämischen Stadtkern zu mehr als 90 Prozent zerstört.*)
 01.05.1918 Erich eingezogen (*Mittwoch*).
 01.10.1918 Oskar nach Urlaub ins Feld (*Dienstag*).
 09.10.1918 Oskar gefangen (*Mittwoch*).
(Laut Sabine französische Gefangenschaft, die schlimm gewesen sei.)
 14.10.1918 Nachricht von der Gefangenschaft (*Montag*).
 25.11.1918 Erster Brief von Oskar (*Montag*).
 01.04.1919 Erich zum Grenzschutz (*Dienstag*).
 15.02.1920 Oskar in Konstanz (*Sonntag*).
 20.02.1920 5.35 Uhr Nachmittag Oskar in Dresden (*Freitag*).
 01.10.1922 Hannis Verlobung (*Sonntag*).
 31.12.1922 Oskars Verlobung (*Sonntag*).
 06.06.1924 Hannis Hochzeit (*Freitag*).

28.06.1924 Oskars Hochzeit (*Samstag*).
 21.04.1925 Geburt der Brigitte, des ersten Enkelchens, in Lübeck (*Dienstag*).
 20.12.1926 Erichs Verlobung (*Montag*).
 18.01.1927 Christa geboren, circa halb sieben Uhr abends (*Dienstag*).
 09.04.1927 Christa getauft (*Samstag*).
 20.05.1928 Irmela getauft (18.11.1927 geboren in Lübeck, *Sonntag*).
 25.05.1928 Erichs Hochzeit (*Freitag*).
 21.11.1928 Werners Verlobung (*Mittwoch*) (offiziell 13.01.1929, *Sonntag*).
 29.03.1929 Peter geboren nach viertel elf Uhr (*Freitag*).
 09.05.1929 Peter getauft (*Donnerstag*).
 28.07.1930 Werners Hochzeit (*Montag*).
 16.05.1931 Umzug nach der Forsthausstraße 7 (in Dresden-Blasewitz, *Samstag*).
 17.05.1931 Letzter Kindergottesdienst (*Sonntag*).
 26.07.1931 Letzter Tag im Amt (*Sonntag*).
 02.02.1932 Klaus geboren (*Dienstag*).
 25.09.1932 Letzte Predigt in der Annenkirche (*Sonntag*).
 (Am 17. Juli 1932 - vierzigjähriges Amtsjubiläum - Predigt in der
 Andreaskirche zu Dresden.)
 Karfreitag predigte ich im Johannstädter Krankenhaus.
 Diese drei Predigten habe ich noch nach meiner Emeritierung gehalten.

Straßenbahnpreise 1923 für eine Fahrt:

01.08.	7.000	Mark
08.08.	15.000	Mark
16.08.	30.000	Mark
20.08.	200.000	Mark
12.09.	500.000	Mark
20.09.	2	Millionen Mark
25.09.	2	Millionen Mark
01.10.	10	Millionen Mark
03.10.	12	Millionen Mark
07.10.	15	Millionen Mark
14.10.	50	Millionen Mark
21.10.	200	Millionen Mark
25.10.	500	Millionen Mark
28.10.	1 ½	Milliarden Mark
31.10.	2 ½	Milliarden Mark
05.11.	10	Milliarden Mark
12.11.	35	Milliarden Mark
und bald darauf	100	Milliarden Mark = 10 Goldpfennige.

In meinem Amte habe ich 1803 Predigten gehalten, 1239 Kommunionen in der Kirche, 539 Hauskommunionen, 414 Kindergottesdienste, 4794 Taufen, 2643 Trauungen, 298 Sühnever-
 suche, habe 5984 Kinder konfirmiert, 154 Konfirmiertenunterredungen gehalten, 489 Bibel-
 stunden, 54 Konfirmationsreden, etwa 500 Vorträge, 8149 Grabreden, dazu eine Menge
 Weihnachtsansprachen in Vereinen, mindestens 12 Totenfestansprachen. Von den Grabreden
 entfallen 2625 auf das Krematorium. Seit der Gründung des Krematoriums bis zu meinem
 Abgang entfiel auf mich durchschnittlich jede siebzehnte Bestattung einschließlich der großen
 Zahl der Dissidenten, denen ein "Freidenkergrabredner" die Rede hielt. Bis zu meinem Weg-
 zug nach Freiberg bin ich noch immer tätig gewesen, obwohl ich viele Bitten aus der Annen-
 gemeinde abschlug, auch aus anderen Gemeinden Bitten um Predigt oder Vortrag. Pfarrer

Boljahn hat sich oft gewundert und mir manchmal gesagt: "Immer wieder spricht man in der Gemeinde von Ihnen, von Roßberg kein Wort, höchstens, daß man auf ihn schimpft".

Es gibt keine Gegend in Sachsen, aus der ich niemand begraben beziehungsweise bestattet hätte; aus Bautzen zum Beispiel 47, aus Bischofswerda 15, aus Coswig 47, aus Dresden 527 (Krematorium), aus Freital 150, Freiberg 62, Großenhain 57, Heidenau 31, Kötzschenbroda 106, Kamenz 50, Königstein 10, Klotzsche 15, Leipzig 8, Langebrück 11, Meißen 298, Nossen 38, Neustadt und Umgebung 22, Oschatz 10, Pirna 98, Pulsnitz 1, Radeberg 35, Radebeul 47, Riesa 14, Saalhausen 33, Schandau 15, Sebnitz 10, Tharandt 14, Wurgwitz 46, Wilsdruff 21, Weinböhla 27, et cetera et cetera.

Außerhalb Sachsens kommen unter anderen folgende Orte in Betracht: Aussig, Aschach a.d. Donau, Berlin (18), Lauchhammer (3), Teplitz (14), Stettin, Stargard, Beuthen, Sydney in Australien, Budapest, Bukarest, Bayreuth, Doberenz (?), Dobrilugk, Emden, Finsterwalde, Frankfurt/Oder, Hoyerswerda, Halberstadt, Iglau, Kattowitz, Kopenhagen, Karbitz, Königsberg, Lauben, Liebenwerda, Leitmeritz, Liegnitz, Lübben, Lucklum, München, Magdeburg, Mannheim, Oslo (Norwegen), Potsdam, Pilsen, Prag, Petersburg, Tretzschen, Tarnowitz/Schlesien, Wien, Waldenburg/Schlesien, Wunsiedel, Zürich, Zinnwald.

Hätte ich hier überall Honorar erhalten, wie sie manche Ärzte oder Juristen nehmen, wäre ich ein sehr reicher Mann geworden. Oft erhielt ich gar nichts, hatte nur Ausgaben; oft sehr wenig, selbst von Leuten, die gern das fünf- und zehnfache bezahlt hätten, wie die Verwandten des Großindustriellen aus Sydney in Australien. Aber ein Geistlicher wurde ja gar nicht gefragt, was wir zu erhalten hätten beziehungsweise forderten. Hofprediger Keßler forderte nie unter dreißig Mark. Und er erhielt es.

Es war nach dem Kriege, als ich einen Großkaufmann aus Bukarest zu bestatten hatte. Er lag in einem schönen Zinnsarg, der für den Transport in einer großen, starken Holzkiste steckte. Der Bruder des Verstorbenen fragte mich, ob er mir den Zinnsarg schenken dürfe. Der Sarg hatte, zumal damals, einen großen Wert. Ich mußte gestehen, daß mir ein derartiges Geschenk noch nicht angeboten worden war; vielleicht war das überhaupt der erste derartige Fall. Ich lehnte dankend ab, da ich hoffte, den Sarg noch einige Zeit entbehren zu können. Ihn auf Vorrat irgendwo daheim aufzustellen oder als Truhe zu verwenden, hatte ich auch keine Lust.

Der Bestattungsordner hatte etwas von unserem Gespräch gehört. Er nahm mich zur Seite und sagte: "Nehmen Sie ihn, Herr Pfarrer, nehmen Sie ihn! Sie können ihn ja bei uns einstellen. Und, und dann ist doch noch die große Kiste da. Bitte fragen Sie doch, ob ich die bekommen kann. Das gibt viel Feuerholz." So nahm ich nachträglich das Sarggeschenk an. Der Bestattungsordner bekam die Holzkiste. Ich meinerseits schenkte ihm dann den Sarg zum Verkauf. Den Erlös sollte er mit dem Bestattungsgehilfen teilen. Aus der Ukraine habe ich nach dem Kriege die Frau des deutschen Gesandten (auf dem Johannisfriedhof) begraben. Sie war die Tochter eines russischen Generals, des Fürsten X aus dem allerältesten russischen Adel. Der General, dessen Namen ich nicht mehr weiß, da ich meine Amtskalender mit allerhand Notizen verbrannt habe, hat eine Schlacht gegen die Österreicher im Kriege gewonnen (wohl eine Durchbruchsschlacht). Auch einem Indianerhäuptling habe ich die Leichenrede gehalten (die weiße Feder oder so ähnlich hieß er). Es war ein Deutscher, dem ein Indianerstamm die Häuptlingswürde verliehen hatte.

Schöne Stunden habe ich an einem Stammtisch im Schösserhof verlebt (*ein beliebter Gasthof in Dresden-Altstadt, wohl in der Schössergasse, einer Nebenstraße der König-Johann-Straße kurz vor dem Pirnaischen Platz, zur Elbe hin*). Ganz zwanglos kamen wir da, wer eben kommen wollte, etwa Nachmittag sechs Uhr bis sieben oder halb acht zusammen, aus allen möglichen Kreisen

stammend, meist etwa acht, bisweilen bis zu vierzehn Personen. "Stammtisch ohne Gnade und Barmherzigkeit" nannte einer mit Vorliebe den Kreis, weil bald der eine, bald der andere in humorvoller Weise vorgenommen wurde. Da war ein Oberst, einer Arzt, einer Jurist (Stadtrat Reichardt), zwei Theologen, zwei Oberstudienräte, ein pensionierter Eisenbahnbeamter (Holle), zwei Seifenfabrikanten (Vogel und "Bismarck"; letzterer sah Bismarck wirklich ähnlich und war stolz darauf; er war Seifenfabrikant in Großenhain gewesen), der Maler und Graphiker Arthur Henne, der Kaufmann Wollmann, der Kapellmeister und Kammervirtuose Heyde (in Leipzig, Dresden, München und Detroit wirkend), ein Justizamtmann, der katholische Lehrer und Maler Tammer und verschiedene andere, die hin und wieder kamen als Gäste oder nur eine vorübergehende Zeit die unseren waren, wie Holle junior, Handelsschuldirektor in Pulsnitz, ein Ekel, das Gegenteil seines von uns allen hochgeschätzten Vaters. Den Mittelpunkt bildete lange Zeit Oberstudienrat Professor Dr. Wirth, dem ich die Leichenrede halten sollte. Sie könnte kurz sein, meinte er, es genüge zu sagen: „Er war seßhaft und trinkfest“. Er war jeden Tag pünktlich zur Stelle und schon seine gedrungene Figur mit den großen Augen, dem großen Schnurrbart und sein Gang ließ ihn auffallen, so, daß viele ihm mit stillem Behagen nachschauten.

Unser Tisch war bekannt. Viele drängten sich in seine Nähe, um sich "über die lustigen alten Herren" und ihren Witz und Humor zu freuen. Politik war, soweit möglich, ausgeschlossen. Vogel war Jungeselle, ein Unikum; ein gescheiter Mensch; als im Kriege ganze Elbzillen Eier verdarben, kam er auf den Gedanken, diese Eier zu kaufen und Seife, besonders Schmierseife für das Heer, daraus zu machen. Sonntags blieb er den ganzen Tag zu Hause und "erfand". Seine Erfindungen galten nicht der Seifenfabrikation, sondern der Verbesserung von Webstühlen. Die meisten sind tot. Später fand sich am Stammtisch mein Erich und der Kunsthändler Meusel (Altchina et cetera) von der Schloßstraße ein, ein feiner, guter Mensch, etwas Bohemien zu seinem Schaden. Wiederholt nahmen auch Damen an unseren Zusammenkünften teil, zumal in späterer Zeit, Frauen und Töchter der Mitglieder. Wenn ich jetzt von Freiberg aus nach Dresden komme, gehört der Schösserhof fast immer noch mit ins Programm. Und der Wirt, Herr Paul Geißler, ist immer hochofrennt, „über die große Ehre“, daß der Herr „Kirchenrat“ ihn besucht. Früher mußte ich mich „Oberkirchenrat“ titulieren lassen. Bis auf den Kirchenrat habe ich mich heruntergedrückt, weiter aber läßt es Geißler nicht zu. In Gegenwart Fremder versucht er es gern wieder mit dem Oberkirchenrat. Wahrscheinlich will er mit seinen Gästen gern Reklame machen.

Die erste Weihnacht nach unserer Verheiratung kam Schwester Lene zu Besuch, einige Zeit später der Vater. Im Oktober 1894 zogen die Eltern Trübenbach mit Maria und Lene nach Dresden Neustadt, Querallee. Der Vater starb leider schon im Februar 1896 (18.02., an Magenkrebs). Unser Wunsch nach einem Kind schien nicht erfüllt zu werden. Meine Frau erkrankte an Gelenkrheumatismus; das Salicyl griff ihr Herz an¹². Salzsäurebäder halfen wenig, mehr geholfen hat ihr ein wiederholter Aufenthalt in Bad Oppelsdorf bei Zittau (einmal war der Sohn Werner und ein kleines Mädchen von Bekannten mit im Kurort. Es sei sehr nett dort gewesen, sagte er). Aber ganz gesund ist sie, die man zu Hause wohl manchmal den Kraftsechser nannte, nicht wieder geworden. Zu ihrem mehr und mehr zunehmendem Herzleiden gesellte sich eine Krankheit nach der anderen: Nervenentzündung, wiederholt Gürtelrose, vor allem aber ein böses Gallensteinleiden. Eine Chologenkur, wiederholt, brachte ihr wohl Besserung, aber keine voll-

12.) Wikipedia gibt folgende unerwünschte Nebenwirkungen von Salicylsäure an: Auf der Haut, für Schleimhäute und Augen wirkt Salicylsäure akut reizend bis gewebschädigend. Weiterhin verursacht die Säure bei oraler oder sonstiger Einnahme eine Dämpfung des Atemzentrums und eine Störung wichtiger Stoffwechselprozesse sowie des Zentralnervensystems. Bei chronischer Einwirkung zeigen sich Störungen des Magen-Darm-Trakts. Die Salicylsäure ist das Wirkprinzip vieler analgetischer Medikamente wie der Acetylsalicylsäure. Diese werden im Organismus rasch zur Salicylsäure hydrolysiert. Nebenwirkungen sind vor allem allergische Reaktionen, Blutungsneigung, Bronchokonstriktionen (Asthma bronchiale), Magenschleimhautschädigung mit Blutungen, in Einzelfällen Leberschädigung. Auch Harnsäureretention, Hyperurikämie und Nierenschädigung wurden beobachtet. Ein wichtiger Stoffwechselweg in der Leber führt über die Umwandlung in Salicylursäure.

ständige Heilung, bewirkte aber, daß sie ganz von Kräften kam und abmagerte. Dazu war durch die Kur der Magen verdorben. Jahre-, jahrzehntelang hat die Gute auf alle möglichen Speisen verzichten müssen, weil der Magen sie nicht vertrug. Wenig Fleisch, möglichst keinen Fisch, keine Eier, kein Fett, keinen Käse, kein Kraut, Milch, et cetera. Im Kriege und danach hat sie in der Hauptsache von Kartoffeln, Möhren, Gries, Nudeln, Semmeln und Butter gelebt. So kam sie mit ihrer Körperkraft immer mehr herunter, zumal sie nachts wenig, oft so gut wie gar nicht schlief vor Herzbeklemmung oder Schmerzen. Sie hat sich immer tapfer wie ein Held benommen. Niemals habe ich sie trotz der furchtbaren Schmerzen schreien hören, nur zweimal in der Nacht leise seufzen. Sie glaubte gewiß, ich schlief. Rechne ich zu all diesem körperlichen Leid die Stunden der Sorgen und Angst, die sie durchleben mußte in mannigfacher Hinsicht, rechne ich dazu, was sie an mir zu tragen und dulden hatte all die Jahre hindurch, dann kann ich meine gute Frau nur bewundern und kann nur immer wieder bedauern, daß ich ihr nicht viel, viel mehr zu Liebe getan habe. Es ist schon so: Was man an einem Menschen hat, sieht man voll und ganz meist erst ein, wenn er nicht mehr da ist. Erst der Tod öffnet einem die Augen ganz. Es bleibt schon wahr: O Lieb, so lang Du lieben kannst, o lieb, so lang Du lieben magst; die Stunde kommt, die Stunde kommt, da Du an Gräbern stehst und klagst. Und das Klagen hilft nichts. Wie leicht hat mans oft im Leben, einem anderen Menschen Freude zu machen - mit einer Kleinigkeit, mit einem kleinen Verzicht, mit einem Wort, mit einem Blick oder Händedruck. Wie viel habe ich meinem guten Jettel gegenüber da versehen und versäumt. Und sie hat mich dennoch lieb gehabt und still und geduldig so manches ertragen, so selbstlos und anspruchslos in einer Liebe, die in Wahrheit nicht das Ihre sucht. *(Sabine von Kurnatowski ist aufgrund von Schilderungen im Vergleich zu eigenen Erfahrungen der Ansicht, daß unsere Großmutter Henriette allergisch-asthmatische Beschwerden hatte, die man damals nicht so kannte wie heute und daher nicht diagnostizieren konnte. Die medizinischen Behandlungen haben dann nichts genutzt, aber geschadet. Ganz ähnliche Beschwerden habe sie selbst und ihr Sohn Florian. Es könnte aber m.E. sein, dass Henriette eine Myokarditis (Herzmuskelentzündung) hatte, die man damals weder erkennen noch behandeln konnte (Antibiotikum). Es ist bekannt, dass die früher außerordentlich häufige, hoch gefährliche Kinderkrankheit Masern gelegentlich zu dieser Komplikation führte. Sie äußert sich durch Herzjagen, Kurzatmigkeit, Beklemmung, Müdigkeit, blaßbläuliches Aussehen und niedrigen Blutdruck. Ohne Antibiotikum-Behandlung führt Myokarditis meist zu dauernder Herzschwäche.)*

Gottlob, unsere Ehe war nicht nur von Leid und Sorge und Krankheit heimgesucht (ich selbst bin eigentlich nie krank gewesen; erst seit etwa 1934 leide ich hin und wieder an etwas Rheumatismus.) Wir haben schöne, herrliche Zeiten miteinander verlebt, viele frohe, glückliche Stunden. Im Mai 1897 wurde Oskar geboren. Kurz vorher, im Februar brannte die Kreuzkirche ab. Meine Frau lag im Bett; sie war wohl gefallen und nun in Angst. Außer mir war niemand da. Ich habe mir damals gar nicht klar gemacht, um was es sich handelte, als sie mich bat, nicht nach dem Feuer zu gehen. Ich war allerdings sehr bald wieder da. Immerhin, was konnte da passieren. Wie rücksichtslos von mir und wie rücksichtsvoll von ihr, daß sie mir die Gefahr, die ihr evtl. drohte, gar nicht klar macht. Meine Frau hat es mir nie glauben wollen, daß ich mir ein Mädchen gewünscht hatte. Schließlich war es mir ja gleich, nur überhaupt ein Kind. Ich verstehe es, daß eine Frau ihrem Mann gerne einen Stammhalter schenken will. Aber warum sollte denn ein Mann sich nicht ein Mädchel wünschen? Wir Männer haben doch sonst die Mädchen gern und tun so, wenigstens der Geliebten und Braut gegenüber, als wären sie das Schönste und Herrlichste, was man sich nur auf Erden denken kann. Sicher, ich hätte mich über das Mädchen gefreut und habe mich über den Jungen ebenso gefreut. Ebenfalls Poppitz 15^{II} wurde uns Oktober 1898 Johanna geboren. Im Pfarrhause folgten 1900 und 1903 Erich und Werner nach.

Am 09.02.1902 feierten meine Eltern in Cölln-Meißen ihre goldene Hochzeit zugleich mit der silbernen von Hermann und Ida Simon. Pfarrer Hickmann überreichte den Eltern eine Ehenbibel mit der Namensunterschrift König Alberts.

(Er starb noch im Jahre 1902. Diese große und schöne Bibel soll, laut Christiane Schmiedel, an ihren Schwiegervater Erich gegangen sein, Ursula müßte sie geerbt haben. Ich habe mich sehr bemüht, sie zu finden, weil mein Vater Werner mehrfach darum bat, sie nochmal ansehen zu dürfen. Ursula (Ulla) sagte, dass sie nicht wisse, wer sie bekommen hat und wo sie ist. Sie hatte einfach vergessen, dass sie sie bekommen hat. Später rief sie mich an und sagte, sie habe für mich zwei alte Bibeln...).



*Henriette und Max Schmiedel mit ihren vier Kindern, Dresden 1905
(von links: Werner, Johanna, Oskar, Erich)*

1913 im Sommer fand die silberne Hochzeitsfeier von Richard und Minna Simon statt, bei der es sehr lustig zuging. Die Diamantene Hochzeit erleben meine Eltern leider nicht; es fehlte noch reichlich ein Jahr an den sechzig. Die Mutter litt die letzten Jahre an Altersschwäche; ihre häusliche Arbeit konnte sie aber noch verrichten. Der Vater erkrankte 1909 an einer Lungenentzündung, von der er entgegen der Voraussage des Arztes genas. Aber die Widerstandskraft war gebrochen. Minna hatte schwere Pflege (die Eltern wohnten zuletzt dort). Schweren Herzens brachten wir den Vater und wenig später die Mutter in das Krankenhaus. Der Vater ging nicht gern, die Mutter mit Freude. Sie war schon einmal dort gewesen, um wegen eines Bruches operiert zu werden. Noch an dem Tage, an dem sie operiert worden war, war sie aufgestanden. Es hat ihr nichts geschadet. Ihr hatte es gefallen, daß sie von den Schwestern gepflegt wurde und immer Unterhaltung hatte. Schon nach einigen Tagen, am 19. November 1910, starb der Vater, am 30. November 1910 auch die Mutter.

Beide liegen auf dem alten Friedhof in Cölln, fast in der Mitte zwischen der alten und neuen Kirche, nebeneinander begraben. In dem Grab ist auch die Asche von Richard Simon.

Es kam der Krieg. Oskar war im Feld, Hanni half in einem Kindergarten; Erich wurde später auch eingezogen, blieb aber zum Glück in der Heimat. Die Gedanken, die man sich wegen der

Zukunft der Kinder gemacht hatte, nahmen notgedrungen eine andere Richtung. Kam der Krieg nicht, hätten wohl alle drei Jungen studiert. Hanni mußte krankheitshalber zweimal nach Bad Elster, Oskar trat nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft in die Reichswehr als Leutnant, wurde aber später Kaufmann; Erich studierte Hochbau, dann Maschinenfach, arbeitete praktisch an drei Stellen und ging dann auch ins Kaufmannsfach über. Werner wollte Lehrer werden, was er nach dem Abitur damals in ein beziehungsweise eineinhalb Jahr ausnahmsweise erreichen konnte. Die Genehmigung vom Ministerium kam nicht und kam nicht. Als ich mit Werner nach Abschluß eines Lehrvertrages in einem Maschinenhandelsgeschäft nach Hause kam, lag die Nachricht da, daß er zum Studium zugelassen sei. Ich wollte den Vertrag, der nur mündlich zunächst erfolgt war, nicht rückgängig machen. So wurde Werner auch Kaufmann, studierte nach Abschluß der Lehrzeit und praktischer Tätigkeit in der Lausitz doch noch auf dem pädagogischen Seminar in Dresden drei Jahre und wurde nach dem mit Eins bestandenen Examen Hilfslehrer und Lehrer. Besser vielleicht, wenn er noch ein Jahr in Leipzig studiert hätte. Wer kann es wissen.

Das Vermögen der Mutter, und was ich dazu gespart, war zwar dank meines lieben Schwagers Hermann Simon und auch seines Bruders Richard, der mir gegenüber nicht aufrichtig und ehrlich gehandelt hat samt meiner Schwester Minna und durch die Inflation so gut wie ganz verloren gegangen. Aber schließlich hätte es zu einem einjährigen Studium noch gelangt. Mein Schwiegervater hatte mich gewarnt (nach eigener bitterer Erfahrung): Borge nie einem Verwandten Geld, Du hast nur Ärger und Feindschaft davon. Wenn Du kannst und der andere es wert ist, dann schenke ihm, was Du ihm schenken kannst; aber nicht borgen! Ich habe leider auf die Warnung nicht gehört.

Und dann kamen die Verlobungen und Hochzeiten und schließlich die Enkel. Alle drei Schwiegertöchter sind ehemalige Konfirmanden von mir. Schöne Stunden und schwere Stunden bangster Sorge haben wir erlebt. Ein Vater und erst recht eine gute Mutter nehmen doch an allem innigen Anteil, was ihre Kinder oder Enkel angeht. Ich gehe darauf nicht näher ein.-

Bei Eckhards auf der Forsthausstraße 7 (*in Dresden-Blasewitz*) hat es uns gefallen. Ich freue mich, daß meine gute Frau noch etwa fünf Jahre lang in so schöner Lage, umgeben von Baum und Strauch und Blütenpracht hat verleben dürfen, sie, die so am Garten und an den Blumen hing und sich über die Gänseblümchen ebenso freuen konnte, wie über eine schöne Rose. Hier ziehe ich nicht wieder aus, sagte sie, bis ihr mich einmal hinaustragt. Sie wußte, daß ihr Leben zu Ende ging. Mit mir sprach sie nicht darüber. Jedenfalls hatte sie den Sommer über noch 1936 in ihrer Laube sitzen können, vorn im Garten. Sie ließ die Laube vorrichten, streichen und lackieren, die Wege im Garten mit Sand vorrichten. Sie ist nur ein paar Mal über diesen Sand gegangen. Es war eine Freude für sie, daß ihre Jugendfreundin Marie Schinkel aus Zeitz zu ihrer Schwester, Frau Eckardt, zu Besuch kam. Von alten Zeiten haben sie wieder geredet. Sie war ziemlich munter. Als ich mich niedergelegt hatte, gab sie mir, wie immer, die Hand und sagte freundlich "Gute Nacht". Das war am 22. April, Mittwoch, acht Tage später lag sie schon in der Friedhofshalle.

Donnerstag wollten sie sich zum Kaffee treffen bei uns, weil meine Frau die Treppe schwer steigen könnte. Donnerstag wurde es schlimmer mit der Mutter; das letzte Mal, daß sie in ihrem Bette schlief. Später blieb sie während der Nacht in ihrer Stube, in der Sofaecke, wo wir als Brautleute manchmal in ihres Vaters Stube gesessen; zuletzt auf ihrer Chaiselongue. Marie Schinkel blieb länger, als sie zuerst gewollt.

Sie stand mit an ihrem Grabe und warf der Freundin als letzten Gruß Blumen und Ranken aus dem Pfarrgarten in Kayna nach ins Grab. Sie hatte sich diese von ihrer Schwester in Kayna schicken lassen. "Wenn ich sterbe, dann hat der Vater mehr Platz in meiner Stube", hatte sie

einmal zu Hanni gesagt. Ach, ich hatte immer Platz genug. Nun aber zuviel. Es war so leer geworden, im Haus und im Leben.

Was andere über sie urteilten und sagten? Nur einiges: "Ein Leben, das sich für die Seinen geradezu verzehrt hat. Mit größter Geduld hat sie Leiden getragen, mit heldenhaftem Mut, stets selbstlos und gütig". Schwester Johanna Hörig schrieb: "Sie hatte mich so verwöhnt durch so gutes Schreiben, immer so gut und freundlich". "Sie war an stete Tätigkeit gewöhnt, eine ruhige, feste Persönlichkeit mit gütigem, liebevollem Wesen", "Immer freundlich und gütig und aufopfernd". Die Wanderlust schrieb: "Wie hat sie aus gütigem Herzen in Wort und Tat oft unter persönlichem Verzicht frohes Jugendleben in der Wanderlust gefördert". "So ein lieber, feiner Mensch". "Still, tapfer und klaglos hat sie ihr Leiden getragen. Es wurde ihr doch so schwer, daß sie so gar nicht mehr für Euch alle sorgen konnte, wie früher. Ich habe sie damals still bewundert, wie sie alles leisten konnte und wie war sie stets bereit, anderen zu helfen und Freude zu machen". "In immer gleicher Güte und Heiterkeit und für alle da; es war eine gute Seele". "Liebe muß sein ein Selbstvergessen ohne Ende, ein Verschenden an Glück, wie es sonst nur die Sonne kennt. Das hat sie verstanden". "Eine heroische Natur - welche Geduld im Leid". Und ich kann hinzufügen: Eine wahrhafte Natur, die die Lüge nicht kannte, auch nicht im Scherz, wie ihr Vater. Sie hat niemand wissentlich beleidigt oder gekränkt, niemand Böses gewünscht oder getan. Sie wollte niemand zur Last fallen, sondern helfen, erfreuen, geben. Anspruchslos und bescheiden hat sie nie Rücksicht auf sich genommen und nicht Rücksicht gefordert, aber immer Rücksicht auf andere genommen, zu jedem Opfer bereit. Ob es ihr noch so schwerfiel, noch in den letzten Monaten stickte sie für ihre Töchter Decken. Eine ist nicht ganz fertig geworden. Auch bei schwersten Schicksalsschlägen hat sie nicht geweint, ein Erbteil von Vater und Mutter. Zwei- oder dreimal kamen ihr die Tränen auf einen Augenblick, weil ich sie mit Wort oder Tat gekränkt hatte. Was mag sie damals gelitten haben.

Wenn ich alles zusammenfasse, so kann ich kurz sagen: Sie war eine wirklich fromme Seele, nicht fromm in Worten und Augenaufschlag, sondern fromm in ihrem reinen Herzen, fromm in Wort und Tat und Leben. Auf ihrem Nähtisch lag die Stuttgarter Jugend- und Familienbibel, früher das neue Testament. Darin las sie jeden Tag ein Stück. Das letzte, was sie in der Bibel gelesen, war Matthäus 24,29 (Blick aufs Ende der Welt); Hiob 1 (Hiobs Frömmigkeit) und Psalm 16 (Fröhlich in Gott). Daneben las sie aus Chr. Geyer, Ewige Freude pagina 10 ff: "Wo irgend Menschen wahrhaft menschlich fühlten und handelten, wo sie nicht der verdorbenen, sich selbst entfremdeten Gegenwartsnatur folgten, sondern die zukünftige, verklärte, zu sich selbst gekommene göttliche Natürlichkeit ihres Wesens offenbarten, da sah er (Jesus) die Königsherrschaft Gottes über die Menschen und in den Menschen lebendig werden. Wo jene geheiligte Natürlichkeit erwachte, die Jesus eigenes Wesen und Leben zur unvergleichlichen Gottoffenbarung machte, da sah er das Reich Gottes anbrechen. Wir malen uns einen einzigen Tag unseres Lebens aus, der vom Morgen bis zum Abend und bis hinein in unsere Träume ganz von Gott durchwaltet wäre! Das ist ein Bild, so schön, daß wir den Blick nie mehr ganz davon abwenden können. Was müßten an diesem einen Tag die Menschen von uns haben, die mit uns zusammenkommen? Wahrhaftig, sie würden Gott an uns erleben und die Wahrheit des menschlichen Wesens". So zu leben war jedenfalls ihr Ziel.

Sie starb Mittwoch, den 29. April (1936) Nachmittag, kurz vor ½ 2 Uhr, mitten zwischen den Sonntagen Misericordias Domini und Jubilate (*zweiter und dritter Sonntag nach Ostern*). Das war ihr Leben: Ein Misericordias Domini: Ich will singen von der Gnade des Herren ewiglich und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. Und wir dürfen still bei allem Schmerz über ihr Scheiden von uns doch in das Jubilate einstimmen: Jauchzet Gott alle Lande, lobsinget zu Ehren seinem Namen. Ich besonders kann mit Luther sagen: "Ich habe eine Heilige zum Himmel geschickt".



*Henriette Schmiedel geborene Trübenbach,
nach ihrem Tod nach einem Foto 1937 von Max Schmiedel gezeichnet*

Still haben wir sie zur letzten Ruhe gebracht (auf dem Johannisfriedhof in Dresden, wo später auch sein Sohn Erich und dessen Frau Marianne geborene Heinrich begraben wurden; Ulla Schmiedel pflegt das Grab seit Jahren, auch im November 2005 fand ich es sehr gut gepflegt vor. Man findet es in der Sektion 3B R32, wie ein beschrifteter Stein in seiner Nähe bezeugt. Max schreibt in seinem ewigen Kalender für Geburtstage usw.: Grab III. Abt., Flügel 13, 21, Reihe Nro. 1-2. Am besten geht man von der Schandauer oder Weblener Straße aus, gegenüber der Ankerstraße, in den Friedhof hinein und diese Allee fast ganz durch bis etwa 40 m vor dem gegenüberliegenden Friedhofsausgang. Dort, am rechten Seitenweg, etwa 20 m hinein, liegt links das Grab mit Eisen und einem dunkelbraunen Holzkreuz mit rundem Kupferdach und einer Kupferblechtafel, auf der auch Max Schmiedel genannt ist, obwohl er hier nicht liegt. Wenn man einen kürzeren Fußweg haben möchte, kann man auch von der Ellbseite her, von der Tolkenitzter Straße aus, den Friedhof betreten und findet das Grab nach sehr kurzem Weg auf der linken Seite an einem Seitenweg links.) unter Gebet und Segen. In der Ferne (am Grab nicht hörbar) läuteten die Annenkirchenglocken. Zwei Bibelworte habe ich an ihrem Grabe verlesen lassen, das erste gleichsam aus ihrem Munde kommend: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben (= Treue) gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit (2. Timotheus 4, 7 ff (bis 8)) - und das zweite gleichsam aus unserem Munde kommend: Laßt sie mit Frieden. Sie hat ein gutes Werk an mir, an uns, getan. Sie hat getan, was sie konnte. (Markus 14, 6 und 8a).

Im Oktober (1936) wurde Fritz Regenhard nach Freiberg in Sachsen als Rechnungsdirektor im Revierhaus gewählt. Er zog sofort dorthin, wir anderen blieben bis Ende März in (Dresden-) Blasewitz. Anfang April (am 1.) zogen auch wir nach der alten Bergstadt, Goethestr. 2¹, in freie, schöne Lage mit Blick auf Gärten und Feld. Nur nach der Stadt zu ist uns der Blick durch die alte Kaserne, jetzt Finanzamt, verbaut (die alte Kaserne war während der "DDR"-Zeit eine "Arbeiter- und Bauern-Fakultät", in der Nicht-Abiturienten zur Hochschulreife geführt wurden).

Hier werde ich wohl nun bleiben bis ich die Augen schließe und die Meinen mich neben mein liebes, gutes Jettel betten werden. (Dieser Wunsch ist ihm leider nicht erfüllt worden; er ist 1945 in Freiberg auf dem Donatsfriedhof beerdigt worden, in der zweiten Abteilung von der Stadt aus gesehen, also von der Kirche her kommend, (die erste Abteilung stammt aus der Barockzeit), erster Weg hinter der Mauer nach links, nach etwa zwanzig Metern auf der rechten Seite, zwischen einer Linde am Weg und einer langsammwachsenden, grünen, steil pyramidenförmigen Scheinzypresse (*Chamaecyparis*) am Kopfende des Grabs, die 2005 entfernt wurde. Ich habe das bis dahin unbezeichnete, efeubewachsene Grab nach der "Wende" mit einer schräg liegenden Granit-Namensplatte versehen, für weitere zwanzig Jahre gekauft und pflege es seither und auch das Grab von Regenhardts, das links oberhalb in der Ecke desselben Gräberfelds liegt, mit Hilfe von Frau Inge Waldau, Freiberg. Im Frühling 2006 wird die Schrift auf der Granitplatte mit neuer Farbe versehen und der Grabrand, bisher Holz, durch einen roten Granitrand ersetzt, Firma Steinmetz Karl-Heinz Deisinger, 09599 Freiberg, Dresdner Str. 38C, Tel. 03731-22672, Fax -214047. Am 3. August 2007 bezahle ich über die DKB das Grab noch für weitere zehn Jahre bis zum 20.12.2020. 36,60 Euro pro Jahr plus 13 Euro Verwaltungskosten. Die Grabbezeichnung auf der Rechnung ist Hauptabt. DF: II, Unterabt. IIIa, Reihe/Kl. 01, Grabstätte 11. Am 14. Oktober 2008 sah ich, dass die Farbe aus der Schrift der Grabplatte teilweise abgeplatzt war und reklamierte das bei Fa. Deisinger. Sie wollen die Schrift im Frühling 2009 erneuern. Im Mai 2022 versicherte mir Frau Waldau, dass die Gräberpflege trotz ihres hohen Alters dank ihrer Tochter weitergehe. Im September 2020 hatte ich die Gräber bis Ende 2029 nachbezahlt.)

Ich wollte, ich könnte mit so reinem, guten Gewissen, wie sie, auf mein Leben zurückblicken und ebenso getrost und fröhlich in die Ewigkeit gehen, wie sie.

Ich bin am Ende mit meiner Niederschrift. Carl Ludwig Schleich schreibt in seinen Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit“ im Nachwort: „Lebenserinnerungen sind meistens Anklageschriften. Entweder beschuldigt der Verfasser sich selbst oder er klagt die anderen an“. Ich habe beides getan, beides aber nach bestem Wissen und Gewissen. Und wenn ich von der Bosheit anderer gegen mich und die Meinen redete, so habe ich das getan, um mir das alles einmal vom Herzen nicht nur herunter zu reden, sondern zu schreiben. Im Übrigen klage ich nicht nur an. Auch die sonnige Seite meines Lebens sollte zur Geltung kommen und der Dank für all das Schöne und Gute, das ich genießen durfte, nicht zum wenigstens von seiten meiner "guten alten Schwarzen". Daß sie mich innig und treu geliebt hat, weiß ich. Ich wollte, ich hätte ihr mehr gezeigt, wie lieb ich sie gehabt.

Freiberg (Sachsen), 14. Februar 1938. Pfarrer im Ruhestand gezeichnet Max Schmiedel.

(Das ist das Ende der Familien-Aufzeichnungen und Lebens-Erinnerungen meines Großvaters Max Schmiedel. Die Nachfahren mögen sich ein Beispiel nehmen und über ihr eigenes Leben ebenfalls eine Niederschrift anfertigen.)

Ich (Klaus Schmiedel) füge hier die Abschrift des gemeinschaftlichen Testaments von Max und Henriette

Schmiedel an, wie ich es kenne aus einer Abschrift des Amtsgerichts Dresden vom 10. Juli 1936 für „Herrn Prokurist Erich Schmiedel in Dresden-Striesen, Augsburgerstr. 49. II.“; die mir Ursula (Ulla) Schmiedel am 11. April 2001 bei einem Besuch aus Dresden mitbrachte:

Testament und Erbvertrag.

Dresden, den 1. Januar 1917.

Wir, die beiden unterzeichneten Eheleute, bestimmen hiermit in gegenseitigem Einverständnis Folgendes:

Es besteht zwischen beiden Eheleuten völlige Gütergemeinschaft. Im Falle des Ablebens des einen Ehegatten fällt daher das gesamte Vermögen des Verstorbenen ohne weiteres an den überlebenden Ehegatten. Es steht demnach die Nutzniessung des gesamten Vermögens beider Eheleute dem überlebenden Teil zu, auch dann, wenn mündige Kinder vorhanden sind. Erst nach dem Tode auch des zweiten Ehegatten fällt das Vermögen zu gleichen Teilen den Kindern zu. Wir erwarten aber, dass die drei Brüder ihre Schwester für den Fall, dass sie unverheiratet bleibt, nicht im Stich lassen werden. Das Vermögen, welches mündige Kinder beim Ableben des einen Teiles der Eltern bereits besitzen, ist selbstverständlich von obiger Bestimmung nicht berührt. Das Vermögen, welches unmündige Kinder beim Ableben des einen Teiles der Eltern besitzen, untersteht der Verwaltung und Nutzniessung des überlebenden Teiles der Eltern bis zur Mündigkeit des betreffenden Kindes.

Ernst Max Schmiedel, Pastor an der Annenkirche.

Ich erkläre hiermit, dass obiges Testament u. Erbvertrag auch als mein Testament bzw. Erbvertrag gelten soll.

Dresden, d. 1. Jan. 1917.

Henriette Therese verheh. Pastor Schmiedel geb. Trübenbach.

Ferner füge ich an:

- *die Abschrift einer notariell beglaubigten Generalvollmacht für Erich Schmiedel vom Juli 1935, die die Unterschriften von Max und Henriette Schmiedel trägt,*
- *die Abschriften der letzten Briefe von Max Schmiedel aus dem Krankenhaus an Erich,*
- *die Abschrift der Sterbeurkunde, und*
- *die Abschrift der Todesanzeige für Max Schmiedel vom Juni 1945, die mir Ursula (Ulla) Schmiedel im Oktober 2001 als Originale schenkte:*

Wert: 10.000,-- RM.

10,-- RM Tarif 33 STSTG.
1,50 RM Tarif 19 STSTG.
2,30 RM 20% Zuschlag
13,80 RM Sa.

General-Vollmacht.

Hiermit bevollmächtigen wir

- 1.) Pfarrer i.R. Ernst Max Schmiedel
- 2.) Henriette Therese verheh. Schmiedel geb. Trübenbach

uns in allen unseren Angelegenheiten ge- und außergerichtlich zu vertreten, unsere Rechte al-
lenthalben wahrzunehmen und zu diesem Zwecke für uns vor allen Behörden zu erscheinen,
Erklärungen abzugeben, Verhöre und Termine aller Art zu beantragen, Verträge abzuschlie-
ßen, Grundstücke für uns zu veräußern und aufzulassen sowie zu erwerben und Auflassungen
entgegenzunehmen, Eintragungen, Löschungen und Umschreibungen im Grundbuche zu be-
willigen und zu beantragen, Geld und Geldeswert für uns in Empfang zu nehmen und darüber
zu quittieren, in Zwangsverwaltungs- und Zwangsversteigerungsverfahren uns zu vertreten
und darin unsere Rechte wahrzunehmen, auch für uns auf Grundstücke zu bieten und im Falle
des Meistgebots den Zuschlag für uns zu beantragen und sich erteilen zu lassen, Nachvoll-
machten zu erteilen, Erbschaften anzutreten und auszuschlagen, Rechte an Sachen und Forde-
rungen abzutreten und aufzugeben, Urkunden, Beschlüsse, Verfügungen und Zustellungen je-
der Art entgegenzunehmen, Rechtsmittel und Beschwerden einzulegen und zurückzuziehen,
überhaupt alles für uns zu tun, was zur Wahrung und Förderung unserer Rechte dienlich ist,
auch soweit es dazu eines besonderen Auftrages bedürfen sollte. Wir genehmigen auch alles
dasjenige, was unser Bevollmächtigter bereits für uns vorgenommen hat.

Hierüber haben wir diese für unseren Sohn Ernst Theodor Erich Schmiedel in Dres-
den, Augsburgstr. 49^{II}

General-Vollmacht

ausgestellt und eigenhändig vollzogen. Diese Generalvollmacht gilt für jeden von einzelnen
von uns, wie für uns gemeinsam

Dresden, am 5. Juli 1935.

Pfarrer i.R. Ernst Max Schmiedel,

zugleich als Ehemann,

Henriette Therese Schmiedel geb. Trübenbach

G.R. 66/35.

Die vorstehenden Unterschriften:

1.) des Herrn Pfarrer i.R. Ernst Max Schmiedel

2.) der Frau Henriette Therese verehel. Schmiedel geb. Trübenbach

beide wohnhaft in Dresden-Blasewitz, Forsthausstrasse Nr. 7

werden öffentlich beglaubigt.

Dresden-A., den 5. Juli 1935.

(Stempel) Dr. Heise, Sächs. Notar in Dresden

(Unterschrift) I. Heise, Sächs. Notar.

(Vier mit Datumsstempeln und Notariatsstempeln entwertete Sachsen-Stempelmarken über
insgesamt 13,80 Reichsmark.)

*Dies sind (trotz Brigitte Schmiedels Hilfe wegen teilweiser Unleserlichkeit nicht ganz vollständige) Abschriften der
wahrscheinlich letzten, handschriftlichen Briefe von Max Schmiedel an seinen Sohn Erich:*

Sonntag, 3. 6. 45

Lieber Erich!

Da liege ich nun seit Dienstag früh 9 h und langweile mich. Es geht besser. Mein Unterleib war
seit Wochen voll und hart und auch nicht viel drin. Aber die Nahrung ist eben nicht so ganz
passend fürs Alter, zu wenig Fett. Blase, Magen etc. waren wohl etwas entzündet. Jedenfalls
konnte ich seit 4 - 5 Wochen nicht auf der Seite liegen, weil das Schmerzen verursachte.

Dazu kam nun die Venenentzündung (Krampfader, die mir in den 37 Jahren, die ich sie habe, nie
zu schaffen gemacht hat) Trombose. Habe nichts gemerkt, bis ich auf der Treppe beim Fortge-
hen hingefallen bin. Ich hörte mich rufen, erwachte sofort bei klarem Bewusstsein und Sprache.
Da haben sie mich zu Frl. Korb getragen neben? Hannis Bett. Gegen Abend kam der Arzt. Die

kalten Umschläge haben gut getan gegen die Entzündung der Venen, Heizkissen??. Unterleib, Pillen gegen Herzschwäche.

Gestern war der Arzt wieder da, will wiederkommen; hoffentlich kann ich dann aufstehen. Wie schön wäre das gewesen, wenn ich dauernd hier war!

Fritz, das Unschuldslamm, ist noch nicht da. Er wird es nicht gerade schlecht haben, aber es ist doch schade. Und Oskar? Ich darf nicht dran denken. Wie hat er sich immer gegen die SS eingesetzt und wollte von ihr gar nichts wissen; war ja auch nie in der Partei und hat den Krieg nicht geliebt, sondern gehasst. Also sicher kein Kriegsverbrecher. (*Siehe Anmerkung unten.*)

Gut, daß Du Deinen Masseur wiederhast. Hoffentlich hilft es Dir. Ich werde, wenn überhaupt, so doch längere Zeit nicht nach Dresden kommen können. Ich möchte doch so gerne mal sehen, wie es bei Euch aussieht - in jeder Beziehung. Bin neugierig, wie unsere Wohnung aussieht. Sonst ist es hier viel ruhiger geworden.

Ich wünsche Euch allen alles Gute. Hoffentlich erlebt Ihr noch einmal schönere Zeiten.

Grüßt alle guten Bekannten.

herzlichst Gott befohlen!

Viele, viele Grüße

von Eurem Großvater

Mittwoch, 6. 6. 45

Lieber Erich! Das war schön, daß wir gestern direkt Nachricht erhielten. Du wirst wohl unterdessen einen Brief erhalten haben, den wir in Dresden haben hineinstecken lassen. Schön, dass es Euch leidlich geht und vielen Dank für Brot und Gemüse. Ich esse Suppen, es schmeckt nicht recht, geht mir aber besser. Ich will heute mal aufstehen ?? mit hochliegendem Bein. Die Entzündung ist so gut wie behoben.

Schade, daß ich nicht in unser Logis kann, um dort zu helfen etc. Sie haben ja fürchterlich gestohlen und gewüstet. Deine Kiste haben sie auch in der Kloppe gehabt, aber wohl alles gelassen, wie Hanni sagte.

Betten und Wäsche - schlimm. Ich weiß nichts mehr: Vielen Dank und herzliche Grüße an Euch alle. Komm Du ja nicht!! Das hat noch Zeit. Herzlichst Euer Großvater.

(Anmerkung von Klaus Schmiedel vom März 2005 zu Max Schmiedels Brief vom 3.6.1945 bezüglich SS und NSDAP:

Einem todkranken Mann sieht man gern alles nach. Aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hier irrt er. Oskar war sowohl NSDAP- als auch SS-Mitglied gewesen, wie ich aus Mitteilungen des Bundesarchivs in Berlin vom 11.03.2005 erstmals erfuhr; das die NSDAP-Mitgliederkartei und die Fragebögen usw. des Rasse- und Siedlungs-Hauptamts (RuSHA) der SS besitzt, die die Amerikaner am Kriegsende unversehrt beschlagnahmen konnten (BDC = Berlin Document Center) und später der Bundesrepublik übergaben (heute Bundesarchiv, Abteilung R, Postf. 450569 in 12175 Berlin). Ich erhielt Angaben zur NSDAP-Mitgliedschaft über Rudolf Mothes und seine Frau, über meinen Vater Werner, seine Brüder Erich und Oskar sowie, zu meiner Überraschung, auch über Max Schmiedel.)

Max Schmiedel ist kurz nach dem Schreiben der oben wiedergegebenen Briefe verstorben. Seine Sterbeurkunde, die mir Ursula (Ulla) Schmiedel am 29. Oktober 2001 neben anderen Familienunterlagen schenkte, hat folgenden Wortlaut:

Sterbeurkunde

(Standesamt Freiberg Nr. 961/1945)

Der Pfarrer im Ruhestand

Ernst Max S c h m i e d e l

wohnhaft in Freiberg, Goethestr. 2

ist am 13. Juni 1945 um 6 Uhr 30 Minuten

in Freiberg, Bismarckplatz 4 verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 2. November 1864 in Kayna.

Vater: Schneidermeister Johann Ernst Schmiedel, verstorben in Meißen.

Mutter: Marie Emilie Schmiedel, geborene Groitzsch, verstorben in Meißen.

Der Verstorbene war verheiratet mit Henriette Therese Schmiedel, geborenen Trübenbach, verstorben in Dresden.

(Stadtsiegel) Freiberg/Sa., den 13. Juni 1945.

(Wertmarke Deutsche Gemeinden 30 Reichspfennig mit Standesamt-Stempel 13. Juni 1945)

Der Standesbeamte *(Unterschrift)*

Text der Todesanzeige (ca. DIN A6 groß, mit schwarzem Rand):

Unser guter Vater und Großvater

Pfarrer i.R. **Ernst Max Schmiedel**

Pfarrer an der Annenkirche in Dresden von 1892 - 1931

ist am Mittwoch, den 13. Juni, nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen. Wir haben ihn am Montag in aller Stille, seinem Wunsche entsprechend, zur letzten Ruhe gebettet.

Beileidsbesuche dankend abgelehnt.

Erich Schmiedel

im Namen der Hinterbliebenen

Dresden A27, Bernhardstr. 100.

(Ende.)